Das Räthsel

und

der unterbrochne Schwätzer.

Zwei Lustspiele

von

C. W. Contessa.

Berlin.
In der Realschulbuchhandlung.
1808.

Meinem Bruder.

Das Räthsel.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Elise.

Carl.

Dessen Oheim.

Das Theater stellt einen Saal vor mit einer Thüre im Hintergrunde und einer Seitenthüre. Vorn zwei Tische einander gegenüber.

Erſte Scene.

Der Oheim.

(Tritt in Gedanken herein und bleibt endlich vor der Seitenthüre ſtehen.)

Schon wieder hier? — Bin ich denn hergebannt?
Da ſteh' ich, wo ich kaum vor zwei Minuten ſtand. —
Ich laufe hin und her, die Treppen auf und nieder
und bin am Ende doch vor dieſer Thüre wieder! —
Und was, was treibt dich denn zu dieſem Zeitvertreib?
Was führt dich her? — Geſteh's und ſchäme dich: —
ein Weib!

So wär' ich wohl verliebt? — Verliebt? Daß Gott bewahre!
Ich bin erschrocken! — Hm! die Lieb' und graue Haare!
Ein Blumenbeet im Winter angebaut!
Verliebt! und ach! in wen? — In meines Neffen Braut.
Er führt Elisen her: ich soll sie sehn und preisen —
nur halb erfreut ein Glück, das nicht der Freund auch kennt —
und ich, um kräftig ihm den Beifall zu beweisen,
verliebe mich in sie beim ersten Kompliment?
Pfui! — Pfui? — Nicht pfui! — Was wollte man sich grämen?
Wem fiel es jemals ein des Essens sich zu schämen?
Warum der Liebe denn? — Man ist ja nicht von Eis.
Wem trieb Elise nicht das Herz zu raschern Schlägen?
Ach, wenn der Frühling kommt und Flur und Wald sich regen
treibt auch der alte Stamm wohl noch sein grünes Reis.

Mein Neff' allein iſt Schuld. Er mußte mich doch kennen
und wiſſen, daß am Licht die Mücken ſich verbrennen.
Was bringt er ſie mir her! — Nun iſts einmal ge-
ſcheh'n!
Was ſie wohl macht? — Ich will ein bischen hor-
chen gehn.
(Er legt den Kopf an die Thüre.)
Et! da vernahm ich was. — Nein. Ich hab'
nichts vernommen.
Sie iſt gewiß allein, mein Neffe wird nicht kommen:
ich klopfe an. — Doch halt! Geſetzt, ſie ruft: herein,
was mach' ich dann? — Nun dann geh ich hinein.
(Er geht wieder nach der Thüre. Dann ſich wieder entfer-
nend.)
Doch wenn ich drinnen bin, was werd' ich ihr dann
ſagen?
Ei nun, ich werde ſie nach dem Befinden fragen:
ſie dankt; ſie macht mir Platz; ich ſetze mich — und
dann —
und dann — dann findet ſichs! Ich geh' und klopfe an.
(Indem er nach der Thür geht tritt Carl herein.)
Verdammt!

Zweite Scene.

Oheim. Carl (einen Brief in der Hand.)

Carl.

Ach recht!

Oheim. (Für sich.)

Nein, schlecht!

Carl.

Man hat mich her gewiesen.
Ich suchte Sie. — Sie wollten zu Elisen?

Oheim.

Ich? meinst du mich?

Carl.

Wen sonst?

Oheim.

Ich zu Elisen? — Nein.
Ich hörte nur Geräusch.

Carl.

Bei ihr? Ist sie allein?

Oheim.

Doch wohl.

Carl.

Erlauben Sie; so will ich fragen gehen.

Oheim. (Ihn zurückhaltend.)
Nein — bleib! Sie schläft.

Carl.
Sie schläft? — So haben Sie's gesehen?

Oheim.
Nein doch! ich meinte nur.

Carl. (Nach der Thüre gehend.)
Sie haben nur gemeint —

Oheim. (Ihn haltend.)
Mein Gott, sie könnte ja doch schlafen, lieber Freund. Du könntest meinethalb sie aus dem Traume wecken. — Du suchtest mich? — Du hast mir etwas zu entdecken?

Carl
Nur mitzutheilen. Eine Kleinigkeit.
Es ist ein Scherz. — Den Brief bekam ich heut.
Ein Freund, dem wir schon manch Vergnügen danken, schickt uns ein Räthsel zu und ruft uns in die Schranken.

Oheim.
Dich und Elisen?

Carl.

Ja; weil sie die Räthsel liebt,
gleich gern sie selber löst und sie zu lösen giebt.

Oheim.

Ja, ja, das merk' ich wohl.

Carl.

Wie viele schöne Stunden
sind uns bei diesem Spiel oft allzuschnell verschwunden!
Da ward gelacht, geküßt, geschmollt auch — wie es fiel:
denn zwischen Liebenden ist Spiel ja mehr als Spiel.

Oheim.

Und Leben nur ein Spiel. Ach, wohl sind's goldne Tage!
Ja, Jugend hat die Lust und Alter hat die Plage.

Carl.

Da ist sie selbst.

Dritte Scene.

Eliſe, Vorige.

Eliſe. (Aus der Seitenthüre tretend.)
Sieh da! So einſam beide hier?

Carl.
Doch war uns beiden wohl: wir redeten von Dir.

Eliſe.
Wie konnteſt Du ſo lange von mir bleiben?

Carl.
Zu meiner Qual mußt' ich drei lange Briefe ſchreiben.

Eliſe.
Und auch mein Onkel läßt mich böslich aus der Acht.
Ich dacht': er kommt gewiß; — ich hatte falſch gedacht.

Oheim.
Ja, wenn man immer wär', wo man am liebſten wäre!
Ich wollte juſt, da kam mir — jemand in die Quere.

Eliſe.

Auf Sie hatt' ich gehofft. Ich war ungern allein.
Mein Papagei iſt krank; dem Azor ſchmerzt das Bein —
das arme Thier iſt mir heut' früh vom Schooß gefallen —
und Bücher mocht ich nicht; mir ekelte vor allen.
Nein, in der That, ein Buch befriedigte mich nicht.
Wenn man eins plaudern will, ſo will man ja nicht leſen
Was ſollt' ich mit dem unbequemen Weſen,
das immer fort docirt, ſich niemals unterbricht,
nicht widerſprechen läßt und ſelbſt nicht widerſpricht?

Oheim.

Ja, ja, ich kenne das und kann's am beſten fühlen.
Auch ich, ich finde jetzt kein Buch, das mich erfreut,
das Trauerſpiel zu lang, das Schauſpiel gar zu breit,
in wenig Dichtern Geiſt und Langeweil' in vielen.
Romane möcht' ich wohl, allein nicht leſen — ſpielen!

Carl.

Da kommt mein Räthſel ja zu recht gelegner Zeit.

Eliſe.

Ein Räthſel? O zeig' her! Wer hat es Dir gegeben?

Carl.

Hier, dieſer Brief. Er bracht' es mir ſo eben.
Freund Wilhelm ſchickt es uns.

Eliſe.

Ha der! Der Ueberklug.
So zeige doch!

Carl.

Noch nicht! Du weiſt noch nicht genug.
Eh' Du das Räthſel lieſt, mußt Du den Brief erſt hören.

Eliſe.

Wozu?

Carl.

Das wirſt Du ſehn. Er giebt uns gute Lehren.

Eliſe.

Nun ja, ſo lies ihn nur. Wir Armen, wie ihr wißt,
gehorchen immer gern.

Oheim. (Bei Seite.)

Wenn es gut Wetter iſt.

Carl. (Lieſt.)

„ „Mein Freund, ich ſende Dir ein Räthſel, welches ſo eben meinen Händen entſprungen iſt und

empfehle es besonders dem Scharfsinne Deiner liebenswürdigen Elise. Morgen denke ich selbst Deinem braven Oheim einen Besuch zu machen und dem glücklichen Oedip den Preis zu ertheilen. Um aber indeß Deine Standhaftigkeit und Elisens Ergebung auf eine kleine Probe zu setzen, lege ich die Auflösung in einem wohl versiegelten Zettel bei, welcher, wohl zu merken, vor meiner Ankunft nicht erbrochen werden darf. Ich glaube Du wirst mir Dank wissen für diese Vorübung zum Ehestande. Adieu. Ich zweifle nicht, morgen den Zettel noch eben so wohl versiegelt aus Deinen Händen zurück zu erhalten.“ “

Elise.

Mein Gott, der weise Mann, mit seinen Wundergaben.

Er ist doch gar zu klug! (Für sich:) Den Zettel muß ich haben.

Carl.

Hier ist das Räthsel.

Elise.

Nein, ich mag das Räthsel nicht.

Mir iſt nicht wohl. O weh! Wie mich's im Kopfe
ſticht —
und hier — —

Carl.

So lies es doch. Das würde Dich zerſtreuen.

Eliſe.

Ach nein. (Für ſich.) Den weiſen Herrn ſoll der Triumph
nicht freuen.

(Es entſteht eine kleine Pauſe.)

Oheim. (Für ſich.)

Aha! Der Teufel ſä't ſein Unkraut in das Feld! —
Indeß mein Neffe hier die reiche Leſe hält,
möcht' es gerathen ſeyn, daß wir uns ſtill entfernten:
wir kommen dann zurück den Waizen einzuernten.

(Er ſchleicht ſich unter öfterm Umſehen davon.)

Vierte Scene.

Carl. Eliſe.

Carl.

Es ſcheint, daß Wilhelms Scherz Dir ungelegen
war.

Eliſe.

O nein.

Carl.

Doch beut ſich Dir ein leichtes Mittel dar,
den Schadenfroh um ſeine Luſt zu prellen.

Eliſe. (Für ſich.)

Auf eine ſolche Probe mich zu ſtellen!
Glaubt dieſer Menſch, ich ſey erſt vierzehn Jahr?

Carl.

Du lieſ' das Räthſel durch: Du haſt den Sinn gefunden —
Wie flöh er Dich? Hältſt Du nicht jeden Sinn gebunden? —
Freund Wilhelm kommt; es wird der Zettel ihm gebracht;
er ſieht, daß Dir ſein Witz nicht tief genug gelegen,
um nur einmal die Neugier Dir zu regen:
er iſt beſchämt und wird brav ausgelacht.

Eliſe. (Gezwungen lachend.)

Gewiß, er hat's verdient. Ha, ha! Wir wollen lachen! —
Doch — ſollte man ihm nicht die Strafe härter machen?

Beim Himmel! Scheint es nicht, als wollt' er uns entzwein?
Wer weiß, mein Freund; man muß behutsam seyn.
Der Wolf steckt heutzutag' oft mitten unter Schafen.
Wach ist die Hinterlist, die Klugheit darf nicht schlafen.
Nein, sieh, da fällt mir gleich ein bessrer Vorschlag ein.
Du mußt in meine Hand den Zettel übergeben,
und so vereiteln wir auf einmal sein Bestreben.
Er sieht, daß Du mit Fleiß nicht seines Raths gedachst
und ärgert sich weit mehr, als würd' er ausgelacht

Carl. (Für sich.)

O Eva! — Nein, ich kann den Zettel ihr nicht geben.
Ich schämte mich vor ihm die Augen aufzuheben.
Ich müßte wie ein Kind vor seinem Spotte stehn.

Elise.

Du denkst dem Vorschlag nach? — So wird und muß es gehn.

Carl.

Ja — doch — fürwahr! Du scheinst ihn zu verkennen.
Es ist ein Scherz.

Eliſe.

Es ſey nun Scherz, ſey Ernſt zu nennen,
Du giebſt den Zettel mir. Nicht ſo?

Carl.

Allein, mein Kind —

Eliſe.

Dein Kind, es bittet dich: den Zettel — ! o geſchwind!

Carl.

Bedenke doch — was wird dann Wilhelm von uns denken?

Eliſe.

Ei, was er mag und kann! — Theil' mir den Zettel mit.
Was zögerſt Du? Geſchwind! — Es heiſt uns wenig ſchenken,
wenn das Geſchenk dem Wunſch nicht an die Ferſe tritt.

Carl.

Wie? Läßt die Neugier denn ſo wenig ſich bezähmen?

Eliſe.

Der Neugier hatt' ich mich nie weniger zu ſchämen.

Carl.

Carl.

Vielleicht der Eitelkeit!

Elise.

Das geb' ich Dir zurück;
denn Deine Eitelkeit zeigt sich dem ersten Blick.
Du willst Dich als ein Mann von fester Stirne zeigen,
dem Weiberwille sich und Weiberklugheit beugen.

Carl.

Und Du, gesteh's, Du zeigtest gern an mir,
der Mann, er sey doch nur ein dienstbar f:'gsam Thier,
sobald es euch gefällt den Zauberstab zu rühren.
Er prahlt und pocht — ein Wink: — er kriecht auf allen Vieren!

Elise.

Ihr schwachen Seelen, die ihr glatten Worten traut,
von Männerliebe träumt, auf Männerschwüre baut,
wacht auf! — Noch ist kein Mann, der wahrhaft liebt, geboren.
Mit tausend Eiden wird euch Liebe zugeschworen;
man girrt von Treu', Ergetung, ew'ger Glut,
man möchte gern das Leben für euch wagen,

gern gäb' man alles hin: — allein es bleibt beim Sagen
und ihre Lieb' ist nichts als heißes Blut.
Wollt ihr vielleicht nach der Erfüllung fragen,
vielleicht wohl bitten nur, so hat der Held den Muth,
ein elend Stück Papier euch trotzig abzuschlagen.
(Sie setzt sich in hastiger Bewegung an den Tisch und stützt den Kopf in die Hand.)

Carl.

Elis.: Nein, bei Gott! Dies ist zu viel.
Der Schwur, den ich gethan, er war kein loses Spiel,
das blos der Trieb des Augenblicks erfunden.
Was meine Lippe sprach, was meine Brust empfunden,
empfinde, sprech ich noch. Dein eigen bin ich ganz.
Nicht säumt' ich eine Krone auszuschlagen
für Deines Lächelns Reiz, für Deiner Blicke Glanz,
wenn sie halb schüchtern mir und halb verlangend sagen,
was keine Zunge spricht, das Herz kaum wagt zu schlagen.
Für Dich, o glaube mir, gäb' ich der Augen Licht,
ich gäb' für Dich mit Freuden selbst mein Leben — —

Eliſe. (Aufſtehend.)

Mein Carl, ſo willſt du mir den Zettel wirklich geben?

Carl.

Den Zettel? Nein, den Zettel geb' ich nicht.

Eliſe.

O ſchändlich! Unerhört! Das iſt nicht zu erdulden.

(Sie ſetzt ſich nieder.)

Carl.

Bedenke wohl, hier kommt dir Eitelkeit zu Schulden
und Eigenſinn, mein Kind; hier kommt es darauf an,
zu ſeh'n, ob Du das Weib und ich der Mann;
ob es nicht umgekehrt; ob Du mich wirſt beſiegen,
ob Du Dich wirſt als Weib in Deine Schranken fügen;
ob ich als Mann Dir werde widerſteh'n,
ob ich mich werde ſtill an Deinem Fädchen dreh'n.
Ein kleiner Wunſch, vom Mann, dem Weibe abgeſchlagen
zur rechten Zeit, hat ihm oft goldne Frucht getragen.

Eliſe.

Nur zu, mein Herr! Sie predigen ſehr ſchön.
Mir iſt, als ſäh' ich Sie mit Mantel und mit Kragen

L. d. Weimar

Carl. (Aergerlich.)

Wer in den dürren Sand geſät, der erndtet nie
und Weibern predigen — —.

Eliſe.

Das iſt verlorne-Müh!

O ja.

Carl.

O ja! Der Kluge weiß zu ſchweigen.

Eliſe.

Ach ja!

Carl.

Und daß ichs kann, das will ich Ihnen zeigen.

(Er ſetzt ſich ihr gegenüber. Pauſe. Endlich fängt er mit dem Stuhle an zu rücken, dann zu huſten.

Hm! — Hm! — Eliſe! — Wie? Du biſt wohl bös'
auf mich?
Um dieſe Kleinigkeit? — Es iſt doch lächerlich,
daß unter Zank und Streit die Stunden uns entfliehen,
die ſchönen, die für uns nicht zweimal blühen —
und unter Streit um nichts!

Eliſe.

Wer iſt denn Schuld daran?
Ich nicht.

Carl.

Ich nicht!

Eliſe.

Ja, Du. Du ſpielſt den ſtarken Mann,
und kränkſt mich bitterlich. Den Zettel wollt' ich leſen;
nun ja, es wär' zum Scherze nur geweſen;
vielleicht las ich ihn nicht einmal: — er weigert ſich
und will mich lieben! — Ach! Mein Kopf wie ſchmerzt er mich!

Carl. (Trägt ſeinen Stuhl neben Eliſen.)

Eliſe, hör' mich an. Geſtehn wir unſre Schwächen
und laſſen wir Vernunft und Liebe wieder ſprechen.
Vergiß das unglückſeelige Papier.
Gieb mir die Hand.

Eliſe.

Gieb erſt den Zettel mir.

Carl.

Eliſe — !

Eliſe.

Nein, ich werd' ihn nicht vergeſſen.
Nach der Ergebung nur, läßt ſich die Liebe meſſen.
Der liebt mich nicht, der nicht nach meinem Willen thut.

Carl.

Eliſe!

Eliſe.

Spare Dir die Worte. Kurz und gut;
Du giebſt mir das Papier, ſonſt will ich gar nichts wiſſen.

Carl. (Nachdem er ſie eine Weile von der Seite angeſehen.)

Welch böſer Geiſt hat ſich denn heute losgeriſſen?
(Er trägt ſeinen Stuhl geſchwind wieder auf die andre Seite.)
Verdammt ſey jedes Wort, das ihr mein Herz geſchenkt!
Beim Himmel! Wer ſein Glück an Weiberlaunen hängt,
der hätte beſſer ſich am erſten Strick gehangen.

Eliſe. (Nach einer kleinen Pauſe, für ſich.)

Zu haſtig war ich wohl. Ich bin zu weit gegangen.

Er iſt beleidigt. — Ja — ich lenke wieder ein.
(Laut.)
Wie iſt's? Kommt heute noch Geſellſchaft her?

Carl.

Kann ſeyn.

Eliſe.

Ich wünſchte nicht. Mich ſchmerzt der Kopf noch immer.

Carl.

Mich auch.

Eliſe.

Es iſt heut' warm.

Carl.

Beſonders hier im Zimmer.

Eliſe.

Und dennoch muß ich noch zum Roſenſtock hinaus;
Wenn man ihn nicht begießt — —

Carl.

So geht er aus.

Eliſe.

Ich muß geſteh'n, das würde mich betrüben.

Carl.

Ja, ja.

Eliſe.

Dich nicht?

Carl.

O ja.

Eliſe.

Wo iſt die Zeit geblieben?
Seit wir ihn pflanzten ſind acht Tage ſchon vorbei,
und dennoch iſt es mir, als ob es geſtern ſey.
Wohl Flügel haben ſie, die Stunden; es weilt' keine.

Carl.

Ach, nur die ſchlimmen nicht; die haben ja kaum Beine.

Eliſe.

Erinnerſt Du Dich noch? Der Abend war ſo ſchön;
gepflanzt war unſer Stock; wir blieben vor ihm ſtehn,
ſahn auf das Roſenpaar, vereint an einem Stiele,
das traulich nickend ſtand, und in des Windes Spiele
ſich ſüße Worte zuzuflüſtern ſchien;
dann ging's zum Brunnen hin — —

Carl. (Seufzend.)

Ja, ja, wir gingen hin.

Eliſe. (Aufſtehend.)

Doch nein, Du gingſt allein. —

Carl. (Aufſtehend.)

Ich war allein gegangen,
um Waſſer aus dem Brunnen aufzuziehn,
allein Du kamſt mir nach.

Eliſe.

Da ſcherzten wir und ſangen,
und gingen zu dem Stock und wir begoſſen ihn —
und Du, Du faßſt mich an —

Carl.

Und ſah auf Deinen Wangen
der Liebe ſtilles, zärtliches Verlangen,
ſo wie das Abendroth auf unſern Roſen, glüh'n —
Und dann — Eliſe, ach! Der Abend iſt vergangen;
doch konnte mir mit ihm auch Deine Lieb' entflieh'n?

Eliſe. (Mit dem Finger drohend.)

Gelungen wär' es Dir beinah' ſie fortzutreiben
(Seine Hand faſſend.)
Doch nun, nun bleibt ſie da, und wird Dir ewig bleiben.

Carl.

O laß uns alles das vergeſſen und verzeihn!

Laß mir die liebe Hand! — Nun bist Du wieder mein.
Nun soll sich zwischen uns kein böser Geist mehr drängen.
Mein Wille soll an Deinen Lippen hängen.
Ich denke nur an Dich — ich lebe nur in Dir!

Elise.

Mein Carl!

Carl.

Geliebtes Weib!

Elise.

Wie theuer bist Du mir!
Nun kann ich wieder meinen Freund erkennen
und keine Zwietracht soll uns jemals wieder trennen.
Ich werde freudig thun, was nur Dein Wink begehrt.

(Carl drückt ihre Hand an seine Brust.

Ja, Güte und Vertraun sind in Dein Herz gekehrt!
Ich fühle Deine Brust vor Freud' und Liebe beben.
Ja nun — o ja! — nun wirst Du mir den Zettel geben.

Carl. (Ihre Hand loslassend.)

Mein Gott, Elise! Jetzt! Wie fällt Dir jetzt das ein?
In diesem Augenblick?

Elise.

Nicht wahr? Nun ist er mein?

Carl.

Kann ein Gedanke noch an ihn sich bei Dir regen?

Elise.

Wie Du gesehn, o ja.

Carl.

So schlecht ist Dir gelegen
An meiner Liebe, daß Du sie und mich vergißt
um das Papier?

Elise.

Nein, weil mir dran gelegen ist,
will ich die Ueberzeugung nicht verschieben;
denn wenn Du mir's versagst, kannst Du mich auch nicht lieben.

Carl.

Elis', ich bitte Dich, Du gehst zu weit.
Der Starrsinn zeugt von mehr als bloßer Eitelkeit.

Ha! In dem Augenblick, wo ich gutmüthig träumte,
daß jeder fremde Wunsch ihr Herz der Liebe räumte,
Verzeihung bittend ihr zu Füßen sinken will,
denkt sie an das Papier und — —

Elise.

Still! Ich bitte, still!
Es braucht der Worte nicht. Ich will nur eins Dich fragen:
Willst Du auch jetzt den Zettel mir versagen?

Carl.

Elise, hör' mich an.

Elise.

Du giebst ihn also nicht?

Carl.

Hat meine Bitte nichts, was Dir zu Herzen spricht?
Ich bitte, hör' mich an!

Elise.

Du willst mir ihn nicht geben?
Nicht? Nicht?

Carl.

Elise!

Eliſe.

Nicht?

Carl.

Nun denn, bei meinem Leben!
Nein! Nein! Ich geb' ihn nicht.

Eliſe. (Spöttiſch.)

Ei, ei, das iſt ja hart. —
Nun, ſo entziehen Sie mir Ihre Gegenwart;
ich bitte Sie, mein Herr.

Carl.

O ja, ich werde gehen.
Nicht Ehre bringt es mir noch länger hier zu ſtehen.

Eliſe.

So geh'n und ſuchen Sie ſie drauſſen vor der Thür.

Carl.

Ich geh', Madam; doch dieſen Zettel hier
ſtell' ich dem Oheim zu. In ſchwachen Augenblicken
gelång es Ihnen doch vielleicht mich zu berücken;
drum ſetz' ich vor mir ſelbſt mich ſo in Sicherheit.

Eliſe.

O gehn Sie doch geſchwind noch eh' es Sie gereut. —

So gehen Sie! — Mein Gott, was ſtehn Sie denn noch immer?

(Er ſcheint etwas ſagen zu wollen, unterdrückt es aber und geht haſtig fort. Sie lacht hinter ihm drein. Er kehrt ſchnell zurück.)

Carl.

Madam Sie ſind — —

Eliſe.

Und was, mein Herr?

Carl.

Ein Frauenzimmer!

(Er geht.)

Fünfte Scene.

Eliſe. (Allein.)

Nur zu, mein Freund, nur zu! Sie triumphiren nicht.
Sie zeigten ſich zu früh in Ihrem wahren Licht.
Es war noch viel zu früh, den Ehemann zu ſpielen.
Und ſollt' ich mich vielleicht gewöhnen vor der Zeit,
ſo zeigt die Rechnung nicht von großer Schlauigkeit:
wer Weiber fangen will, muß treffen, doch nicht zielen.

Noch bin ich frei und wählen kann ich noch.
Wer sich ein Joch erwählt, ja der verdient das Joch.
Wir leben Gott sey Dank! in aufgeklärten Staaten,
und wollen eben thun wie unsre Mütter thaten!
Der Mann beherrscht die Welt und wir den Mann:
so ist es wie es soll. Thu' jeder was er kann. —
Nun muß ich aber sehn, den Zettel zu bekommen.
Dem Onkel giebt er ihn? — Das soll ihm wenig frommen.
Wie könnte mir der Onkel widerstehn?
Wenn achtzehn Jahr mit funfzig Jahren kriegen;
ists kaum ein Krieg; es ist ein Kommen, Sehn und Siegen.
Ich hör' ihn — nun so laßt uns gleich die Probe sehn.

Sechste Scene.

Elise, der Oheim.

Oheim.

Ei, ei, mein Kind, was ist denn hier geschehn?

Mein Neffe kommt zu mir mit Wüthen und mit Schnauben,
ſpricht mir von Lieb' und Gift, von Schlangen und von Tauben,
verſichert, daß er es nicht länger Dulden kann,
füllt dann mit Ach und O's mein ganzes Zimmer an,
drückt einen Zettel mir bedeutend in die Hände — —

Eliſe.

Sie haben ihn?

Oheim.

Und ſtatt daß er mir Rede ſtände,
ſtürmt er an mir vorbei. —

Eliſe.

Gottlob! Sie haben ihn.

Oheim.

Ich hab' ihn nicht.

Eliſe.

Nicht? Nicht?

Oheim.

Ich wollte mich bemühn
ihn aufzuhalten, ihn zu Stand und Rede zwingen;

doch

doch leichter könnte man den Wind zum ſtehen bringen:
hui! war er fort! — Wohin? Das weiß ich nicht.

Eliſe.

Ach wiſſen Sie doch nicht einmal, wovon man ſpricht.
Den Zettel meint' ich ja.

Oheim.

So! — Ich — ich ließ ihn liegen.

Eliſe.

So holen Sie ihn.

Oheim.

Gern wollt' ich mich Ihnen fügen,
allein mein Neffe hat mir's unterſagt.

Eliſe.

Schon wieder er und er! Wer hat nach ihm gefragt?
Ich bitte Sie, nicht mehr von ihm zu ſprechen.
Ich höre nichts von ihm, ich kenne ihn nicht mehr.
Beleidigt hat er mich und ich, ich will mich rächen:
wer ſich zu rächen weiß, iſt der Beleid'gung Herr.

Oheim.

Gewiß, ſo thät ich auch.

Eliſe.

Ich werde Leute finden,
die gern mit mir zur Rache ſich verbinden.

Oheim.

Mein Täubchen, ſuchen Sie die Leute nicht zu weit.
Sie ſteh'n und warten ſchon, zu Rath und That bereit.

Eliſe.

Ein Andrer wird dies Herz nach ſeinem Werthe achten.

Oheim.

Anbeten wird er es und zärtlich nach ihm ſchmachten.

Eliſe.

Und am Gehorſam werd' ich ſeine Liebe ſeh'n.

Oheim.

Ach Gott! Gehorſam, ja, vom Kopf bis auf die Zeh'n.

Eliſe.

Nein, nie, nie hat ein Weib ſo Hartes noch erduldet!

Oheim.

Um Rache ſchreit es laut.

Eliſe.

Wie haben wir's verſchuldet,
daß unſer Schickſal liegt in rauher Männer Hand?
Als ſchaffend die Natur das Weib erfand,
da ſchuf ſie weiter fort, auf daß auch Männer wären,
doch ach! Der Teig ſchlug um und uns zur Pein entſtand
ein häßlich Mittelding vom Affen und vom Bären.

Oheim.

Mein Nichtchen iſt recht ſpaßhaft wie es ſcheint.

Eliſe.

O nein, mein Onkelchen war nicht gemeint.
Mein Onkelchen iſt gut, iſt ſanft in Wort und Mienen,
iſt ohne Eigenſinn, ſtets willig uns zu dienen,
gehorcht gern, wenn er muß, iſt weiſe, wenn er kann,
kurz, für die beſte Frau der allerbeſte Mann.
Sie würden ohne Streit und wie im Himmel leben.

Oheim.

Ach ja, nur erſt die Frau, der Himmel wird ſich geben.

Eliſe.

Kaum hat ſie nein geſagt, ſo iſt ſein Nein ſchon da;
kaum nickt ſie mit dem Kopf — —

Oheim.

So ſpricht er freundlich: ja!

Eliſe.

Es iſt ein Leben, wie im Paradieſe!
Doch nun, damit er ſich des Lobes werth bewieſe,
nun dächt' ich, ging er hin und holte das Papier.

Oheim.

Er geht, er läuft, er fliegt! — Mit nichten! Er
bleibt hier.

Eliſe.

Wie?

Oheim.

Denn er fühlt etwas auf ſeinem Herzen liegen,
wie ein Gewiſſen ſchwer, das hindert ihn am
Fliegen.

Eliſe.

So werfen Sie es weg.

Oheim.

Ja, heben Sie es auf?

Eliſe.

Wer weiß? Nur zu!

Oheim.

Es kommt. Ich laß' ihm freien Lauf.

Eliſe.

Ich mache Platz. Oheim.

Ach nein, es läßt ſich doch nicht ſagen.

Eliſe.

So brummen Sie's.

Oheim.

Ich will es durch die Blume wagen.

Eliſe.

Nur zu!

Oheim.

Ein Fabelchen.

Eliſe.

Mein Ohr iſt ganz bereit.

Oheim.

Es lebt' einmal in grauer Fabelzeit,
da zwiſchen Menſch und Thier noch Red' und Umgang waren — —

Eliſe.

Der Anfang lautet wohl; ich bitte fortzufahren.

Oheim.

Es war einmal in dieſer guten Zeit
ein alter Bär — doch nein — ein Bär in beſten Jahren.

Eliſe. (Drohend.)

Ei, ei, was hat mein Onkelchen im Sinn?

Oheim.

Und zu derſelben Zeit war eine Schäferin,
ſchön wie das Morgenroth und mild gleich Frühlingslüften. —

Eliſe.

Wie dichteriſch!

Oheim.

Sie trieb einſt ihre Heerde hin,
wo tief in eines Felſens dunkeln Klüften
und einſam unſer Bär verborgen lag.
Der gute Petz! Ihm iſt, als ob ein neuer Tag
mit einemmal dem düſtern Wald erhelle!
Er ſieht; er ſtaunt; er bleibt auf einer Stelle
des Seh'ns ſich nur bewußt, wie angeſchmiedet ſteh'n
und ſeufzt — —

Eliſe.

Der Bär?

Oheim.

Der Bär. Und fühlt bei dieſem Seh'n,
wie immer wachſend ihm ein nie gefühltes Feuer
durch alle Adern fliegt — —

Eliſe.

Das arme Ungeheuer!
Iſt denn kein Waſſer da?

Oheim.

Und will vor Glut vergeh'n
und endlich unterliegt er ſeines Herzens Drange,
er ſtürzt hervor — —

Eliſe.

O weh! Nun wird mir wirklich bange.

Oheim.

Und wirft ſich vor der ſchönen Schäferin
mit zärtlicher Geberde bittend hin.

Eliſe.

Er läuft davon?

Oheim.

O nein, ich ſeh' ſie bleiben.
Drauf faßt er ihre Hand — ſie wird ſich doch nicht
ſträuben?

Küßt sie — (er küßt ihre Hand)

Elise.

Der Bär?

Oheim.

Der Bär. Rückt näher — —

Elise.

Halt! Sie schreit!

Oheim.

Behüte! Nein, das war nicht Mode zu der Zeit. Rückt näher und — —

Elise.

Und was?

Oheim.

Besiegt von seinem Trieb: erklärt er laut und frei: — daß er sie zärtlich lieb:.

Elise.

Und sie?

Oheim.

Ja, sie — sie sprach — ich weiß es doch nicht mehr. Was sprächʼ Elise wohl, wenn sie das Mädchen wärʼ?

Eliſe. (Lächelnd.)

I nun, ſie ließ' etwa ihr Sprüchlein ſo erſchallen:
mein lieber Bär, du biſt ein art'ger Bär,
und wenn er artig iſt, kann auch ein Bär gefallen.
Man liebt Geſtalt und Jugend nicht allein;
es ſchmeichelt ſich Verſtand und Herz auch bei uns ein
und der Gehorſam ziert ſo Menſch als Bär vor allen.
Drauf geht der Bär geſchwind und holt den Zettel her
und iſt ſodann mit ihm ein doppelt art'ger Bär.

(Sie geht ab.)

Siebente Scene.

Der Oheim. (Allein.)

Habt ihrs gehört, ihr hochbeglückten Ohren?
Man liebt Geſtalt und Jugend nicht allein.
Schlürf, altes Herz, mit Luſt die ſüße Rede ein,
zäum' deine Wünſche auf, gieb deinem Muth die Sporen

und laß der Hoffnung Raum von ihr geliebt zu
seyn! —
Mit meinem Morgen war der Liebe Stern verschwun-
den;
da blickt er freundlich mir am Abend wieder auf!
So hätt' ich unverhofft noch eine Frau gefunden?
und kriegte wohl auch gar noch Kinderchen in Kauf? —
Ach Gott! Ich seh sie schon, die lieben süssen Klei-
nen!
Ich hör' sie lachen, schrein, wohl auch ein bischen
weinen;
der zarten Füßchen Laut vernehm' ich: tipp, tipp,
tapp,
tapp, tapp, tipp, tipp, im Zimmer auf und ab! —
Die Mutter sitzt und wiegt das Kleinste auf den
Händen;
ein zweiter blonder Schelm kriecht jauchzend an den
Wänden;
ein Drittes dort baut still und ernst sein Kartenhaus;
und um das häusliche Gemälde zu vollenden
sitz' ich als Vater hier und beff're Windeln aus.
Und wie ich sitze, horch! tönts lieblich da herüber:

Papa! Papa! — Ich laufe ſtraks hinüber: —
was willſt du, Engelchen? — Doch kaum, kaum bin ich da,
ſo ruft's von vorther auch: Papa, komm her Papa!
Und wie ich mich nach dieſer Seite wende,
da ſtrecken ſich nach mir hier ein paar kleine Hände
und wieder lallt's: Papa! — Ich bin bald hier, bald dort:
Papa! — Papa! — Papa! — Bei jedem möcht' ich weilen
vermags doch nicht, ruft mich der andre fort
und wünſch', ich könnt' mich ſelbſt, wie meine Liebe, theilen.
Ihr ſüſſen Kleinen, euch gäb' ich um keinen Thron!
So ſchön, ſo zart, ſo gut! — Ach! Hätt' ich ſie nur ſchon!
Jetzt fort zu ihr, den Zettel hin zu tragen!
Ich hab' ihn hier, doch wollt' ichs ihr nicht ſagen,
denn dem Erwarteten wird um ſo gröſſrer Lohn.

(Er geht auf die Seitenthür los, indem kommt Carl.)

Achte Scene.

Oheim. Carl.

Oheim.

So muß mich dieſer heut' beſtändig unterbrechen!

Carl.

Sie ſind allein? Mir war, als hört' ich gehn und ſprechen.

Oheim.

Ich macht' auf eigne Hand mir etwas Motion.

Carl. (Sich überall umſehend.)

Damit das Eſſen ſchmeckt. Ja, ja, verſtehe ſchon.
(Für ſich.)
Eliſe war gewiß ſo eben hier im Zimmer.

Oheim. (Für ſich.)

Der arme Schelm! Er dauert mich doch immer.
Bereit' ich ihn drauf vor? Ja. Doch wie bring' ich's an?

Carl. (Für ſich.)

Er überlegt; was gilt's? Sie ſchickt den guten Mann,

er ſoll mit guter Art den Mittler bei mir ſpielen.
Sie mag nun endlich wohl ihr ſchweres Unrecht fühlen.

Oheim.

Freund, im Vertraun, — ich hab' Dir etwas zu vertraun.

Carl.

So, ſo! Nur zu! Ich höre. (Für ſich.) Laßt doch ſchaun.

Oheim.

Doch kurz iſt meine Zeit und kurz muß ich es geben.

Carl.

O ſo gewinnen wir: kurz ſeyn heißt lange leben.

Oheim.

Du weißt, der Menſch' — er iſt nicht gern allein.

Carl.

Der Menſch thut übel dran und ſchafft ſich nichts als Pein.

Oheim.

Und — (Für ſich.) Nein, ſo geht es nicht. Ich will es anders faſſen. —

(Er räuſpert ſich.)

Der Mann, der wahre Mann, mein Freund, bleibt stets gelaſſen.
Krieg, Hagelſchlag und Peſt, den Brand im eignen Haus
ſieht er gelaſſen an; er ſieht von fremden Händen
ſich ſeinen größten Schatz, ſein liebſtes Gut entwenden — —

Carl.

Und prügelt ſeinen Dieb gelaſſen tüchtig aus.

Oheim.

Mein Himmel! wirſt Du mich denn ewig unterbrechen?

Carl.

Von nun an werd' ich ungefragt nicht wieder ſprechen.

Oheim.

Ich bin heraus! (Für ſich.) Linksum! wo anders lenk' ich hin.
(Laut:) Mein Freund, Dir iſt bekannt, daß ich Dein Oheim bin?

Carl. (Lächelnd.)

Ja, meine Mutter ſprachs und auch mein Vater meint' es.

Oheim.

Und daß Du folglich auch mein Neffe biſt?

Carl.

So ſcheint es.

Oheim.

Doch auch, daß uns das Herz mehr als das Blut verband?
Ich reichte frühe ſchon als Freund Dir meine Hand.
Ungleiche Jahre ließ uns gleicher Sinn vergeſſen —
und iſt das Alter denn nach Jahren bloß zu meſſen? —
Genug, ich bin Dein Freund; für meinen acht' ich Dich;
doch nur im Handeln zeigt als ächt die Freundſchaft ſich:
des Schiffes feſter Bau erprobt ſich auf den Wellen.
Noch konnten wir uns ja auf keine Probe ſtellen.

Carl.

Wozu denn thät' es Noth? Die Probe zeigt gar oft
weit mehr, als wir begehrt und minder, als gehofft.
In Lieb' und Freundſchaft auch muß Glaube ſeelig machen.

Oheim.

Nicht so, mein Freund. Der Glaube gilt bei Schwachen.
Wer seiner selbst gewiß, scheut die Gewißheit nicht.
O könnt' ich doch was hier (auf die Brust deutend) für Dich so zärtlich spricht
durch eine That für Dich erklären und verklären!

Carl. (Für sich.)

Was wird die Zärtlichkeit denn endlich noch gebären?
Wo will er denn hinaus?

Oheim.

Doch aber würdest Du, —
gälts eine That und trieb der Augenblick dazu, —
für Deinen Freund ein Opfer auch nicht scheuen?

Carl.

Wie sollt' ich?

Oheim.

Nicht zu rasch! Es könnte Dich gereuen,
denn ohne Umschweif, Freund, der Augenblick ist da.

Carl.

Ich auch und was es sey, ich spreche willig ja.

Oheim.

Oheim.

Nicht länger will ich meine Bruſt verſchließen.

Carl.

Nun wohl! —

Oheim.

Und mit Vertraun will ich mein Herz ergießen.

Carl.

So gießen Sie.

Oheim.

Ich thu's. — Ihr habt Euch hart entzweit,
Eliſ' und Du —

Carl. (Für ſich.)

Aha! Nun kommts.

Oheim.

Und dieſer Streit
iſt keiner, wie ſie ſonſt zu Liebenden ſich finden
und die, den Wölkchen gleich, die oft zu Sommers-
zeit
die Sonne ſelber bildet und zerſtreut,
durch Liebe bloß entſtehn und auch durch ſie ver-
ſchwinden

und schönres Wetter nur, gleich jenen, uns verkünden:
es ist ein böser Streit und kann von Folgen seyn.
Die Weiber büßen oft ein Recht mit Freuden ein,
allein ein Unrecht nie und — —

Carl. (Lächelnd.)

Oheim, Sie vergeben.
Ich wußte lange schon wonach Sie streben;
ich kannte das Geschäft, das Sie bei mir besorgt.

Oheim.

Du weißt? Ists möglich? Wie? So hast uns behorcht?

Carl.

Beinah. Doch war ja auch in Ihrem Blick und Wesen
von Anfang an der ganze Plan zu lesen.

Oheim.

Nicht möglich!

Carl

Daß Sie nun nicht länger sich bemühn,
so sag ich Ihnen gleich: Elisen ist verziehn.

Oheim.

Du weißt und Du verzeihst? O Neffe sonder Gleichen!
O treffliches Gemüth! — Und willst — und willst mir weichen?

Carl.

Dem Freunde weicht man gern.

Oheim.

Und willigest darein?

Carl.

Nun ja!

Oheim.

Es dringt auf mich ein ganzer Himmel ein und vor der Hoffnung selbst steh' ich am schönsten Ziele! Wie zeig' ich meinen Dank? Wie nenn' ich was ich fühle?

Carl.

Wozu den Dank! Ich muß gestehen — doch ins Ohr —
Sie kommen in der That nur meinem Wunsch zuvor.

Oheim.

Wie?

Carl.

Hätt' Elise nicht die Bahn gebrochen,
ich hätte selber dann zuerst davon gesprochen.

Oheim.

Du hättest — — ?

Carl.

Ja.

Oheim.

Und hast auch mir verziehn?

Carl.

Verziehn!
Den wärmsten Dank erheischt Ihr redliches Bemühn.

Oheim.

O laß Dich, theurer Freund, in diese Arme schließen!
Nun kann ich erst mein Glück mit frohem Muth genießen.

Neunte Scene.

Eliſe. Vorige.

(Sie bleibt unſchlüßig in der Thür ſtehen. Der Oheim eilt auf ſie zu.)

Oheim.

Ha, ſieh! Eliſe ſelbſt. — O kommen Sie geſchwind.
Er wußte ſchon wie weit wir mit einander ſind.

Eliſe.

Wie weit? Was meinen Sie?

Oheim.

Und alles iſt verziehen.

Eliſe.

Verziehn? Was iſt — —

Carl.

Laß die Verſtellung fliehen!
Du haſt ihn abgeſchickt. Ja, ja, verhehle nicht
was mir ſo laut, ſo ſchön für Deine Liebe ſpricht.

Eliſe.

Was ſoll das?

Carl.

Doch Du biſt mir bloß zuvorgekommen.

Nach Deinem Zimmer ſchon hatt' ich den Weg genommen,
als Dein Geſandter kam.

Eliſe.

Erfahr' ich was das heißt?
Herr Oheim, ſprechen Sie.

Oheim.

Ei nun, ich war ſo dreiſt,
was Sie dem Bär geſagt zu Gunſten mir zu deuten,
und wollte auf mein Glück den Neffen vorbereiten.

Eliſe.

Sie konnten — —?

Carl.

Hör' ich recht?

Oheim.

Es war ihm ſchon bekannt.
Der Schelm hat uns behorcht, wie er mir halb geſtand,
und halb mich merken ließ und nichts iſt ihm entgangen.
Er weiß, daß dieſer Blick mein armes Herz gefangen

und daß Eliſe meine Zärtlichkeit
nicht ohne Hoffnung ließ — und weiß es ohne Neid
und ohne Groll und hat mir gern verziehen,
erkennt ſogar mit Dank mein redliches Bemühen;
ja mehr noch, er geſtand mir ſelbſt ins Ohr,
wir kämen in der That nur ſeinem Wunſch zuvor.
Ja, ja, ich wußt' es längſt und heute wirds bewieſen:
(Zu Eliſen tretend.) (Zu Carln gehend.)
Eliſ' iſt nicht für ihn — Du biſt nicht für Eliſen.

Carl.

Bei Gott! Wie zwiſchen Traum und Wachen ſeh' ich hier.
Herr Onkel, faſeln Sie? Was wollen Sie mit mir?

Oheim.

Herr Neffe, ja, es ſcheint, daß Du nicht ausgeſchlafen.
Was? Läugnen willſt Du mir? — Du willſt mich Lügen ſtrafen?

Carl.

Eliſ' ich bitte Dich, geſteh' es endlich ein:
Du ſandteſt ihn, er ſollte Mittler ſeyn.

Du hattest mich gekränkt, Dein Unrecht schlug Dich nieder,
die Laune wich, es sprach die Liebe wieder;
Du wünschtest mich versöhnt, verziehn was Du gethan —

Elise.

Mein Herr, Sie irren sich. Ich dachte nicht daran.
Sie haben mich gekränkt, Sie Unrecht, hm! und meinen,
ich werd' als Bittende vor Ihrem Stolz erscheinen?
Sie irren sehr, mein Herr.

Carl.

Ich irrte mich in Dir.
Ach ja! Das seh' ich ein. (Sich zum Oheim wendend.)
Doch Sie, Sie sagten mir ——

Oheim.

Sie irren sehr, mein Herr.

Carl. (Zu Elisen.)

Sein eigenes Bekenntniß ——

Elise.

Ein Mißverständniß!

Carl. (Zum Oheim.)

Herr und Sie — —

Oheim.

Ein Misverständniß.

Ei, ei, Du glaubtest wohl in Unschuld, wie es scheint,
die Rede sey von Dir: — ich sprach von mir, mein
Freund.

Carl.

O welche Sympathie in diesen Seelen waltet
und sich in Wort und Thun bewundernswerth ent-
faltet!
Ich wünsche Glück, Herr Ohm; das Ziel ist nicht
mehr weit.

Elise.

Und schneller als der Trotz geht die Gefälligkeit.

Carl. (Zu Elisen.)

Ihr grosses Glück bewundr' ich fast nicht minder.
Wie kann ein Herzenssieg wohl schnell'r, schöner
seyn?
Die Thore öffnen sich von selbst dem Ueberwinder
und Alexander zieht ins alte Babel ein.

Eliſe.

Und thut es ungeſtört vom Witze mancher Leute.

Oheim.

Und wer's nicht leiden kann, der gehe fein bei Seite.

Eliſe.

Denn vier und zwanzig Jahr gefallen nicht allein.

Oheim.

Man nipyt vom jungen Moſt und trinkt vom alten Wein.

Eliſe.

Schon mancher glaubte feſt in unſrer Gunſt zu ſtehen —

Oheim.

Da ließ man plötzlich ihn mit langer Naſe gehen.
Die Lieb' iſt nicht allein der Jugend ſchöner Preis;
doch immer jung iſt der, der noch zu lieben weiß.

(Er küßt Eliſens Hand.)

Carl.

O weh! Die Zärtlichkeit wird ſtark von beiden Seiten!
Ich geh' und laß ihr Raum, ſich weiter auszubreiten.
Adieu, Madam!

Eliſe.

Adieu.

Oheim.

Adieu!

Carl.

Ich werde gehn —

Eliſe.

Adieu!

Oheim.

Adieu!

Carl.

Und nie Dich wiederſehn!

Oheim.

Adieu!

(Carl läuft haſtig fort; unter der Thür aber bleibt er, von den andern unbemerkt, ſtehen.)

Eliſe.

Er geht — —

Oheim.

Nun ja. Er mag in Frieden ziehen.
Der Sieger bleibt; die Ueberwund'nen fliehen.

Eliſe.

Er ſchien ſehr aufgebracht

Oheim.

Geſchlag'ne Kinder ſchrein.

Eliſe.

Er wollte fort —

Oheim.

I nun, er läſst Sie nicht allein.

Eliſe.

Was meinen Sie, er wird doch wiederkommen?

Oheim.

Und käm' er nicht, was hat er Ihnen mitgenommen?
Ein Herz voll Unbeſtand, voll Troz und Eitelkeit,
das nichts als herrſchen will und ſich nur Weihrauch ſtreut!
Und was iſt Ihnen zum Erſaz geblieben?
Ein Herz, das ſich vergißt, ganz von ſich ſelber ſchweigt,
nur von Eliſen ſpricht und von dem Glück zu lieben; —
ſo wie der klare See, den keine Wellen trüben,
den blauen Himmel nur und ſeine Sonne zeigt —

das zärtlich —

Eliſe. (Die nachdenkend geſtanden, wendet ſich plötzlich und wird Carln gewahr.)
Ah!

Oheim.
Was iſt?

(Carl zieht ſich etwas zurück.)

Eliſe. (Für ſich.)
Er iſt noch nicht gegangen.
Er ſieht und horcht.

Oheim.
Was gab's?

Eliſe.
Ich fühlte ſo befangen,
beklommen meine Bruſt und plötzlich ward es mir
in meiner Bruſt ſo leicht!

Oheim.
Ach, einer ſteht noch hier,
dem iſt es nicht ſo leicht; der fühlt ſich noch beklommen;
dem iſt die Laſt vom Herzen nicht genommen —

Eliſe. (Lächelnd mit einem Seitenblick auf Carln.)
Ja, ja, ich ſeh' ihn ſtehn.

Oheim.
Noch quälen Zweifel ihn — —

Eliſe.
Ich glaub' es wohl, doch bald ſoll jeder Zweifel
flieh'n.

Oheim.
Ein kleines Wörtchen nur giebt Tod ihm oder Leben;
ein kleines Wörtchen kann zum Gotte ihn erheben.
O ſprechen Sie es aus!

Eliſe.
Ich ſpräch' es ſelber gern,

Oheim.
Ach Gott! Was zögern Sie?

Eliſe.
Er ſteht mir noch zu fern.

Oheim. (Auf ſie zu eilend.)
Er eilt — —

Eliſe. (Ihn zurückhaltend.)
Nicht doch! Er weilt. Gezwungen muß ich
ſchweigen,

denn er verſteckt ſich ja und will ſich mir nicht zeigen.

Oheim.

Verſteckt? Eliſe ſcherzt. Hat ſie was tief verſteckt
in ſeinem Buſen lag zur Sprache nicht geweckt?
Mußt' ihrem Blick ſich nicht ſein Innerſtes entfalten?
Wenn er nicht lauter ſprach, hat Furcht ihn nur gehalten,
die Furcht, Eliſe werd' ihm nicht verzeihn,
Wenn er — —

Eliſe.

Ach, alles ſoll ihm nun verziehen ſeyn!

Oheim.

So darf er ſprechen? Darf die Liebe frei ſich zeigen?
O nehmen Sie ihn hin! Er iſt nun ganz ihre eigen.
Auf immer hat er Ihnen ſich geweiht:
er lebt und ſtirbt in ſüßer Dienſtbarkeit
und dieſen Zettel hier will er als erſtes Zeichen
der treueſten Ergebung überreichen.

Eliſe.

Den Zettel? Nein, ich will ihn gar nicht ſehn.

Ich war ein Kind; nun ja, das mag ich gern geſteh'n,
allein das ſey genug. Recht thun iſt leicht zu nennen;
doch Unrecht haben ſchwer; am ſchwerſten: es bekennen!

(Carl nahet ſich etwas.)

Auch ohne das Papier weiß ich, daß er mich liebt.

Oheim.

Und daß er Alles gern hin für Eliſen giebt!

Eliſe.

Auch ohne das Papier werd' ich ihn immer lieben.

Oheim.

Von gleicher Leidenſchaft ward noch kein Menſch getrieben.

(Carl nähert ſich mehr.)

Eliſe.

Er kommt.

Oheim. (Auch näher tretend.)

Er iſt ſchon da.

Eliſe.

Was weilt er? O geſchwind!
Es ſchlägt mein Herz: herbei! Und meine Arme ſind

geöffnet zum Empfang!

(Der Oheim und Carl, welcher herbeieilt, werfen sich beide zugleich zu Elisens Füßen, indem sie etwas zurücktritt, so daß Carl zwischen ihr und dem Oheim zu knieen kommt.)

Oheim.
Carl. } Elise!

Elise.

Kommst Du wieder?

(Carl steht auf und geht mit Elisen einige Schritte weiter vor. Der Oheim bleibt noch eine Weile in derselben Stellung.)

Carl.

Und mußt' ich nicht? Es zog mich Deine Stimme nieder
wie eines Zaubers Kraft. Rinaldo kann nicht fliehn!
Und wie dem Frühling nach die Schwalben fröhlich ziehn,
folgt er Dir überall und kennet kein Verlangen,
als immer Dich zu sehn, zu hören, zu umfangen.

Elise. (Lächelnd.)

Ich habe Dich gequält? Nicht so?

Carl.

Du ſiehſt es ein?

Eliſe.

Du warſt wohl bös auf mich?

Carl.

Und ſollt' ich es nicht ſeyn?

Eliſe.

Das freut mich.

Carl.

Wie?

Eliſe.

Nun ja, die Strafe muß man fühlen.

Carl.

So, ſo! man mußte wohl an mir ſein Müthchen kühlen?

Eliſe.

Ganz recht.

Carl.

Ich denke doch, die Schuld war gleich getheilt.

Eliſe.

Mein Freund, da haſt Du Dich im Denken übereilt.
Nicht allen gleich vertheilt der Himmel ſeine Gaben:

das Weib muß immer Recht, der Mann stets Unrecht haben.

Carl.

Es sey. Ich müßte nicht Dir gegenüber stehn,
den Mund, der schweigend selbst mich überführt, nicht sehn
und dieses Auge nicht, wollt' ich Dir widersprechen.
(Er küßt ihre Hand.)

Oheim. (Der indeß aufgestanden, aber auf demselben Fleck stehen geblieben.)

Beliebt's Euch das Gespräch ein wenig abzubrechen?
Ich steh' erbärmlich da, wie ein Laternenpfahl
und Ihr, Ihr laßt mich stehn und seht mich nicht einmal.

Elise.

Herr Oheim — —

Carl.

Onkel — ich —

Oheim.

Aha! Ihr seyd verlegen?
O nicht doch! Nein, genirt Euch gar nicht meinetwegen.

Ihr denkt, ich schäme mich? Ich bin sehr weit entfernt.
Das Schämen hab' ich längst mit dem Latein verlernt.
Und recht besehn, ist mir ein Unrecht denn bewiesen?
Die Schuld lag nicht an mir; die Schuld lag an Elisen.
Wenn Dir Dein Haus verbrennt, so schiltst Du nicht das Haus,
das sich verbrennen ließ, Du schiltst das Feuer aus.

Carl.

Mein Oheim spricht sehr wohl. Sie muß die Strafe tragen;
denn alles, wenns nur zieht, sie spannens an den Wagen.

Elise.

Mein Onkelchen verzeiht?

Oheim.

Mein Onkelchen! Ja, ja!
Durch wen steht Onkelchen als armer Sünder da?
Wer macht dem Onkelchen erst Hoffnung blos zum Spaße

und ſchickt das Onkelchen dann heim mit langer Naſe?

Eliſe.

Es war doch nur Ihr Scherz.

Oheim.

Ei nein, mein Ernſt — und ſtark!
Ich war in allem Ernſt der Bär in Lilis Park
und wollten Sie es nur auf die Gefahr probiren,
Sie ſollten dann gewiß den Ernſt recht deutlich ſpüren.
Indeß was iſt zu thun? Ich muß ja doch verzeihn, —
und lachen Sie mich aus, ich ſtimme ſelbſt mit ein.
Doch will ich, guter Freund, den guten Rath Dir geben:
laß mich nicht länger mehr in dieſe Augen ſehn.
Konnt' Onkelchen noch jetzt den dummen Streich begehn,
war's auch der letzte wohl noch nicht in ſeinem Leben —
und wenn ſichs ſchickt und glückt — ich ſag' es frei heraus —
ſo ſtech' ich Dich, mein Freund, am Ende doch noch aus!

Carl.

Ich zweifle nicht. Wer kann der Weiber Laun' ermessen?

Eliſe.

Still, ſtill! — Wir haben ja des Räthſels ganz vergeſſen.

Carl.

Und auch des Zettels? nicht?

Eliſe.

Ich dachte nicht daran.

Carl.

Ich geb' ihn Dir.

Eliſe.

Nein, nein. Ich rühr' ihn gar nicht an.

Carl.

Doch leſ' ich Dir ihn vor, ſo darfſt Du ihn doch hören?

Eliſe.

Ei nun, ich kann Dir ja das Leſen nicht verwehren.

Oheim. (Ihm den Zettel reichend.)

Da lies nur, lies! Mir wird Zerſtreuung dienlich ſeyn.

Carl.

Das Räthsel erst; dann folgt der Zettel hinterdrein.
So ist es wie es soll. — Und würd' uns doch im Leben
zu jedem Räthsel auch die Lösung gleich gegeben!

(Er faltet den Brief auseinander und liest:)

Das Räthsel.

An meinen Freund.

Den höchsten Reiz, das süsseste Vergnügen
mit einer Silbe hast Du sie genannt.
Es ist gemacht, um überall zu siegen,
doch unbewehrt, den Palmzweig in der Hand.

Das Schönste was des Künstlers Phantasie
sich je erflog auf ihren kühnsten Flügen,
es mußte sich in seine Formen schmiegen
und es entzückt das Auge nur durch sie.

Und eine Blume reicht es Dir allein —
aus Himmelsgärten trug ein Gott sie nieder;
im dunkeln Thal erwachten süße Lieder,
vom Hügel schaute Morgenroth herein. —

Dein Führer durch der Kindheit Dämmrungsauen
Begleiter in der Jugend goldnem Licht
und Dich erquickend wenn der Mittag ſticht,
kann Dirs allein den Erdenhimmel bauen.
Doch iſt, wenn wir den böſen Zungen trauen,
der Himmel auch ohn' Ungewitter nicht.

Nun, Oheim, rathen Sie. Die Schranken ſtehn uns offen und treffen Sie es wohl! — es hat Sie oft getroffen.

Oheim.

Ach ja, noch kürzlich erſt — und hart an Seel' und Leib.

Eliſe.

Der Zettel? Nun?

Carl. (Erbricht den Zettel.)

Da ſteht: das Räthſel iſt — das Weib.

(Er küßt Eliſen die Hand; der Oheim ſieht erſt an, dann aber ergreift er Eliſens andre Hand und küßt ſie. Der Vorhang fällt.)

Der
unterbrochne Schwätzer.

Luſtſpiel in einem Akt.

Nach dem Franzöſiſchen des de Launay.

Personen.

Bertram,
Dessen Bruder,
Julie, dessen Tochter,
v. Schmalt, Juliens Bräutgam,
Thalheim,
Lisette, Juliens Kammermädchen,
Johann, Thalheims Bedienter.

Die Scene ist auf Bertrams Landgute. Ein Saal mit drei Thüren; rechts die Thür von Bertrams Kabinet, links die Thür der Bibliothek; über beiden ein rundes Fenster, wovon das über der Bibliothek-Thüre zum öffnen ist.

Erſte Scene.

Liſette. Johann.
(Durch verſchiedene Thüren eintretend.)

Liſette.

Wie? Du Johann! Du biſts? — Welch glücklich Ungefähr!
Was macht Dein Herr?

Johann.

Er kommt und ſtets verliebt kommt er und ich ſtets im Galopp. So pflegen wirs zu halten.

Liſette.

So kommt Ihr zum Geburtstag unſers Alten
und auch zu unſrer Hochzeit eben recht.

Johann.

Zu — —

Lisette.

Juliens Hochzeit, ja.

Johann.

Oho, ergebner Knecht!
Wenn der Papa Geburtstag machen wollen,
recht schön! allein der Bräutgam kann sich trollen,
denn Hochzeit macht der nicht!

Lisette.

Er hält — —

Johann.

Ich sage, nein.

Lisette.

Verlobung heut!

Johann.

Nein!

Lisette.

Nein?

Johann.

Mein Herr soll Bräutgam seyn.
Wir lieben Julien, mit einem Wort zu sagen.

Wer fühlt sein Herz vor ihr nicht stärker schlagen?
Wie bitter wars, wie schmerzt es uns so tief,
Als das Verhängniß uns von ihrer Seite rief! —
Ach! Viele riß der Krieg aus süßen Liebesbanden
und manche trennten sich, die nie sich wiederfanden! —
Doch wir, als kaum der Friede frisch und grün
aus blutbedeckten Feldern aufgeschossen,
wir setzten uns zu Pferd' und ritten unverdrossen
und ritten Tag und Nacht und kamen nach Berlin.
Doch Julie — — nicht da! Sie ist aufs Land gezogen. —
Die Tante nahm uns auf, sie ward uns bald gewogen,
der Vater meines Herrn stimmt unsern Wünschen bei: —
was will der Herr Rival? ich sag' ihm frank und frei,
er hat für eine andre Braut zu sorgen,
empfängt heut seinen Korb und wir heirathen morgen!

Lisette.

Wohl! und der Bräutigam?

Johann.

Geht ab und wundert sich.

Allein wer ist der Mann, was macht, was treibt er?
Sprich!

Lisette.

Ein Nachbar, jagt und trinkt, ist reich — ein kleiner König!

Johann.

Sein Alter?

Lisette.

Vierzig Jahr.

Johann. (Indem er die Pantomime des Geldzählens auf ihre Hand macht.)

Viel Lebensart?

Lisette. (Kopfschüttelnd.)

Sehr wenig.

Johann.

Was sagt er?

Lisette.

Nichts. Er hört. Sein Nam ist Herr von Schmalt.

Johann.

Ach, pah! für meinen Herrn ſpricht Jugend und Geſtalt.

Liſette.

Man liebt erſt wahrhaft treu und feſt mit vierzig Jahren.

Johann.

Doch wird nicht mehr geliebt, und kann das Lieben ſparen.

Liſette.

Allein er weiß zu ſchweigen, und, mit Gunſt,
in unſerm Haus iſt dies die erſte Kunſt.
Auch mir, mir iſt ein Mann, der ſchweigt, doch immer lieber.

Johann.

Mein Kind, das Schweigen iſt nicht ſchwer Dir gegenüber.

Liſette.

Der Unverſchämte!

Johann.

Wie? es war ein Kompliment.

Liſette.

So?

Johann.

Ja.

Liſette.

Hör, Deinem Herrn, der Schweigen gar nicht kennt,
für den anhören nur ein Wort aus fremden Welten,
ihm blühn nicht Roſen hier.

Johann.

Ach Poſſen! ſoll nichts gelten.
Denn erſtens giebt er auch ſein Geld nicht minder gern
als ſeine Worte aus — —

Liſette.

Das ſpricht für Deinen Herrn.

Johann.

Und dann — dann lieb ich Dich.

Liſette.

Ein wichtiger Punkt vor allen.

Johann.

O ja! und dieſer Punkt er wird auch Dir gefallen.
Denn

Denn liebſt Du mich noch nicht, ſo liebſt Du mich doch bald:
es reißt das Herz Dich fort mit göttlicher Gewalt;
von Seufzern aufgezehrt, zernagt von Liebesbiſſen
werd' ich Dich endlich doch heirathen müſſen.
Und gnügt dies Herz Dir nicht, ſchon ſelbſt ein Kapital,
erleichtert doch gewiß der Beutel deine Wahl.
(Er hält ihr eine Börſe hin.)

Liſette. (Mit dem Finger drohend.)
Voll Gold! Ei, ei! Du haſts doch nicht ——

Johann.
Etwa geſtohlen?
Ach pfui mein Kind! Ich war ja Lieferant in Pohlen.
Zwar ganz im Kleinen nur, doch bringt es ſtets was ein.

Liſette. (Ihm die Hand reichend.)
Ich widerſtehe nicht. — Wirſt Du auch treu mir ſeyn?

Johann.
So lange — als Du mir.

Liſette.

O ew'ges Liebesfeuer!

Johann.

Nun aber, wie entfernen wir den Freier?

Liſette.

Ach ſchlüge nur Dein Herr dem Alten beſſer ein!
Denn von zwei Worten ſcheint dem eins zu viel zu ſeyn,
und Thalheim —

Johann.

Ja mein Herr wird ſchwerlich für ihn taugen;
der ſpricht im Schlafe ſelbſt mit feſtgeſchloßnen Augen.
Nur einen Zug von ihm: im letzt entwichnen Jahr
ward ſeine Tante krank; man holte den Notar.
Die gute Tante fühlt', es ging zum Sterben
und wünſchte meinen Herrn zu ihrem einzgen Erben.
die Erbſchaft war gerecht, und das Vermögen groß.—
Nun, der Notar iſt da; die Tante will dictiren;
es holt der Tod ſchon aus zu ſeinem letzten Stoß,
kein Augenblick iſt folglich zu verlieren: —
da eilt mein Herr in ſeinem Schmerz herbei
und ſpricht in ſeinem Schmerz ſo viel und mancherlei

und hört in seinem Schmerz nicht eher auf zu sprechen —
als bis der armen Frau darob die Augen brechen —
und Erbschaft adieu!

Lisette.

O weh! Ein solcher Sinn
giebt lieber Gut und Blut und Weib und Kinder hin
als daß er schweigt. — Warum seyd Ihr nicht stumm geboren?

Johann.

Warum ist der Papa nicht taub auf beiden Ohren?

Lisette.

Ja! Wenn der Onkel nur — wollt' er uns günstig seyn,
wir liefen dann vielleicht im Hafen fröhlich ein.
Nun, man erwartet ihn noch diesen Morgen.
Laß meine Klugheit nur für alles sorgen;
ich spreche hier allein fürs ganze Haus.
Ich will den alten Herrn in dem Verdacht bestärken,
sein künftger Eydam geh' nur auf die Mitgift aus,

und ſo, iſt gleich der Feind ſchon in den Feſtungswerken,
wir ſchlagen wieder muthig ihn heraus.
Doch ſtill! man kommt! Es ſind die beiden Alten:
noch darf man Dich nicht ſehn! Geh' nur und laß mich ſchalten.

Zweite Scene.

Bertram, Liſette, Schmalk.

Schmalk.

Ja, bei der Heirath gnügt die Liebe nicht allein;
ich hab's geſagt: die Mitgift muß auch ſeyn.

Liſette.

Aha, Sie ſind nun einig, kann ich ſpüren!
(Zu Bertram.)
Man ſagt, Sie wollten ihm das Wäldchen dort cediren.
Er kann zufrieden ſeyn. (Leiſe zu Schmalk.) Ich ließ mirs nicht entgehn,
wär' ich an Ihrem Platz. Es liegt zur Jagd ſo ſchön!

Schmalt.

Ach ja, das Wäldchen — — —

Bertram.

Nein.

Schmalt.

Ich möchte es!

Liſette. (leiſe.)

Recht!

Bertram.

Indeſſen — — —

Schmalt.

Ich ab's geſagt.

Liſette. (Zu Schmalt.)

Und dann das Thal nicht zu vergeſſen,
wo um den klaren Quell die alten Eichen ſtehn,
wo man, die Flint' im Arm, ſitzt, träumt — —

Schmalt.

Romantiſch ſchön!

Bertram. (Zu Liſetten.)

Schweigſt Du?

Schmalt.

Ich möcht' es auch.

Bertram.

Allein, ——

Liſette. (Leiſe zu Schmalt.)

Nicht nachgelaſſen!

Schmalt.

Ich hab' ein zart Gefühl! Das Thal wird für mich paſſen.

Liſette. (Zu Bertram.)

Auch möcht' er noch —

Bertram.

Was noch!

Liſette.

Den Pavillon im Hain!

Schmalt.

Ja den beſucht man dann beim frühſten Morgenſchein,

bewundert die Natur —

Liſette.

Und nimmt das Frühſtück ein.

Schmalt.

Ich möcht' ihn auch.

Bertram. (Mit verbißnem Aerger.)

Der Herr wird noch, Gott mag's verhüten!
in meinem eignen Haus mir ein Logis vermiethen.

Liſette.

Nur eine einzige Familie ſind Sie dann!
Ach! er liebt Julien nicht als eigennützger Mann!

Schmalt.

Ich bin gefühlvoll.

Bertram.

Seh's? doch muß ich ſagen
ich haſſe das Gefühl, wird es zu Markt getragen.

Liſette. (Für ſich.)

Sie zanken ſich gewiß. (Laut.) Nun ſie verſtehen ſich:
es iſt ſo alles gut und ich empfehle mich! —

Dritte Scene.

Bertram. Schmalt.

Schmalt.

Ja, gut ſo!

Bertram.

Nein.

Schmalt.

's iſt — —

Bertram,

Schlecht.

Schmalt.

Nein!

Bertram.

Sehr ſchlecht.

Schmalt.

O! mich wundert — —

Bertram.

Mich nichts.

Schmalt.

Es ſcheint — —

Bertram.

Schein trügt.

Schmalt.

Ein Wort!

Bertram.

Das ſind ſchon hundert.

Schmalt.

Sie denken — —

Bertram.

Dann und wann.

Schmalt.

Sie ſind — —

Bertram.

Kurz.

Schmalt.

Doch bereits — —

Bertram.

Nein.

Schmalt.

Gott ich ſprach —

Bertram.

Von Geld.

Schmalt.

Von Heirath!

Bertram.

Wie der Geitz.

Schmalt.

Der Geitz — —

Bertram.

Ein Laſter!

Schmalt.

Iſt ſo ſchlimm — —

Bertram.

Als viele Worte.

Schmalt.

Sie ſcherzen?

Bertram.

Nie.

Schmalt.

Es iſt ihr Ernſt?

Bertram.

An jedem Orte.

Schmalt.

Wir ſprechen weiter zu bequemrer Zeit.

Bertram.

Wohl? Doch ein Laſter bleibt der Geitz in Ewigkeit.

Vierte Scene.

Liſette, die Vorigen.

Liſette.

Hier, der Herr Bruder kommt; er iſt ſchon vor der Thüre.

Bertram.

Nur her!

Schmalk.

So will ich geh'n damit ich nicht genire.

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Liſette, der Onkel, Bertram.

Onkel.

Du haſt nach mir geſchickt: ich komm' ohn' Aufenthalt.
Was giebt es? Hochzeit?

Bertram.

Ja.

Onkel.

Der Bräut'gam?

Bertram.

Herr von Schmalt.

Liſette. (Lächelnd.)

Sie ſah'n ihn ja.

Bertram.

Drum iſt die Schilderung zu ſparen.

Onkel.

Du haſt wohl recht — allein, wie ich erfahren,
ſo ſollt' es Thalheim ſeyn.

Bertram.

Ich dachte nie daran.

Liſette.

Und doch wär' Thalheim ganz ein andrer Mann.

Bertram.

Hat kein Vermögen.

Onkel.

Doch genug, bequem zu leben
und einen ſolchen Kopf wird man bald höher heben.
Auch überdies —

Bertram.

Soll auch ein Schwätzer seyn.

Lisette.

Das Gegentheil. Ihm ist das Sprechen nur zur Pein.

Bertram.

Ich kenn' sein Haus! Ist aus geschwätz'gem Stamme und schwatzte schon als Säugling mit der Amme.

Onkel.

Ja aber — —

Bertram.

Aber was? Ich saß im Magistrat und lernte dort den Werth des Schweigens durch die That.

Onkel.

Doch Schmalt—!

Bertram.

Spricht wenig.

Onkel. (Lachend.)

O, welch Glück, das diesem gliche! Wenn ihr zusammen kos't, dann giebt's Gedankenstriche.

Bertram.

Ein Einziges an ihm gefällt mir nicht.

Onkel.

Das iſt?

Bertram.

Der Geiz.

Onkel.

Und nun, was Julie dazu ſpricht,
das haſt du doch gefragt?

Bertram.

Das wird ſich finden.

Onkel.

Die Ehe ſollte ſich doch wohl auf Liebe gründen.

Liſette.

Das iſt nicht Mode mehr in unſrer Zeit.

Bertram.

Auf Wiederſehn mein Freund, thu nach Bequemlich-
keit;
Du biſt zu Haus. Ich geh' in meinen Garten.

Onkel.

So warte doch.

Bertram.

Ich kann nicht länger warten.

Onkel.

Ich will — —

Bertram.

Mir thut der Mund von vielem Sprechen weh!

Onkel.

Nur noch — —

Bertram. (Nach Julien zeigend.)

Da kommt jemand, der mit Dir spricht. Adieu!

ab.

Sechste Scene.

Johann, Lisette, Julie, der Onkel.

Julie.

Iſts möglich? Ich, die ich den Onkel zu empfangen
die Allererſte war zu jeder Zeit,
vom frühſten Morgen an mit herzlichem Verlangen
ihm ſchon entgegen ſah, ich bin die letzte heut?
O ſchelten Sie mich aus.

Onkel.

Wem möchte das gelingen?
Dies Lächeln könnte ſelbſt den Haß zum Lieben zwingen! —
Nun Julie, Du biſt Braut: ich wünſche Glück!

Julie.

Mein Onkel mir?

Onkel.

Nun ja. Doch dieſer trübe Blick
der eben ſich aus Deinem Aug' geſtohlen — —

Julie

Mein Herz ward nicht gefragt; mein Vater hat befohlen.

Onkel.

So wählte ſchon dies Herz für ſich allein?

Julie.

Ach dürft' ich — —

Onkel.

Ja Du darfſt. Geſteh' mir alles ein.

Julie.

Sie werden zürnen.

Liſette.

O! Sie dürfen dreiſt ihn nennen: der Onkel lächelt —

Julie.

Nun, Sie werden Thalheim kennen?

Onkel.

Ich kenn' ihn.

Julie. (Seine Hand faſſend.)

Nun.

Onkel.

Nun? Er gefällt Dir ſehr?

Julie.

Gefiel der Herr von Schmalt dem Vater nur nicht mehr!

Liſette.

Die Ehe brächte wahrlich keinen Seegen;
denn er heirathet uns doch bloß des Geldes wegen.
Einſilbig, geizig, fad' und wie ein Fiſch ſo kalt
mitunter etwas grob; da ſteht der Herr von Schmalt.

Johann.

Die Zeichnung iſt zum Sprechen wohl getroffen.

Onkel.

Warum war früher nicht Dein Herz dem Vater offen?
Heut soll Verlobung seyn! — Dein Thalheim, fürcht' ich fast,
stößt ihn zurück; Du weißt, daß er die Schwätzer haßt.

Julie.

Ja, Thalheim spricht oft viel, oft nicht an rechter Stelle;
doch zeigt dies nicht von kindlich offnem Sinn?
Geschwätzig rauscht die silberreine Quelle,
der tückisch tiefe Strom fließt trüb und still dahin!
Und dann, dann liebt er mich! ich werd' es Ihnen zeigen
wie er mich liebt. Ein Wort von mir und er wird schweigen.

Onkel. (Lächelt.)

Das thu mein Kind. So wird man Wunder schrein.

Julie.

Sie werdens sehn.

Onkel.

Und dann?

Lisette.

Mir fällt ein Mittel ein.
Thalheim spricht viel und oft, der Bräut'gam wenig und selten,
doch sagt man, soll das nicht im Zorne bei ihm gelten;
denn wenn er böse wird, fängt er zu schwatzen an
und schwatzt und sprudelt mehr als Thalheim nimmer kann.

Onkel.

Nun, und — —?

Lisette.

Wir werden, sollt' es uns gelingen,
zum Schweigen den und den zum Schwatzen bringen,
Herr Bertram wird das sehn — und kurz, wir sind am Ziel.

Johann.

Mit meinem Herrn ist nicht so leichtes Spiel;
der läßt die Zunge nicht so leicht im Zügel führen.

Onkel.

Wir drohen ihm; will er nicht Julien verlieren
so ſey er ſtumm!

Johann.

Das hilft — auf einen Augenblick!
Und die Natur fällt bald ins alte Gleis zurück.

Julie. (Traurig.)

Wenn das nicht hilft, dann iſt die Hoffnung ganz
verſchwunden.

Onkel.

Vielleicht hätt' ich ein Mittel doch gefunden!
Vielleicht ſogar, daß ich ihn beſſern kann.
Sobald er kommt, dann hört ihn keiner an,
von keinem wird er dann zum Wort gelaſſen,
kaum öffnet er den Mund, ſo fällt ihm einer ein.
Der Schwätzer ſoll betäubt von unſerm Schwatzen
ſeyn;
vielleicht lernt er in uns den eignen Fehler haſſen.

Johann.

Doch wenn er ſchreit?

Onkel.

Wir werden beſſer ſchrein.

Liſette.

So lange, bis er ſchweigt.

Julie.

Ach möcht' er mich nur hören!

Johann.

Nun denn ſo wollen wir den böſen Geiſt beſchwören,

(Halb laut zu Liſetten.)

und ach! beſchwör' ich ihn doch auch zugleich in Dir!

Julie.

Still! welcher Lärm?

Johann.

Er iſt's. Er ſpricht ſchon vor der Thür.

Onkel.

Er kommt? Wohlan, jetzt gilt es ſchnell zu ſprechen.

An dieſen Klippen ſoll die Fluth ſich brechen.

Siebente Scene.

Johann, Liſette, Julie, der Onkel.

Thalheim (hinter der Scene.)

Thalheim.

Iſt kein Bedienter hier? Wo ſteckt denn mein Johann?
Heda! der Schlingel der! der Schuft!

Liſette. (Zu Johann.)

Das geht Dich an!

Onkel.

Da iſt er. Friſch! Die Lehre wird ihm frommen.

Thalheim.

(Auf Julien zueilend ſie begrüßend. Er zeigt während der ganzen Scene die größte Ungeduld mit ans Sprechen zu kommen.)
Ha! endlich! Ach ich bin —

Julie. (Schnell.)

Mit Extrapoſt gekommen?
Ich hab's errathen.

Thalheim.

Ja, ich reiſte Tag und Nacht,
und habe unterwegs — —

Liſette.

Zehn Pferde tod gemacht?

Das glaub' ich gern.

Thalheim.

Allein — —

Julie. (Zu Thalheim und auf den Onkel zeigend.)

Mein Onkel — ſehn Sie her.

Liſette.

Ein Onkel wie er ſeyn ſoll und noch mehr.

(Thalheim will immer mit dem Onkel ſprechen. So wie Julie aber anfängt zu reden, dreht er ſich wieder nach ihr um.)

Julie.

Den ich ſehr liebe.

Liſette.

O, er wird geliebt von allen.

Sein grader Sinn, ſein Herz muß jedermann gefallen.

Julie.

Und er verſteht die Kunſt zu hören was man ſpricht.

Liſette.

Und ach, die ſchwere Kunſt verſtehn ſo viele nicht!

Thalheim.

Mein Herr, ich bin erfreut — —

Onkel.

Mein Herr, ich muß bekennen
ich brenne vor Begier, mich Ihren Freund zu nennen.
Schon Ihr Herr Vater, war mein Jugendfreund.
Ich seh' ihn noch so lebhaft vor mir stehen!
Der Mund! der Blick! — Ich hör' ihn sprechen,
seh' ihn gehen.
Ach wie viel Treffliches war nicht in ihm vereint!
Wie gern war er nicht überall gesehen,
weil er nur wenig sprach und mit Bescheidenheit.
Sie haben, wie ich seh', mit ihm viel Aehnlichkeit.

Thalheim. (Für sich.)

Das ist ein Schwätzer! — (Laut.) Nun so werden Sie
erlauben — —

Julie.

St!

Thalheim. (Sich nach ihr drehend.)

Wie?

Julie. (Zum Onkel.)

Gewiß, mein Onkel darf es glauben:

in allem iſt er ſeinem Vater gleich,
und nicht wie die ich kann es fröhlich ſagen,
die arm an Geiſt und nur an Worten reich,
ihr bischen Kopf und Herz ſtets auf der Zunge tragen.
Doch iſt ihm auch das mürr'ſche Schweigen fremd
das den vertraulichen Erguß der Herzen hemmt;
er weiß zu ſprechen, weiß — —

Thalheim. (Sie lebhaft unterbrechend.)

Das wollt' ich eben ſagen,
was — —

Johann.

O das iſt bekannt.

Thalheim. (Zu Johann.

Man wird ihn fragen
wenn man ſein Wort verlangt. (Zu Julien.) Doch — —

Liſette.

Ja es ſchickt ſich nicht
daß man den Sprechenden, beſtändig unterbricht.

Thalheim.

Doch beſte Julie —

Julie.

Ich bitte Sie zu ſchweigen;
nur dadurch werden Sie mir Ihre Liebe zeigen.

Thalheim.

Ich sollte — —

Julie.

Schweigen, ja.

Thalheim. (Schnell.)

Beim ersten Wiedersehn?
Ich sollte stumm vor diesen Augen stehn,
vor diesem Mund, vor —

Lisette.

O wir sind viel zu bescheiden.
Uns freut kein eitles Lob.

Johann.

Drum muß man es vermeiden.
Wer Augen hat zu sehn, dem ist's auch schon bekannt.

Onkel.

Zu großes Lob beleidigt den Verstand.

Thalheim.

Ja, vom Verstande wollt' ich —

Julie.

Keine Komplimente;
die ich in zehn Romanen lesen könnte!

Thalheim. (Piquirt.)

Nun, Ihr Befinden — —

Julie. (Halblaut.)

St! Nur vom Befinden nicht!
Mein Onkel liebt nicht, daß man davon ſpricht.
Er war vor kurzem krank. Es iſt ſo ſeine Weiſe!

Thalheim. (Aergerlich zum Onkel.)

Bei Gott! — Nun, hatten Sie denn —

Liſette.

Eine gute Reiſe?
O nein ſehr ſchlecht! ſo ſchlecht, daß ſich's kaum ſchickt
davon zu ſprechen nur.

Thalheim. (Für ſich.)

Ich werde noch verrückt!

Johann.

Ja, wenn an einem Tag zwei Räder brechen,
der Wagen umwirft, und ein Pferd das Bein ſich knikt,
dann iſt es beſſer nicht davon zu ſprechen.

Onkel. (Heimlich zu Liſetten.)

Wo iſt Dein Herr?

Liſette. (Heimlich.)
Ich ſah' ihn durch den Garten gehn.

Onkel.
Recht gut. (Laut.) Es iſt ſchon ſpät. Mein Herr auf Wiederſehn.
Gewiß wir werden für einander paſſen.

Thalheim.
Doch — —

Onkel.
Ja. — Ihr Herz und Ihr Verſtand
ſind beide, wie ich ſie an ihrem Vater fand.
Möcht' uns doch bald ein engres Band verbinden!
Ich kenne Menſchen und ſo kurz es war
in unſerem Geſpräch' ward mir die Hoffnung klar
Sie werden Juliens Glück und ſo mein eig'nes gründen.
Es gnügt ein einzig Wort dem graden Männerſinn,
doch ſprechen wir davon noch weiter; bis dahin —
(den Finger auf den Mund legend.)
Verſtanden? — Adieu. — Bald werd' ich wiederkehren,
denn, Freund, Sie haben noch unendlich viel zu hören.

Thalheim.

So soll ich stumm seyn?

Onkel.

Ja, doch wie gesagt, ich fand
Sie sprechen schön und gut, mit Witz und mit Verstand.

Thalheim.

Ich sprach kein Wort?

Onkel!

Recht schön! Die Sprach' ist jedem eigen:
der Mann von Geist kann selbst mit vielem Geiste schweigen.

(Geht ab.)

Achte Scene.

Die Vorigen, ohne den Onkel.

Thalheim.

Was ist das? Sprechen Sie. O sagen Sie warum wozu ich schweigen soll?

Julie.

Verzeihung! ich bin stumm.

Thalheim.

So hören Sie — —

Julie.

Wenn Sie mich lieben, wie Sie ſagen,
ſo fahren Sie nur fort ſo klug ſich zu betragen.
Man meint es hier mit Ihnen herzlich gut:
das heiſt ſehr viel gethan, auch wenn man gar nichts thut.

(Thalheim zeigt ſeine Ungeduld.)

Es ſtürmt, der Schiffer kämpft, doch endlich wird er landen.
Vor allem merken Sie ſich das, mein Freund:
(legt den Finger auf den Mund) Verſtanden?

(Geht ab.)

Neunte Scene.

Thalheim, Liſette, Johann.

Thalheim.

Ha! Wie? Bin ich denn hier ein Spiel für jedermann?

Liſette.

Still! ſtill! mein Herr iſt hier.

Thalheim.

Hier?

Liſette. (Auf das Kabinet zur Rechten zeigend.)

Ja, hier neben an.

Er ſchreibt.

Thalheim. (Nach der Thür hingehend.)

So? Gut. Ich werde mit ihm ſprechen.

Liſette. (Hält ihn zurück.

Ja nicht! Er läßt ſich nicht beim Schreiben unterbrechen.

Johann. (Leiſe zu Liſetten.

Iſt er denn wirklich drin?

Liſette.

(Leiſe zu Johann den Kopf ſchüttelnd.)

Ich hab' es nur erdacht.

Thalheim.

Nun aber — —

Liſette.

Seyn Sie klug und nehmen ſich in Acht,

sonst wird Ihr Glück und unser Plan zu Schanden.
Ich komme bald zurück und bis dahin —
(den Finger auf den Mund legend) verstanden?
(Sie läuft ab.)

Zehnte Scene.

Thalheim, Johann.

Ha! ich ersticke! Was, was soll das? Schurke, sprich!
und hör' mich an, ich will — —

Johann. (Nach dem Kabinet zeigend.)
St! Sie vergessen sich.

Thalheim.
Werd' ich erfahren was — ?

Johann.
Es ist mir selbst verborgen
doch (vertraulich) wissen wir's nicht heut, erfahren wir's wohl morgen.
(Pathetisch.) Wie viel ist unterm Mond in Nord, Süd, Ost und West,
wovon

wovon kein Philoſoph ſich etwas träumen läßt,
denn unſer Geiſt liegt in der Erde Banden. —

Thalheim. (Zornig auf ihn losgehend.)

Verdammter Wicht —

Johann. (Als ob er horchte.)

St! — Gleich! — Man ruft mich. —

(Er geht, kehrt aber gleich wieder um,
und den Finger an den Mund legend.)

Doch — verſtanden?

(Läuft ab.)

Eilfte Scene.

Thalheim, allein.

Verſchworen hat ſich alles wider mich!
Beim Himmel! Der Empfang war mehr als wunderlich.
Nach einem ganzen Jahr! — Wie viel hatt' ich zu fragen,
wie viele Dinge hatt' ich nicht zu ſagen?
Da ſtürmen, Schwertern gleich, vier Zungen auf mich ein,

ſchrein, unterbrechen mich und ſtumm, ſtumm muß
ich ſeyn.
Fang' ich von Liebe an, ſo ſind das Komplimente,
die man in zehn Romanen leſen könnte;
frag' ich: Sind Sie geſund? ſo wird der Onkel
krank:
kurz, was ich ſagen mag, man weiß mir's wenig
Dank,
man läßt mich hier allein, und iſt davon gelaufen.
Soll ich denn Julien durch Schweigen mir erkau-
fen? —
Ach wozu fing ich jetzt ſchon damit an?
Man lernt das Schweigen doch, iſt man ein Ehe-
mann.
Nein, nein es iſt zu klar, ich bin getäuſcht, be-
trogen,
verrathen und verkauft, verſpottet und belogen,
um einen Glücklichern! — Doch Julie? — iſt ein
Weib.
Ein neuer Sklav, ein neuer Zeitvertreib.
Auch mein Johann iſt für ihr Spiel gewonnen.
Ich ſehe das Geſpinnſt, ſo fein es auch geſponnen!

Doch mit dem Vater ſprech' ich erſt ein Wort,
ja, mit ihm ſelbſt! Zum Glück iſt er im Zimmer dort.
Hier will ich Schildwach ſteh'n, bis ich mit ihm geſprochen. —
Es dauert mir zu lang: ich eile anzupochen.
Er hat Verſtand und folglich hört er doch.
(Er klopft an die Thür.)
„Herr Bertram, auf ein Wort!" — Vermuthlich ſchreibt er noch —
„Mein Nam' iſt Thalheim. Wie? — Ein Name den Sie kennen.
„Mein Vater hat das Glück ſich ihren Freund zu nennen.
(Er ſucht durch das Schlüſſelloch zu gucken.)
„Ich liebe Julien und bitt' um ihre Hand.
„Was ſagen Sie dazu?" — St! Still! — kein Wort kann man ja hören!
„Herr Bertram, nur ein Wort! — Er läßt ſich gar nicht ſtören.
Ich glaub' es kommt Jemand — (Huſtend.) „Hm! hm! hm!" — alles ſtill —

Auch er iſt gegen mich, weil er nicht hören will
und jede Hoffnung iſt für mich verloren,
der Tochter Herz mir ſtumm und taub des Vaters
Ohren.

Zwölfte Scene.

Liſette, Thalheim.

Thalheim.

Ha Du! Schon wieder da? Geſchwätz'ge Zoſe?
Sprich —
Nein, ſchweig und höre mich! ja, hören ſollſt Du
mich.
Sie öffnet ſchon den Mund, um wieder anzuheben —
Warum hat die Natur die Zunge Dir gegeben!

Liſette.

Was lebt erhielt auch Waff' und Wehr von ihr,
der Mann den ſtarken Arm, die ſchnelle Zunge wir,
doch weh' wenn's umgekehrt!

Thalheim.

Wirſt Du mich endlich hören?
Und trät' der Tod herein, ſie ließe ſich nicht ſtören.

Liſette.

Wie man den andern ſtets die eignen Fehler leiht!
Wir kennen Sie mein Herr, man kennt Sie weit und breit.
Zum Schweigen brächten Sie, von edlem Muth durchdrungen,
ſelbſt eine Batterie von zwanzig — Weiberzungen.
Kaum daß das erſte Wort von Ihren Lippen ſpringt,
als ſchon ihm nach ein Heer von andern dringt,
ſich jagt und treibt und ſo im lärmenden Gewühle
dahin ſchießt wie der Bach dort unten an der Mühle.
Der Wandrer ſteht und fragt: hört das denn nimmer auf?
Allein das brauſt und brauſt und brauſt in ew'gem Lauf!

Dreizehnte Scene.

Liſette, Thalheim, Julie.

Julie.

Liſette? welch ein Lärm! was wird mein Vater ſagen?

So ſuche doch ſo ſtill, wie er Dich zu betragen.

Thalheim.

Erlauben Sie — —

Liſette.

Stl

Thalheim.

Nur ein Wort erbitt' ich mir.

Julie.

Nein.

Thalheim.

Nein!

Julie.

(Liſetten einen Brief zeigend.)

Die Tante ſchreibt; da iſt ein Brief von ihr.

Thalheim.

Ach beſte Julie, erſt müſſen Sie —

Julie.

Ihn leſen.

Thalheim.

Mich hören wäre freundlicher geweſen.

Julie.

(Lächelnd und den Brief langſam entſiegelnd.)

Verzeihung jetzt! wir ſprechen wohl nachher.

Thalheim. (Ungeduldig.)

Wie langsam! Ist ein Brief zu brechen denn so schwer?

(Indem Julie den Brief liest.)

Ach dieser Tanten-Styl ist gar nicht zu ertragen!
Sie schreiben Bände voll, um guten Tag zu sagen.

Lisette. (Zu Julien.)

Sie schreibt wohl — —

Thalheim. (Aergerlich.)

Guten Rath vermuthlich!

Julie.

Stille doch!

(Zu Lisetten.) Die gute Tante die!

Thalheim. (Für sich.)

Nun ja, sie fehlte noch!

Lisettte. (Heimlich zu Julien.)

Er weiß vor Ungeduld und Aerger nicht zu bleiben.

Thalheim.

Beim Himmel! wenn man liest, so darf ich ja wohl schreiben;
verschließen kann ichs länger nicht in mir.

Liſette. (Zu Julien.)
Da! ſprechen muß er doch! Er ſpricht mit dem Papier.

Thalheim.
(Am Tiſche ſitzend und ſchreibend.)
„Nein Julie, Sie ſelbſt, Sie werden, müſſens fühlen,
wie grauſam es, wie unerhört es iſt,
mit einem Herzen, das ſich ſelbſt vergißt,
das Sie nur einzig liebt, ſo freventlich zu ſpielen.“

Julie. (Aus ihrem Brief leſend.)
„Ein Liebender muß ſtill beſcheiden ſeyn;
der wahren Liebe kann der Worte Zahl nicht gnügen
und mehr als Worte ſpricht der ſtumme Blick allein:
jedoch erkennſt Du wohl ſein Bild in dieſen Zügen?“

Thalheim. (Schreibend und ſprechend.)
„Wenn die Natur das Feuer mir gewährt,
das in des Menſchen Bruſt das Höchſte weckt und nährt;
wenn die Empfindung, ſchnell und fröhlich aufgegangen,

nach Mitempfindung ſtrebt und voll Verlangen,
im dunklen, ſtillen Raum des Herzens eingeengt,
ſich raſch entſchlüpfend auf die Lippen drängt,
ſo ſollt' ich nicht die wahre Liebe kennen?
Nein, Liebe, die nicht ſpricht, iſt Liebe nicht zu nennen!"

Julie. (Leſend.)

„Ach! für ſich ſelber nur lebt heut zu Tag der Mann.
Er betet nur ſich ſelbſt in der Geliebten an.
Zwar ſchreibſt Du mir: ich muß ihn doch nun einmal lieben,
allein —"

Thalheim. (Haſtig aufſtehend.)

Wie? hör' ich recht? das haben Sie geſchrieben?
Sie lieben mich! — Ja, Sie geſteh'n es ihr —

Julie.

Ich leſe hier für mich, was wollen Sie von mir?

Thalheim.

Noch einmal laſſen Sie das ſüße Wort mich hören!

Liſette. (Leiſe zu Julien.)

Was haben Sie gemacht!

Julie.

Wer heißt Sie mich zu ſtören?
Das iſt nicht fein, mein Herr.

Thalheim.

(Zu ihren Füßen ihre Hand faſſend.)

Ach! Julie liebt mich doch!
Sie ſchreiben es: da ſteht's; nun läugnen Sie es noch,
nun ſagen Sie — —

Julie.

Mein Freund, wer nannte Ihren Namen?

Thalheim.

(Nachdem er ſie ſtumm einen Augenblick angeſehen, aufſpringend.)

Ha ſo! ein Andrer wohl? ihn meinten wohl die Damen?
Ich nicht! mich liebt man nicht! ein Andrer war gemeint!

Julie.

Was denken Sie —

Thalheim.

Die Wahrheit, wie es ſcheint.

Ihr Blick, Ihr Ton, die Art womit man mich empfangen —
O! alles iſt ja klar! Ein Jahr iſt ja vergangen
und zwölfmal hat der Mond ſich wechſelnd ſchon erneut:
Sie wechſelten ja doch nur einmal in der Zeit! —
Ach, während ich an Julien einzig dachte
die Sehnſucht ſtets mit mir entſchlief, mit mir erwachte,
ich wachend und im Traum von Julien nur ſprach:
war ſie es die zuerſt das Wort der Treue brach.
Mit welcher Ungeduld hab' ich die Zeit gemeſſen,
nun endlich bin ich da — und finde mich vergeſſen.
Wer iſt der andre denn, dem ich geopfert bin?
Er zittre! — Doch jetzt gleich zu Ihrem Vater hin,
jetzt gleich —

Liſette. (Durchs Fenſter ſehend.)

Da iſt er! Schnell, damit er nicht entwiſche!
Er geht im Garten dort, — dort geht er ins Gebüſche.'

Julie.

Ja eilen Sie, damit uns keine Hoffnung bleibt!

Thalheim.

Ich eile. Er ſoll ſeh'n, wie man es mit mir treibt,
wie man ihn hintergeht; ich will ihn fragen — —

Julie.

O ſtill!

Thalheim.

Still! ſtill! — Giebt es nichts weiter mir zu ſagen?

Julie.

Bloß Ihre Schuld.

Liſette.

Ei, wie? Sie ſind noch immer da?

Thalheim.

Man fürchtet, daß ich ſprechen werde?

Julie. (Seufzend.)

Ja!

Thalheim.

Ihr Vater iſt gerecht. — Er wird mich hören.
Ich werde Ihren Plan mit einem Wort zerſtören.
Erfahren ſoll er es, wie treu ich Sie geliebt,
erfahren, welchen Lohn man dieſer Treue giebt,
ich will von meinem Recht, von Ihrem Unrecht
ſprechen:

er hat ein Herz und er wird mich nicht unterbrechen!
Nein, nein! — wenn er die Liebe je gekannt,
ſo kennt er auch den Schmerz, hat er es auch empfunden,
wie es am Innern nagt, wenn nun das ſüße Band,
womit die Täuſchung unſer Aug' umwunden,
zerriſſen liegt von rauher Wahrheit Hand,
die Täuſchung flieht, indem wie ſie erkennen,
und wir uns zögernd doch und troſtlos von ihr trennen!
Er wird es hören, was betrogne Liebe ſpricht:
Ich bin kein Schwätzer und er unterbricht mich nicht.

(Die beiden letzten Verſe ſpricht er, indem er raſch abgeht. Plötzlich aber dreht er wieder um und fängt mit vermehrter Volubilität der Zunge und ſteigendem Affect von neuem an. Die beiden Frauenzimmer ſuchen ihm vergebens den Mund zu ſchließen.

Was will ich? Nein wie tief es ſchmerzt, wird er ſich ſagen,
was man noch immer liebt jetzt ſelber anzuklagen
und wie das Herz, in Lieb' und Haß getheilt,
bald ſtreng verdammen will, bald zu entſchuld'gen eilt —

Entſchuld'gen! Könnt' ich es! Wär' nur ein Schein gegeben!
Erkaufen wollt' ich ihn mit meinem Leben.
Nein, nein, die Wahrheit liegt hier nur zu offenbar.
Die Art wie jedermann mit mir geſprochen,
bei jedem armen Laut mich feindlich unterbrochen,
Ihr eignes Wort, daß es ein Andrer war —
ein Andrer, Julie! — kaum nach einem kurzen Jahr —
ein Andrer — o! es iſt ja ſonnenklar!
Ein Andrer, als ich mich geliebt von Julien glaubte!
Doch finden werd' ich ihn, der alles Glück mir raubte,
und ob man zärtlich auch den Namen mir verſchweigt,
ob in der Erde Schooß er, ſich verbergend, ſteigt:
ich ſteig' ihm nach, ich werd' ihn dennoch finden
und ſelbſt Ihr Vater ſoll ſich jetzt mit mir verbinden.

ab.

Vierzehnte Scene.

Liſette, Julie.

Julie.

Ach welche Zunge!

Liſette.

Ja, die Probe glückte fein.
Eh' dieſer ſchweigt, eh' fällt der Himmel ein.
Er ſpricht zu jeder Zeit, er ſpricht an allen Orten;
Stift, Feder und Papier wird alles ihm zu Worten.

Julie.

Wenn ihn mein Vater trifft, ſo iſt's um uns geſchehn.

Liſette.

Ach nein, ich hab' ihn ja im Garten nicht geſehn.
Es war nur eine Liſt. Er hätte kommen können;
drum mußte Thalheim fort. — Ha, ſeh'n Sie ihn doch rennen.

(Sie ſieht durchs Fenſter.)

Er ruft Herrn Bertram und der Widerhall ruft mit.

Julie.

Ein Nebenbuhler mehr, der ihm entgegen tritt.

Liſette.

Was nun? Die Sonne ſteigt, bald wird der Bräutgam kommen
mit Hand und Herzen — —,

Julie.

Ach! — wie fühl' ich ſo beklommen,
geängſtigt meine Bruſt, wenn man nur von ihm ſpricht.

Liſette.

Bald wird Verlobung ſeyn —

Julie.

Ich unterzeichne nicht.

Liſette.

Recht. Wir gewinnen Zeit, Succurs herbei zu führen;
beim erſten Schuß kann nur ein — Mann kapituliren.
Damit der Schwätzer uns indeß nicht ſchaden kann,
halt ich ihn ſonſt wo feſt. — Ach da, da kommt Johann.

Funfzehnte Scene.

Johann, Lisette, Julie.

Lisette.

Nun sprich geschwind, wie ist, wie steht es? Ich will hoffen,
Freund Thalheim hat Herrn Bertram nicht getroffen?

Johann.

O ja, der Onkel ließ ihn aber nicht zum Wort,
und zieht ihn jetzt mit sich, trotz allem Sträuben fort.
Auch hat Herr Bertram mir vertraut, daß von den beiden
nur jener schwatzhaft sey, doch Thalheim recht bescheiden.

Julie.

Was hilft's? Das Feuer bricht, zu unserm Schreck und Graus
beim ersten Luftzug nur um desto wilder aus.

Sechzehnte Scene.

Johann, Liſette, Onkel, Julie und Bertram.

Bertram.

Wie konnteſt Du doch ſo kühn Thalheim unterbrechen?
Es war nicht artig —

Onkel.

Ei! ich mußte mit ihm ſprechen.
Wir ſind im Garten jetzt etwas umherſpaziert.
Er kennt die Gärtnerei, als hätt' er drauf ſtudirt.

Bertram.

Was ſagt er denn zum Gott des Schweigens an der Pforte?

Onkel.

Nichts.

Bertram.

Nichts?

Liſette.

Das lobt den Gott des Schweigens mehr als Worte.

Bertram.

Und meine Bibliothek?

Onkel.

Iſt ganz nach ſeinem Sinn.
Er iſt jetzt dort und bleibt wohl lange Zeit darin.

Bertram.

So? Gut!

Onkel. (Leiſe zu Julien.)

Faſt wär' er mir entſchlüpft zu meinem Schrecken,
da ſprang ich raſch heraus, ſchloß ab und ließ ihn ſtecken.
Er hat Geſellſchaft dort, die ihn nicht unterbricht.

Johann.

Vortrefflich! mag er ſchrein, wir hören es hier nicht.

Liſette.

Ja Thalheim möcht' uns warlich mehr ergötzen,
als wer bloß ſchweigen kann und Wild und Bauern hetzen.

Bertram.

Pah!

Onkel.

Gieb ihm Julien und ſchick den andern fort.

Bertram.

Heut muß Verlobung ſeyn und Schmalt erhielt mein Wort.
Doch ſollte wirklich Thalheim Dir gefallen —
Geſchmack der Weiber iſt — —

Liſette.

Der beſte ſtets von allen!
Er hat uns ſchon verſorgt.

Julie.

Die Wahl iſt ſchon geſchehn.

Bertram.

Wie?

Julie.

Thalheim lieb ich, ja, ich will es nur geſtehn.
O meines Vaters Herz, es war mir immer offen
und ſeine Julie darf alles von ihm hoffen.
Und Thalheim iſt ſo gut — der Onkel hat ihn lieb,
die Tante ſchätzt ihn hoch, wie ſie mir heut noch ſchrieb;
er wird geehrt, geſchätzt, geliebt von allen:
warum, mein Vater, ſollt' er nicht auch mir gefallen?

Bertram.

Wenn Du ihn liebtest, wars der Tochter Pflicht — — —

Julie.

Der Onkel wußt' es; zürnen Sie mir nicht!

Bertram.

Wie?

Onkel.

Ja, mein Freund, man zog den Onkel ins Vertrauen.

Siebenzehnte Scene.

Schmalt, die Vorigen.

Johann.

Der kommt just recht!

Schmalt.

(Er giebt Bertram ein Papier.)

Nun da! belieben Sie zu schauen.
Ich bringe den Contract.

Julie.

Dem Himmel seys geklagt!

Bertram. (Lesend.

Was? Hölzchen — Pavillon — und Thal — !

Schmalt.

Ich habs gesagt.

Bertram.

So! schön! was bleibt denn mir?

Onkel.

Voraus schon zu erzwingen
was man erwarten soll, das mag nicht Ehre bringen.

Schmalt.

Sie wollen nicht?

Bertram.

Nein!

Lisette. (Halblaut.)

Nein!

Schmalt.

Ich zieh mein Wort zurück!

Bertram.

Auch gut.

Onkel.

Nimm Thalheim an.

Lisette.

Ja, er verdient das Glück.

Onkel.

Er wird geliebt.

Julie.

Und er verdient geliebt zu werden.

Johann.

Und weniger als er ſpricht Niemand auf der Erden.

Bertram.

So ſey er Dein!

Schmalk.

Ha! was? Ein Nebenbuhler? Wie?
Wer wagt's? — Wer iſt ſo frech!

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen, Thalheim.

(Erſcheint an dem runden Fenſter über der Thür der Bibliothek.)

Thalheim.

Heda, erlauben Sie!
Mit Gunſt, mein Herr, ich muß Sie unterbrechen.
Mir däucht, ich habe hier ein Wörtchen mitzuſprechen.

Liſette.

Vom Himmel fällt er uns herab zu unſrer Pein!

Thalheim.

(Auf das Papier zeigend.)

Iſt das ein Ehecontract? Das möchten Sie bereun!
Ich war hier eingeſperrt, doch fand ich wider Hoffen
zwar beide Thüren zu, allein dies Fenſter offen.
So hat ein Wunder mich aus meiner Haft befreit.

Ich hörte reden hier, ich kam zur rechten Zeit
und endlich wird man mir doch auch ein Wort erlauben.

Lisette.

Es ist um uns geschehn.

Onkel.

Wer konnte das auch glauben!

Thalheim.

(Mit grosser Geläufigkeit.)

Herr Bertram, unterbrechen Sie mich nicht.
Jetzt da die Stunde mir, die ich ersehnt, geschlagen,
ein guter Engel mir die Bahn zum Sprechen bricht,
jetzt will ich auch was ich, wie einer Welt Gewicht,
auf meinem Herzen stets mit mir herumgetragen,
mit ungestörtem Muth und wenig Worten sagen.
Ich liebe Julien schon länger als ein Jahr.
Wer liebt sie nicht? O! wer dies Auge mild und klar,
des Mundes Lieblichkeit, der Lippen süße Rede

je kalt gesehn, gehört, der ist ein Samojede!
Doch bin ich etwas blöd' und ich gesteh' es ein,
es ist ein Fehler, ja, man kann nicht alles seyn;
drum hat mein Auge nur und nicht mein Mund gesprochen.
Doch ward ich damals nicht von Julien unterbrochen. —
Bald rief mich weit hinweg das feindliche Geschick:
der Leib ging fort, die Seele blieb zurück.
Jetzt endlich da ein Jahr, mit bleiernem Gefieder
dahin gezogen ist, jetzt komm' ich endlich wieder.
Die Liebe leitet mich, die Hoffnung kommt mit mir,
die Sehnsucht war voraus — doch was, was sind' ich hier?
Ach, alles feindlich kalt und wider mich verschworen!
Verschlossen jedes Herz, verschlossen alle Ohren!
Man läßt mich nicht zu Wort, man hört nicht auf zu schrein.
Ja endlich da ich denk', ich finde Sie allein

und öffne schon den Mund um mich des Glücks zu freun,
zieht der beim Rock mich fort und jener sperrt mich ein,
Da sehn Sie sie nur an, wie sie verlegen stehen,
sich Zeichen machen und vor Aerger fast vergehen,
weil ich ein Wörtchen sprach. Man ärgre sich nur fein,
nur immer zu, ich werde dennoch sprechen
und keine Erdenmacht soll jetzt mich unterbrechen.
Der Freche, der Sie liebt, Sie Julie, soll's bereun
und Sie (zu Bertram) Sie werden selbst mich an der Falschen rächen.

(Er verschwindet vom Fenster, während er spricht machen alle Zeichen der Ungeduld. Bertram steht erstaunt und betäubt und hält sich endlich mit beiden Händen die Ohren zu.)

Bertram.

Barmherzigkeit! O welche Ohrenqual!

Schmalk.

Ich bin noch ganz betäubt — das war der Herr Rival?

Onkel.

Jetzt, gerade jetzt uns so die Ohren vollzuplärren!

Johann.

(Er geht die Thür zu öffnen.)

Nun brauchen wir ihn wohl nicht länger einzusperren.

Bertram.

Heirathen! Dieser Dich? Nein, nie in Ewigkeit!

Julie.

Mein Vater — —

Lisette.

(Leise zu Julien.)

Still! ich halt' ein Mittel noch bereit.

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen und Thalheim.

(Wie Bertram Thalheim erblickt, tritt er einige Schritte vor, das Geſicht nach den Zuſchauern gekehrt.)

Thalheim.

Da bin ich!

Liſette. (Heimlich.)

Ihr Geſchwätz macht Sie und uns zu Schanden.
Schon war dem Vater alles eingeſtanden — —

Johann. (Leiſe.)

Sie kriegten Julien.

Thalheim. (Beſtürzt.)

Wie?

Liſette. (Leiſe.)

Schweigen Sie jetzt fein!
(Laut.) Brav, brav, Herr Thalheim brav!
(Leiſe zu den Uebrigen.)
Friſch! ſtimmen Sie mit ein!

Alle.

(Außer Bertram und in die Hände klopfend.)

Brav; brav!

Schmalt.

Ich ſchreie mit, bloß weil ſie alle ſchrein.

Liſette. (Zu Bertram.)

Es war ein Scherz! Er gab ſo uns, als unſern Gäſten,
weil Ihr Geburtstag iſt, das kleine Spiel zum beſten.
Es war eine Impromptü, das ihm der Herr nicht gönnt.

(Sie zeigt auf Schmalt.)

Schmalt.

Was, ich — ?

Johann.

O! wie der Neid ihm aus den Augen brennt.

Schmalt.

Schweig' er!

Johann.

Ja ja, man lernt wohl seine Leute kennen;
man weiß es, daß Sie kaum die Luft dem Nächsten
gönnen.

Schmalt.

Der Diener lügt.

Johann.

Nein, nein die Leute haben Recht:
der Geldsack ist sein Gott.

Schmalt.

Ein unverschämter Knecht!

Johann.

Sie gehn gern auf die Jagd: ja, doch gestehn die
Leute,
auf Hasen kaum so gern, als auf die reichen
Bräute.

Schmalt.

Der Bursche schwatzt mich toll!

Johann.

Ich ſchwahte? Jedes Kind
weiß ja, daß Sie, Sie ſelbſt der größte Schwäher
ſind.

Schmalt.

Ich duld' es länger nicht. Der Menſch bringt mich
von Sinnen.
Ein Schwätzer! — Domeſtik —

Liſette. (Leiſe.)

Ach brav! er wird beginnen!

Schmalt.

(Zu Bertram mit immer zunehmender Schnelligkeit.)

Will man denn gar nicht ſehn? Hat man den ſchwar-
zen Staar?
Von dieſen Reden all' iſt keine Silbe wahr.
Der Burſch iſt Echo nur, denn im Complot ſind
alle,
ja alle gegen uns! und man geht in die Falle?
Der feine Herr da iſt — wie ſtumm er ſich jetzt
ſtellt —

Er

der König aller Schwätzer auf der Welt.
Wie? Was? (Zu Thalheim.) Was haben Sie darauf zu ſagen?
Kein Wort! — Und Sie, Herr Bertram, welch Betragen?
Iſt das erlaubt? — Wer glaubt man daß ich ſey?

Bertram.

O hören Sie doch auf, mich tödtet das Geſchrei.

Schmalk.
(Zornig ſprudelnd und ſtotternd.)

Ich will mit Ihrem Thal und Wald und Jagd mich nicht beladen.
Bin ich kein Mann für Sie ſo iſt's Ihr eigner Schaden.
Es giebt noch Orte, wo ſich's beſſer jagen läßt.
Und dann Ihr Pavillon gleicht einem Schwalbenneſt! —
Ein Wort ſtatt hundert, denn Geſchwätz kann ich nicht leiden,

zieht man den Herrn mir vor: ich werd' ihn nicht beneiden.
Ich bin modeſt, doch wenn man ſo mit mir verfährt,
ſo kenn' ich auch troz andern meinen Werth.
Ich ſpreche wenig, doch zu rechter Zeit und Stunde;
das ſcheidet weiſen Mund von eines Thoren Munde.
Er nehme ſie! Sollt' ich etwa nach Weiberſinn
mich ſtutzen laſſen? Nein, ich bleibe wie ich bin.
Nie war ich gleich der Fahne auf dem Dache
und ſtutzen laſſen war nie meine Sache.

Bertram. (Zornig.)

Weiß einer was er will? — — den dort (auf Thalheim zeigend) verſteht man doch.

Onkel.

Iſt er Dein Schwiegerſohn, ſo beſſert er ſich noch.

Bertram.

Mein Schwiegerſohn? Ihm ſollt' ich meine Tochter geben?

Onkel.

Nun ja.

Liſette.

O ja!

Johann.

Mein Herr!

Julie.

Mein Vater!

Thalheim.

Mein Beſtreben — —

(Sie ſprechen dies alle raſch hintereinander.)

Bertram.

(Haſtig, indem der Onkel ihn beruhigen will.)

Sprecht alle auf einmal! ſchreit alle auf mich ein!
Taub bin ich ſchon, bald werd' ich raſend ſeyn.
Hat man ſich mir zum Untergang verbunden?
Hat ſich dies Schwätzerheer darum hier eingefunden?
Die? meine Tochter? (Zum Onkel) Freund, verlier kein
Wort mehr drum!
Der ernſte Eheſtand iſt nicht für ſolche Narren.
Ich mußte meine Frau mit Schweigen mir erharren.

und war als Bräutigam ſechs ganzer Monden ſtumm!
Doch ſolcher Männer Frau wär ſchmerzlich zu beklagen:
ſie ſtürb hinweg eh's ihr gelång ein Wort zu ſagen.
Mein Gott bewahr mich vor den Schwiegerſöhnen da!
Denn hätte dieſe Eh' des Seegens ſich zu freuen,
ſo würden bald den lieben Großpapa
die lieben Enkelchen von Haus und Hofe ſchreien.

Schmalt.

Was für Geſchwätz! Er denkt noch immer in der That,
der gute Mann, er ſitzt im Magiſtrat.

Bertram.

(Heftig ſchreiend.)

Geſchwätz? Sie ſchwatzen, Sie! und finden gar kein Ende.
Und wenn man nur ſein Schwatzen noch verſtände!
So aber, ſprudelt er ein armes Wort herbei,
ſo ſtottert er ihm erſt noch das Genick entzwei.

Schmalt.

(Zornig und ſtotternd.)

Was? Sprudeln, ſtottern? ich? der in der ganzen Runde
für einen Sprecher gilt, dem lauter aus dem Munde
gleich einem goldnen Strom die Rede ſich ergießt?
Dem jedes Wort klar von den Lippen fließt
und deſſen Töne ſtets ſo zart, ſo deutlich bleiben
daß ſie noch nie verfehlt —

Bertram.

Die Hörer zu betäuben.
O ſchweigen Sie! mich foltert jedes Wort.
Ums Himmelswillen — ſtill! ſonſt geh' ich fort.

Schmalt.

Ich ſchweigen? Gehen Sie!

Bertram. } (Beide kurz hintereinander.)
Schmalt. } Sie können ſich erfrechen!

(Zugleich.)

Mein Gott, der Menſch wird noch nach ſeinem Tode ſprechen.

Onkel.

(Zwiſchen ſie tretend.)

St! liebe Herrn! Still, ſtill! was fällt euch ein?
Herr Bruder! Ei! Du kannſt recht artig ſchrein,
und wirſt wohl, hoff' ich, jetzt die Schwätzer nicht
verdammen.

Liſette.

Nein, nein, Sie ſprachen ja mehr als wir all' zuſammen.

Julie.

Drum ſeyn Sie auch gerecht —

Bertram. (Aergerlich.)

Ja, doch! was hilfts einmal?
Bleibt unter Schwätzern mir doch immer nur die
Wahl.

Schmalt.

So! ſo! Es iſt genug. Adieu! Ich gehe lieber.
Sonſt läuft mir wahrlich noch die bittre Galle über.

Thut was ihr wollt und ſchwatzt bis an den jüngſten Tag,
bis die Gerichtsposaun' euch überſchreien mag.
Wo anders werd' ich Frau und Jagd zu finden wiſſen
und einſtens wird man noch mit Thränen mich vermiſſen.

(Er läuft ab.)

Zwanzigſte Scene.

Die Vorigen, ohne Schmalk.

Thalheim.

Herr Bertram darf ich — —

Bertram. (Zu Julien.)

Nun, Du liebſt ihn, er ſey Dein.

Thalheim.

Von nun an bin ich ſtumm.

Bertram. (Zu Julien.)

Des ſollſt Du Bürge ſeyn.

Julie. (Lächelnd.)

Spricht er zu viel, wir Fraun verſtehn zu unterbrechen.

Thalheim.

Nein, nein, von nun an werd' ich wen'ger ſprechen,
doch lieben immer mehr, mit jedem Augenblick.
Und kehrt des alten Triebs Verſuchung mir zurück,
ſo werd' ich meinen Blick in Juliens Auge ſchlagen,
darin den Himmel ſehn und nicht nach Worten fragen,
doch —

(Der Vorhang fängt an zu fallen. Er blickt in die Höh.)

Ach — — !

(Mit einer kleinen Beugung vorwärts, an die Zuschauer.)

Nun, künftig hoff' ich Ihnen mehr zu sagen.

Berlin.
Gedruckt bei Karl Friedrich Amelang.
Neue Friedrichsstraße Nr. 56.

Erzählungen

von

C. W. Contessa.

Dresden, 1819.
in der Arnoldischen Buchhandlung.

19 A 455

Landes-
Bibliothek
Weimar

Schriften

von

C. W. Contessa.

Erzählungen

von

C. W. Contessa.

Erster Theil.

Inhalt.

Meiſter Dietrich.
Der ſchwarze See.
Manon.

Meister Dietrich.

In der Kirche des Benediktiner-Klosters zu * * * befindet sich in einer Seiten-Kapelle zur Rechten ein Bildniß, vor welchem jeder gern verweilt, um sich der wundersamen Schönheit und Kunst, die man daran bemerkt, zu erfreuen. Es hatte aber dort gar lange gehangen und ward, da es vom Rauch geschwärzt und Alters wegen ganz unscheinbar geworden, nicht eben viel beachtet, bis zwei Fremde, die aus Wälschland kamen, dem damaligen Abt Gervasius durch Anbietung eines ansehnlichen Preises dafür endlich die Augen öffneten, so daß er sich ungesäumt entschloß, es selbst durch geschickte Hand wie-

der herstellen zu lassen und ward dieses Geschäft Meister Dietrichen, dem Mahler, übertragen, der, obschon noch jung, in seiner Kunst dennoch wohlerfahren und in solcher mühsamen Arbeit geübt war.

Es zeigte sich auch dem Mahler gar bald, daß hier die Mühe auf gute Zinsen gelegt sey, obwohl die Arbeit wenig förderte und manche Schwierigkeit dabei war; denn da das Bild, aus Furcht vor noch größerem Schaden, nicht aus seiner Einfassung auf dem Altar genommen werden konnte, war es dem Meister nicht sonderlich zur Hand. Allein er achtete dessen nicht, sondern brachte jeden Morgen frische Lust und größern Eifer mit an sein Werk, ja es ergriff ihn, da es auf seinem Bilde so zu sagen anfing Tag zu werden, und die himmlischen Gestalten durch seine Sorgfalt immer deutlicher und herrlicher wie aus der Nacht hervorgingen, eine solche Liebe zu demselben, daß er an nichts anders dachte, als wie er es gänzlich von der Schmach, die ihm die Zeit und Un-

achtſamkeit der Menſchen zugefügt, befreien, was allzuſehr verdorben und verloren gegangen, durch die Kunſt des Pinſels ergänzen und wieder herſtellen und ihm ſo wieder zu ſeiner urſprünglichen Schönheit, Kraft und Glanz verhelfen möge, wie er es klar und friſch vor ſich ſah.

Zu ihm nun, wie er da arbeitete, kam des öftern ein Mann von ſtattlichem Weſen und Anſehn, ob er gleich nur in ſchlechter Kleidung, faſt wie ein Jäger, einherging, und ſah ihm ſtundenlang mit Wohlgefallen zu, und da derſelbe die Welt wohl zu kennen ſchien, auch von göttlichen und menſchlichen Dingen, beſonders aber von der Kunſt der Mahlerei mit Verſtand und Wiſſenſchaft zu ſprechen wußte, hörte ihm Meiſter Dietrich gern zu und ſah ihn allezeit lieber kommen als gehen.

So traf es ſich denn einſtmals auch, daß die Rede darauf fiel: „was für des Lebens Glück und deſſen Abſicht und Zweck zu halten ſey,“ wo denn der

Mahler sein Loos nicht genug preisen konnte, das ihm ein Geschäft angewiesen, an welchem er mit Treue und Liebe und allen Kräften seiner Seele hänge, dazu ein braves Weib und zwei liebe Kinder gegeben und so in seines Lebens Zweck und Absicht zugleich des Lebens Glück mit reichlichem Maaß gespendet habe. — Der Grünrock lächelte. „Ihr seyd gnügsam Meister," sprach er, „und das ist zu loben. Es ist auch nicht übel, sein Häuslein ins tiefe Thal zu bauen, wo Kohl und Rüben wohl gedeihen; doch sind da manche die gern ins Weite schauen, und bleiben diese freilich lieber auf den Bergen."

Der Mahler wandte sich auf seiner Leiter und sah ihn an.

„Ihr wundert euch," fuhr jener fort: „und schaut mich an, als wolltet Ihr fragen, was in der Welt denn noch höheres und besseres sei, denn sein Weib lieb haben, Kinder zeugen und erziehen und seine Tage, einen wie den andern am Pfluge der gewohnten Arbeit in regelmäßige Furchen legen? Habt

Ihr denn niemals ein Begehr und Verlangen in Euch verspürt, von dem Ihr nicht recht zu sagen wußtet, wonach? ist es Euch niemals gewesen, als fühltet Ihr Euch nur halb, und als müsse etwas ausser Euch zu finden seyn, wodurch Euer Leben, Seyn und Wesen erst zu einem tüchtigen Ganzen werde?" — „Lieber Herr," entgegnete der Mahler: „es ist also, wie Ihr sagt. Was Ihr da aussprecht, hab' ich in früheren Zeiten gar oft gefühlt."

„Ich wußt' es wohl," sprach der Andere. „Glaubt mir nur, Ihr seyd zu etwas Höherem ausersehen, als bis an Euer Ende den Pinsel zu führen und euer Leben an solcher Arbeit abzunützen; glaubt mir, vertraut auf mich — ich sag' es nicht umsonst — mit Euern Gaben, mit Eurer Jugend und Gestalt kann es Euch nirgend fehlen."

Der Mahler sah eine Weile schweigend zur Erde. „Ihr irrt Euch in mir," begann er dann, „wie sich mein Vater in mir irrte. Der hätte auch gern etwas Großes aus mir

gemacht und hielt mich fleißig zu der Feder an. Doch die Natur läßt sich nicht zwingen. Ich bin zu dem geboren, was ich bin und seitdem mir Gott mein Weib und meine Kleinen geschenkt, ist alles eitle Treiben und Begehr von mir gewichen. Hätt' ich noch einen Wunsch, so wär' es, daß mir vergönnt seyn möchte, mich auch einmal in Wälschland umzuschauen."

„Dazu ließ sich vielleicht Rath schaffen," erwiederte der Unbekannte. „Wollt nur, so könnt Ihr auch. Das Sprüchlein merkt Euch, und richtet Eure Augen nach oben, denn Ihr seyd zu Hohem berufen. Und so Euch über kurz oder lang ein Wunsch anträte, gedenket mein und vertraut mir. Ein Freund kann uns oft nützlich seyn, wo wir es am wenigsten vermuthen. Auch der Demant trägt ein unscheinbar Kleid. — Da lautet's im Kloster. Die Glocke ruft mich. Gehabt Euch wohl!"

Er hatte unter diesen Reden einen Pinsel ergriffen und gleichsam damit spielend drei

rothe Sternlein an die Wand gemahlt. Jetzt legte er ihn hin und ging.

Es möchte schwerlich zu beschreiben seyn, in welcher Gemüthstimmung der Grünrock den Mahler zurückgelassen. Fast war ihm, als hätt' er etwas Wichtiges vergessen, und müsse sich nun darauf besinnen, und wenn er über alles nachdachte, verwirrten sich seine Gedanken, und die wunderlichsten Bilder schlüpften in hellen Farben an ihm vorüber. Für heute war ihm alle Arbeit verleidet. Er schaute noch ein Mal kopfschüttelnd sein Bild an und machte sich langsam auf den Weg nach Hause. — Leise öffnete er die Thür und trat in die Stube; da saß seine Frau, den Knaben auf dem Arm, zu ihren Füßen das Töchterlein mit der Puppe spielend; und wie das Kind sein ansichtig ward, rief es: „der Vater kommt!" und sprang auf ihn zu, hing sich an seine Kniee und fragte ihn, ob er ihm nichts mitgebracht. Der Vater aber nahm es auf den Arm, und da die Mutter ihm entgegen kam und, sich sei-

ner frühen Heimkehr freuend, den Mund zum Kusse bot, setzte er sich auf einen Stuhl neben der Thüre, zog sie auf sein Knie herunter und hob das Mädchen auf das andere; indem öffnete der Knabe auf der Mutter Arm die Augen, er sah den Vater und machte das zahnlose Mündlein weit auf und jauchzte laut; und der Vater küßte ihn, und herzte die Mutter und herzte das Töchterlein, und hätte seiner Lust kein Ende gefunden, wenn nicht die Mutter aufgestanden wär' und ihm den Knaben zu halten gegeben hätte: „denn heute Abend," sprach sie: „will ich Dir dein Leibgericht bereiten, weil du uns so zeitig erfreut hast und fein fromm und artig bist."

Es war nun vergessen, was der Unbekannte zu ihm in der Kirche gesprochen und all' die wunderlichen Dinge, die ihm durch den Sinn gegangen. Gleich wie harmlos spielende Kinder trieben sich seine Gedanken und Wünsche wieder, wie sonst, fröhlich in den engen Grenzen seiner Wohnung umher

und begehrten nimmer über die Schwelle hinaus.

Mit gewohnter Lust und Liebe ging er den andern Morgen wieder an sein Tagewerk. Als er die drei Sternlein an der Wand erblickte, schalt er sich selber einen Thoren, daß er auf ein Paar leichtfertige Worte eines Fremden geachtet, der vielleicht nur seinen Spott mit ihm getrieben und nahm sich vor, ihm heute weidlich mit gleicher Münze zu vergelten: Allein der Unbekannte ließ heute seinen Besuch vergeblich erwarten und Meister Dietrich ging ärgerlich nach Hause und mußte sich auf den andern Tag getrösten. Der andere Tag kam; Meister Dietrich wartete, aber der unbekannte Freund kam wiederum nicht; eben so wenig ließ er sich in den folgenden Tagen blicken, und je länger, je mehr jener an seiner Wiederkehr verzweifelte, desto stärker regte sich bei ihm der Wunsch darnach. Er meinte,

dies rühre von der Gewohnheit seines Umgangs her, da es doch lediglich das Begehr nach des Fremdlings geheimnißvollem Wesen, und schmeichelnden Worten war. Das mochte er sich aber selbst nicht bekennen.

Indessen blieb er in seiner Arbeit nicht säumig. Des Bildes Schönheit wurde immer offenbarer, und zog manchen aus der Stadt herbei, der an solchen Dingen Gefallen hatte. So geschah es denn auch eines Morgens, als er eben auf der Leiter stand, daß eine reichgekleidete Frau, von einem Diener begleitet, in die Kapelle trat. Sie trug, nach Landessitte, eine sammetne Kappe, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, doch däucht' ihm, niemals edleren Wuchs, noch schönere Gestalt erblickt zu haben, und da sie, ihn freundlich begrüßend, ihren Wunsch, das Bildniß zu betrachten, kund that, klang ihre Stimme so wundersüß, daß ihn gar sehr verlangte, den Mund zu sehen, dem so lieblicher Ton zu eigen. Er stieg hurtig von der Leiter und räumte alles aus dem Wege,

was des Bildes Anblick hindern konnte. Sie aber schlug die Sammetkappe zurück und trat näher an des Altars Stufen. Dem guten Dietrich war's nicht anders, als ob die Morgensonne aus den Wolken hervorträte, und mit ihrem Glanz ihn selbst und den Raum um ihn her verherrliche. Er getraute sich nur verstohlen, kurze Blicke nach ihr auszuschicken, gleich als fürchtete er seine Augen zu blenden, und da sie sich von ohngefähr zu ihm wandte, ihn über etwas zu befragen, blieben sie gänzlich auf dem Boden und er wußte kaum ein armes Wörtlein mit Stottern und Stammeln zurückzugeben, so daß die schöne Gestalt lächelnd zu ihm sagte: „lieber Meister, fast muß ich glauben, meine Gegenwart sei Euch ungelegen, da Ihr nicht allein kein freundlich Wort, sondern auch nicht einmal einen freundlichen Blick mir gönnt." Indem nun Meister Dietrich darauf mit Höflichkeit zu erwiedern suchte und in der Angst nicht gleich etwas finden konnte, und seine Verwirrung dadurch immer mehr

anwuchs, fuhr jene mit holdseliger Gebehrde fort: „wenn Ihr ungelegene Besuche erhaltet, so zürnet mit Euch selbst und Eurer Geschicklichkeit, die auf solche treffliche und fast wunderbare Art dies Kunstwerk, welches schon gänzlich der Nacht und Vernichtung verfallen schien, wieder in's Licht und Leben zurückführt und ihm sein altes Recht auf die Bewunderung der Menschen herstellt. Ich aber will Euch gern gestehen, daß ich weniger um des Bildes willen hergekommen bin; als weil ich Verlangen trug, Euch selber kennen zu lernen, von dem ich, seit meiner Anwesenheit in dieser Stadt, schon so viel Gutes gehört und manches selbst gesehn, was den tüchtigen Meister verkündet; denn in dem Lande, wo ich erzogen, liebt man solche Leute."

Sie fügte hierauf noch mancherlei hinzu, was von ungemeinem Verstande und mannichfaltiger Kenntniß zeugte, wie Meister Dietrichen noch niemals an einem Weibe vorgekommen war, so daß er darüber auch

warm in der Brust wurde und sich ihnr endlich Herz und Zunge löseten. Und sie hätten ihres Gesprächs kein Ende gefunden, wäre nicht der von fern stehende Diener, ein schöner junger Mensch, sehr reich auf spanisch gekleidet, mit einem gar finstern Blick auf den Mahler, herbeigetreten und hätte erinnert, daß es bald Mittag sey.

Da wandte sich die schöne Frau zum Abschiede und sprach: „lebt wohl, mein lieber Meister; ich hoffe, daß unsere Bekanntschaft nicht so jung sterben werde. Seyd mein eingedenk; Ihr sollt bald weiter von mir hören.“ Damit ging sie hastigen Schrittes davon, doch an dem Eingang der Kapelle, wo ihr Weg sich um die Ecke drehte, schaute sie noch ein Mal zurück und winkte ihm freundlich zu. Der schnelle Abschied aber überraschte den Mahler so sehr, daß er des geziemenden Geleits vergessend, mit starren Augen und offnem Munde, gleich einem, der von goldenen Aepfeln in seiner Hand geträumt und beim Erwachen nichts darin ge-

funden, auf dem Fleck, wo sie ihm verlassen, ohne Regung stehen blieb, bis ihm endlich einfiel, ihr von Weitem nachzufolgen, um, wo sie wohne und wer sie sey, zu erfahren. Er hing den Mantel um und eilte durch die Kirche hin; doch wie er eben aus der Thür schreiten wollte, trat ihm sein alter Freund Grünrock entgegen und hielt ihn auf.

„Glück zu, mein rascher Jäger!" sprach er lachend. „Welch edles Wild verfolgt Ihr so hitzig?" Und da sich Meister Dietrich ungeduldig von ihm los machen wollte: „Ihr holt sie nicht mehr ein," fuhr er fort: „doch was Ihr zu wissen verlangt, kann ich Euch sagen."

Dem Mahler lief eine leichte Röthe über das Gesicht und er fragte: „Ihr habt sie gesehen und kennt sie?"

„Beides," entgegnete jener: „und da die Menschen doch einmal mit des Schönen bloßer Erscheinung sich nicht begnügen, ja sein nicht eher froh werden mögen, als bis sie es in den Rahmen irdischer Verhältnisse ein-

gezwängt und ihm Namen und Ursprung nachgewiesen haben, so will ich Euch nur gleich vertrauen, daß die schöne Frau, die Euch eben verlassen, das junge Gemahl des Grafen Rovero ist; eine Deutsche von Geburt, doch in Italien erzogen. Es wird mancherlei von der Macht ihrer Schönheit erzählt und, scheint es, Ihr wißt selber davon zu sprechen."

Unter diesen Reden waren sie nach der Kapelle zurückgegangen, wo beide schweigend vor dem Bilde stehen blieben, der Mahler, ohne darauf hinzusehn, der andere aber, es aufmerksam betrachtend.

Nach einer Weile hub der letzte an: „bis hierher die Rosen; nun werden wohl die Dornen kommen!"

„Wie meint Ihr das?" fragte Meister Dietrich aufblickend.

„Ich meine," erwiederte der Grünrock, „daß Eure Kunst und Geschicklichkeit an diesen beiden Köpfen da und sonderlich an dem Frauenkopf in der Mitte, zu Schanden wer-

den möchte, die ja beide so schmählich zugerichtet und beschädigt sind, daß gar wenig von ihrem vormaligen Zustande zu erkennen. Und doch werdet Ihr nichts gethan haben, wenn es Euch nicht gelingt, in diesem Kopf die große Kraft und Schönheit des Uebrigen zu erreichen, ja zu übertreffen; denn weil dieses die Hauptfigur des Bildes ist, so steht zu vermuthen, daß der alte Meister das Höchste was sein Ingenium und seines Pinsels Fertigkeit vermocht, vor allem an diese werde verwendet haben."

„Oftmals in guten Stunden," sprach Meister Dietrich nachdenklich: „hat das ganze Werk so klar im Geiste vor mir gestanden, daß ich hoffen durfte, es mit Gottes Hülfe herrlich zu vollenden; doch muß ich Euch bekennen, daß ich jetzo fast selber daran verzweifle."

Der Grünrock reichte ihm die Hand und sprach: „was einem Menschen möglich gewesen, daran soll kein Mensch verzweifeln. Setzt der schönen Gräfin

Conterfei an die Stelle; das wird dem Uebrigen keine Schande machen."

„Mit nichten!" rief der Mahler aus: „der Gräfin Schönheit ist zu sehr von dieser Welt. Viel eher möchte meines Weibes Bildniß an jenem Ort bestehen können."

Jener nickte mit dem Kopfe und lachte dabei auf eine gewisse Weise, die dem Mahler schon oft an ihm zuwider gewesen war. Darauf sprach er: „Bei dem allen bauert es mich am meisten, daß Ihr die schöne Kraft an solches Stück- und Flickwesen vergeudet und überhaupt Euer ganzes Leben in den Schatten eines Handwerks setzt, von dem Euch keine Frucht fällt, als etwa ein Paar Holzäpfel. Doch was geht's mich an! Lebt wohl, wenn Ihr könnt. Morgen sehen wir uns wieder."

Meister Dietrich schaute ihm mißmuthig nach und noch mißmuthiger auf sein Bild zurück, denn je mehr er verspürte, daß der fröhliche Glaube an ein wackres Vollenden von ihm gewichen war, desto heftiger verdroß

es ihn, daß der Grünrock Recht haben sollte und er bereute, sich solcher Arbeit unterzogen zu haben.

Voll Unbehagen machte er sich auf den Weg nach Hause. Was ihm heut' begegnet war, hatte sein Gemüth zerspalten; er gewahrte dessen wohl, doch konnte oder wollte er sich die Ursach' nicht sagen. Heut' erfreute ihn nur halb des Töchterleins Kosen, des Säuglings Jauchzen und der Mutter geschäftige Sorgfalt. Das Bild der schönen Gräfin hielt seine Sinne gefangen, trat überall zwischen ihn und seine häusliche Lust, Thun und Treiben, daß er sie nicht erfassen konnte und seine Gedanken und Wünsche sprangen, wie des Zaumes ledige Rosse, über die engen Schranken seines bisherigen Lebens und wuchsen zu gespenstergleichen Riesenbildern auf, vor denen er selbst erschrak.

Es waren mehrere Tage verstrichen. Der unbekannte Freund war, seines Versprechens

uneingedenk, nicht erschienen. Gleichergestalt hatte es Meister Dietrichen nicht glücken wollen, der Gräfin ansichtig zu werden, obwohl ihn sein Weg gar oft vor ihrer Wohnung vorbeiführte. Da traf es sich eines Morgens, als er über den Marktplatz ging, daß eben Jahrmarkt gehalten wurde; die fremden Kaufleute hatten ihre Buden aufgeschlagen und es war großes Gedräng' und Treiben dort. An einer von den Buden aber, worin allerhand köstliche Elixire und Arzneien zu Kauf standen, erblickte er den Grünrock, der sein ebenfalls sogleich gewahrte und ihn heranrief.

„Wollt Ihr Euer Leben verlängern," sprach er: „oder, wenn es Euch zu lang däucht, dem lieben Gott zu Hülfe kommen? Ihr dürft nur sagen. Gute Freunde werden hier auf beiderlei Weise trefflich bedient."

„Keins von beiden," entgegnete der Mahler: „sondern wie es Gott gefällt."

„Ihr seyd ein frommer Mann," lachte jener: „und solchem wird das Himmelreich.

Ihr könnt einmal ein gut Wort für mich einlegen. Wie steht es aber vor der Hand auf Erden? Ist die schöne Erscheinung Euch noch nicht wieder erschienen?" — Der Mahler schüttelte den Kopf. — „Ihr wünschtet doch wohl, sie wieder zu sehen?" fuhr der Grünrock fort.

„Was könnte mir's helfen, so es geschäh'?" sprach der Mahler mit falschem Gleichmuth; jener aber sah ihn an und sagte: „Eure Wangen halten nicht gute Nachbarschaft mit Eurem Munde, denn ihre Röthe straft ihn der Lüge. Sagt es doch nur gerade heraus, so steht Euch vielleicht zu helfen."

Meister Dietrich sah ihm verwundert in's Gesicht. „Ei nun," hub er endlich an: „ein solcher Wunsch ist niemand zu verargen, am wenigsten einem Mahler, dem ja, so zu sagen, ein Paar Augen mehr gegeben sind, denn andern Leuten."

„Wohl dann," erwiederte der andere: „wir werden sehn, was für Euch zu thun

ist." — Er wandte sich darauf zu dem Kaufmann und redete ihn in einer fremden Sprache an. Der Kaufmann holte ein wohlverwahrtes Kästlein hervor und gab ihm daraus zwei kleine Gläser, welche er zu sich steckte und jenem dafür einen seidenen Beutel mit Geld in die Hand drückte. Zu dem Mahler aber sprach er: „kauft doch dem wackern Mann auch etwas ab von diesem Lebensbalsam. Wer weiß, wo Ihr ihn brauchen könnt." Und da dieser seine gute Gesundheit vorwandte, meinte er, der Balsam sey auch nur für die Allzugesunden und er wolle nur immer ein Gläslein für ihn mitkaufen und ihm aufheben, um ihrer Freundschaft willen; ließ sich auch noch eins geben und bezahlte es. Darauf schieden beide lachend von dem Kaufmann; der Grünrock trat an eine andere Bude, der Mahler aber ging an seine Arbeit.

Als er gegen Mittag nach Hause kehrend aus der Kirche kam, sprach ihn eine wohlgekleidete Dirne mit der Frage an: ob er Mei-

ster Dietrich, der Mahler, sey? Da er solches bejahet, sagte sie freundlich: „meine Frau, die Gräfin Rovero, läßt Euch des schönsten begrüßen und melden, daß sie diesen Nachmittag Eurer gewärtig seyn werde, um sich mit Euch wegen einer Arbeit zu besprechen, die sie begehrt."

Meister Dietrich wußte nicht, wie ihm geschah, da er dies vernahm, und er gedachte der heutigen Worte des Grünrocks. Die schlaue Dirne sah ihm eine Weile in's Gesicht; doch da sie von ihm keine Antwort erhielt, grüßte sie ihn lachend und ging davon.

Heute wollte ihm sein Mittagbrod nicht munden und da ihn seine Frau um die Ursach' befragte, sagte er ihr, er sey zum Grafen Rovero beschieden, für den er mahlen solle. „Wenn du sonst keine Noth hast," entgegnete Kunigunde: „es ist ja nicht das erste Mal, daß Du vor Grafen und Herren stehst, und wirst Dich doch vor diesem Wälschen nicht scheuen." Meister Dietrich fühlte, daß er roth ward im Gesicht, stand auf

und küßte seine Frau auf die Stirn. Darauf legte er seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg nach des Grafen Hause.

Das Herz schlug ihm wacker, als er die breite Wendeltreppe hinanstieg und einen Diener bat, seine Gegenwart anzusagen. Der Diener führte ihn in ein großes, mit vielen Bildern ausgeschmücktes Prunkgemach und hieß ihn dort verweilen. Der Mahler sah die Bilder mit Erstaunen an, denn es waren lauter herrliche Stücke aus der italienischen Schule, wie er deren niemals so viele und so treffliche beisammen gesehen. Die Kraft und der Glanz der Farben, die mächtigen Massen tiefer Schatten und scharfer Lichter in den Werken mancher neuern Meister blendeten, ja betäubten ihn; mit wunderbarer Macht aber zog ihn ein Gemälde zu sich, welches in der Ecke hing. Es war darauf eine Mutter Gottes vorgestellt von Engeln umschwebt, im Vordergrund zwei anbetende Figuren. Er stand eben davor, da sich hin-

ter ihm die Thüre aufthat und die Gräfin erschien. Das Blut stieg ihm an's Herz, da er ihr entgegen ging; sie aber, nachdem sie ihn freundlich begrüßt, fragte ihn, ob er denn dieses Bild allein von all' den andern Meisterwerken der Betrachtung werth gefunden? „Ich habe," sprach der Mahler mit Bescheidenheit: „aus diesem stolzen Blumenbeet die edle Lilie mir erwählt und wünschte wohl, den trefflichen Meister zu kennen, der so Herrliches vollbracht."

„Was Ihr so bewundert," entgegnete die Gräfin: „ist ein Werk des Raphael Sanzio, den viele den Göttlichen nennen. Der Menschen Meinung ist verschieden und ich will keinem die seinige bestreiten." — Damit führte sie ihn durch ein anstoßendes zweites Gemach, gleich dem ersten ausgeziert, und indem er schnell, wie sie vorausschritt, ihr folgte, fielen seine Augen auf ein Bildniß seitwärts an der Wand und er stand vor Erstaunen still, denn es glich dem Freund Grünrock auf ein Haar, obwohl er andre Kleidung

trug, und er wollte den Mund aufthun, die Gräfin zu befragen; allein sie stand schon in ihrem Zimmer, hielt die Thür in der Hand und winkte ihm einzutreten; und wie er hineintrat, sah er eine aufgeschlagne Staffelei, mit allem, was zum mahlen erforderlich.

„Da drauſſen," hub die Gräfin an: „hatt' ich den Muth nicht, Euch mein Verlangen zu entdecken. Denn nicht, um Euch ein Kunſtwerk aufzutragen, Eurer würdig, beſchied ich Euch hierher, ſondern um mein Bildniß zu verfertigen, das mein Gemahl zu haben wünſcht."

Der Mahler, vielleicht daß ein guter Geiſt ihn verwarnte, erſchrak im tiefſten Herzen bei dieſem Antrag, ſo daß er erblaßte, worüber die Gräfin lächelnd ſprach: ſie habe es wohl gewußt, daß ihm ihr Anſinnen nicht gefallen werde, zumal da er eben vom Anſchaun höherer Dinge komme.

„Welcher Mahler," entgegnete Meiſter Dietrich ſich faſſend: „möchte ſich vermeſſen, mit aller ſeiner Kunſt Höheres zu erreichen,

als hier der liebe Gott in seinem besten Stündlein geschaffen hat?" — Darauf setzte er sich an die Staffelei, nachdem er der Gräfin einen Sessel gerückt und fing seine Arbeit mit zitternden Händen an.

Er sah die Gräfin nun alle Tage. Und wie es den Weintrinkern zu ergehen pflegt, die mit einem halben Kännlein anfangen zur Mahlzeit, bald aber noch eins hinzufügen, und wieder eins, und der Durst immer mehr wächst, je öfter sie ihn löschen, bis sie endlich vermeinen, sie könnten nicht mehr leben, wenn sie nicht des Bacchus voll sind; so wuchs ihm auch das Verlangen, die schöne Frau zu sehen, immer höher an das Herz, je öfter er sie sah, und es däuchte ihm endlich jede Stunde verloren, die er nicht bei ihr verbracht. Wie eine Pflanze, die an einem sparsam erhellten Orte steht, mit allen Kräften ihres Lebens nach der Seite strebt, von wannen das Licht hereinbricht, so waren auch seine Gedanken und alle Triebe seiner Seele nur nach ihr gewendet. An die Ar-

heit in der Benedictiner-Kirche ging er nur mit Unluſt und da er jeden Tag mehr an dem glücklichen Vollenden verzweifelte, ließ er ſie endlich ganz liegen.

Seine Frau ward der großen Veränderung an ihm wohl inne, doch da er ihren Fragen deshalb nicht Rede ſtand, ihr auch wohl dienſtfertige Zungen, wie es zu geſchehen pflegt, etwas von der ſchönen Gräfin in's Ohr geraunt hatten, ſo ließ ſie, überhaupt gar ſanfter und in ſich gekehrter Gemüthsart, zuletzt kein Wort davon mehr über ihre Lippen und nahm den ſtillen Gram geduldig in ihrem Buſen auf. Der Mahler aber, dem dieſes Schweigen und ihres Geſichtes kummervolle Züge lauter, denn alle Vorwürfe, ſeine Schuld vorrückten, fing an ſein Haus zu meiden und brachte die Zeit, da er nicht bei der Gräfin ſeyn konnte, meiſt in Zechſtuben und Spielhäuſern hin, machte aber dadurch ſein Uebel noch ärger.

Einsmals, da er des Abends zeitiger als gewöhnlich nach Hauſe kam, hörte er auf der

Treppe, wie seine Frau den Knaben in den Schlaf sang; er hatte das Lied schon sonst von ihr vernommen, doch dünkt' ihm heut', als hab' er es nimmer gehört; es fiel ihm wunderlich auf's Herz; er lehnte sich an die Wand, seine Augen wurden voll Wasser, indem er ihr zuhörte, und er stand noch auf dem Flecke, da das Lied schon lange zu Ende war. Das Lied hieß also:

Das Bächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei dir verbleiben;
die Wolken gehen mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.
'Das wird wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Der Frühling tritt zur Knospe hin:
wach auf, Feinslieb, zur Freude!
Die Knospe springt mit leichtem Sinn
heraus im Hochzeitkleide.
Das mag wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Doch wie die Sonn' zur Rüste geht,
ist Frühling auch verschwunden.
Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
sie stirbt zur selben Stunde.
Es mag wohl Frühlings Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Das sang die Mutter ihrem Kind.
Das Herz war ihr gebrochen:
Der Liebste schwur, da kam der Wind,
da hatt' er nichts versprochen.
So mag der Männer Art wohl seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Er trat still zur Thür hinein, bot freundlich, doch mit schwankender Stimme, Kunigunden guten Abend und setzte sich ihr gegenüber in den alten Lehnstuhl, der so oft in der bessern Zeit ihn und all' die Seinen zugleich mit seinen Armen traulich umfaßt hatte. Und als er da saß und sein Weib mit dem Knaben auf ihrem Schooß ansah, wie die Liebe zu dem Kinde ihr bleiches Angesicht zu verklären

schien, fiel ihm, er wußte nicht wie, plötzlich sein Gemälde in der Benediktiner-Kapelle ein; er sah es auf einen Augenblick ganz vollendet vor sich stehen, und in seiner Brust ward ihm dabei so weh und doch so wohl, daß er dies seltsame Gefühl nicht allein zu ertragen vermochte, stand daher auf und ging hinüber zu seinem Weibe und küßte den schlafenden Knaben. Kunigunde schlug die Augen langsam zu ihm auf und ein Strom von Thränen brach daraus hervor; er aber faßte ihre Hand und drückte sie heftig an seine Brust, die ihr hoch entgegen schlug.

Da that sich die Thür auf und hereintrat der Grünrock. Erstaunt und verlegen wandte sich der Mahler, ließ seines Weibes Hand und ging ihm entgegen; doch jener schritt, auf seine Weise lächelnd, an ihm vorüber und sprach, vor Kunigunden tretend: „Vergebt mir, werthe Frau, wenn ich Euch störe. Da unser lieber Meister sich nicht mehr bei seiner Arbeit in der Kirche betreffen läßt, wähnt' ich ihn krank. Allein indem

ich Euch 'anschaue, kann ich es ihm nicht verargen, daß er lieber daheim bei Euch verbleibt, als seinem Handwerk auf der Straße nachläuft."

Meister Dietrich sah ihn mit Verwunderung an, denn indem er eben den Mantel ein wenig zurückschlug, um seinen Hut abzunehmen, gewahrte jener, daß er ein prächtiges Kleid von schwarzem Sammet mit einem kostbaren Spitzen-Kragen und eine goldene Kette um den Hals, darunter trug.

Doch als ob er des Mahlers Verwunderung nicht merkte, fuhr der Freund, den Mantel zusammenschlagend, gegen ihn gewendet fort: „Glaubt mir, wenn ich an Euerer Stelle wäre, wie eine Auster wollt' ich nimmer mein Haus verlassen, das mir der Herr so herrlich gesegnet hat; am wenigsten, um etwa schöne Weiber abzukonterfeyen."

Meister Dietrich wurde roth und winkte ihm mit den Augen und auch über Kunigundens Gesicht lief eine schnelle Glut; der

Schalk aber, ohne des Mahlers Winken zu beachten, sprach lächelnd zu Kunigunden: „Ihr wißt doch, schöne Frau, welche gefährliche Arbeit er unternommen? Der Gräfin Rovero tagtäglich in die Augen schauen, bedünkt mich wie Thurmdeckerwerk: man kann leicht schwindlich dabei werden, denn solcher Augen gibt es in der Welt nur ein Paar.“

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich in Kunigundens Herz und die Brust wollt' ihr vor Schmerz zerspringen. Da stand sie auf, drückte den Knaben an sich und eilte mit wankenden Schritten in das Schlafgemach.

„Was beginnt Ihr?“ sprach der Mahler, ängstlich hin und her schreitend, da sie weg war.

„Ich merke wohl,“ entgegnete jener: „daß ich mit täppischen Händen den wunden Fleck berührte, und um mich selber darob zu bestrafen, verlaß ich Euch auf der Stelle. Es wird Euch indeß nicht schwer fallen, den Frieden wieder herzustellen, wenn Ihr sonst nur die schöne Gräfin aufgeben wollt. Aber

merkt wohl, was ich sage: die Weiber sind es in diesem Leben, die uns hinauf oder hinunter ziehen. Die Wahl ist Euer! Gute Nacht."

So ging er hin und nahm aus diesem Hause den Frieden auf immerdar mit sich hinweg. Dem Mahler entstand der Muth, seiner Frau unter die Augen zu treten und der Augenblick war vorbei, wo sein guter Geist ihm noch ein Mal die Hand geboten hatte und sollte niemals wiederkommen. Sein bethörtes Herz zog ihn am andern Morgen wieder zur schönen Gräfin und Kunigundens Bild in seiner Brust verblaßte und verging vor dem Strahl ihrer Augen, wie der Mond am frühen Morgen, wenn sich die Sonne zeigt.

Die Arbeit des Mahlers nahte sich ihrem Ende; er sah mit Entsetzen die Zeit herbei kommen, wo er des täglichen Anschauens der herrlichen Gestalt verlustig gehen werde

und konnte sich dann seinen Zustand nicht anders denken, als eines Verdammten, der einst im Himmel gewesen. Da sprach die Gräfin eines Tages zu ihm von ihrem Gemahl und erzählte unter andern: daß er seinen Geheimschreiber durch den Tod verloren, und nun um einen geschickten Mann verlegen sey. „Hättet Ihr nicht Weib und Kind," fuhr sie lächelnd fort: „ich wollte Euch zureden, selbst um die Stelle zu werben. Es fehlt Euch nicht an der nöthigen Geschicklichkeit; ein Kopf, wie der Euere, würde auf dieser Stelle nicht lange rasten und die Aussicht auf das Höchste wäre Euch geöffnet."

„Für mich," sprach der Mahler: „für mich, ist nur ein Einziges, wonach mein Leben lechzet, wie im Sonnenbrand eine Pflanze nach dem Thau; und ach, ich Unglücklicher! nimmer werd' ich das erlangen."

„Ihr achtet Euch selber zu gering," entgegnete die Gräfin. „Wem die Natur so viel gegeben, der darf von den Menschen alles

hoffen." — Sie ſah ihn mit einem Blicke an, an dem ſein Blut ſich entzündete und wie ein Feuer durch ſeine Adern lief, daß er kaum athmen konnte und ihm die Hände zitterten.

„Mein Gemahl," hub ſie von neuem mit leiſer Stimme an: „mein Gemahl verlangt nach dem Bilde und wie ich ſehe, werdet Ihr es auch in wenig Tagen vollendet haben."

„Ach, mit dem letzten Pinſelſtriche," rief der Mahler: „ſtreich' ich mich ſelber aus dem Buch der Seligen und unterzeichne meine Verdammung!"

Die Gräfin ſchlug die Augen nieder und ſchwieg eine Weile. Dann ſprach ſie ſeufzend: „Unſern liebſten Wünſchen wird in dieſem rauhen Leben keine Erfüllung reif; wie Pflanzen aus meinem ſchönen Italien in Euren kalten Himmelsſtrich verpflanzt, höchſtens blühen, doch nimmer Früchte tragen. Alles, was dem Volk begehrenswerth erſcheint, iſt mir geworden: Macht, Ehre,

Reichthum und doch kein Glück; denn mein Herz ist arm geblieben."

Ihre Augen wurden voll Thränen, da sie dieß sprach; und sie lehnte sich in dem Armsessel zurück, sie mit der Hand bedeckend. Da blieb der Mahler seiner Leidenschaft nicht länger Meister, warf sich ungestüm vor ihr auf die Kniee, streckte die Arme voll verzehrender Sehnsucht nach ihr aus und sprach mit bebender Stimme: „O, möcht' ich doch hier zu Euern Füßen und in Euerm Anschaun sterben, denn zu leben vermag ich doch nicht, wenn ich Euch nicht mehr sehe." Sie blickte ihn liebreich an und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie heftig; doch wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn die Berührung; ein heftiges Zittern überfiel ihn, hörbar schlug ihm das Herz an seine Brust, es ward ihm schwindlich vor den Augen, wie einem Trunkenen, er war ausser sich, umfaßte ihre Kniee, drückte sie an sich und da sie, ihn abzuwehren, sich vorwärts bog, schlang er seine Arme mit Macht um den schlanken Leib, zog

sie zu sich herab und seine lechzenden Lippen brannten auf ihrem Munde. „Was macht Ihr!“ rief die Gräfin, wand sich aus seinen Armen, und war schnell durch eine Seitenthür entwichen.

Noch lange blieb der Mahler auf der Stelle knieen; all' sein Gefühl hatte sich, den übrigen Körper verlassend, in seinen Lippen zusammengedrängt, auf denen ihm immer noch der Gräfin Lippen zu glühen schienen, und nur in dieser Glut war er sich seiner selbst bewußt. Da trat endlich die Zofe der Gräfin herein, ihn mit lautem Gelächter weckend. „Soll ich Euch beten helfen?“ rief sie. Meister Dietrich aber sprang beschämt empor und verließ eilig das Zimmer.

Nicht weit vom Hause hielt ihn der Grünrock an. „Kommt Ihr,“ sprach er lachend: „schon so früh am Tage vom Becher her? Oder ist es der Frau Venus Feldzeichen, so Ihr auf dem Gesichte tragt? Sie muß Euch ein feines Handgeld gegeben haben. Ihr wart wohl bei der Gräfin?“

Verliebte, die von ihrem Glücke kommen, sind leicht auszufragen. Gar bald hatte Meister Dietrich dem Grünrock nichts mehr zu verschweigen.

„Und wie nun weiter?“ fragte dieser. „Es bläs't ein frischer Wind in Eure Segel; im Morgenroth zeigt sich die goldne Küste; doch Euer Schiffslein sitzt auf einer Sandbank fest. Wenn Ihr nicht Weib und Kinder hättet. —

Der Mahler seufzte tief auf.

„Ich weiß,“ fuhr jener fort: „was dieser Seufzer sagen will. Ihr fangt in Gedanken an über Bord zu werfen. — Wenn Eure Frau jetzt stürbe — was erblaßt Ihr? Erschreckt Ihr vor Euren eigenen Wünschen?“

Der Mahler riß sich erzürnt von ihm los und wollte gehen. Doch jener hielt ihn zurück und sprach: „Eure Ohren sind keuscher als Euer Herz. Mich täuscht dies Zürnen nicht, mit dem Ihr mich, ja Euch selbst gern betrügen möchtet. Ihr wünscht es doch;

krank ist sie ohnedies und wenn Ihr es aus-sprächt, stünde Euch vielleicht zu helfen.“ — Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich und ging.

Kunigunde war wirklich krank, und es setzte der Gram um so geschäftiger ihrem Le-ben zu, da sie ihn in sich verschlossen auferzog und nährte. Sie fühlte ihre Kräfte sinken, doch kam nimmer eine Klage darob über ihre Lippen. Da aber diese Kränklichkeit, wie sie pflegt, ihre Empfindlichkeit vermehrte und ihre sonstige Geduld und Gelassenheit verminderte, so fielen öfters unangenehme Worte zwischen ihr und dem Mahler, wodurch diesem sein Haus immer mehr verleidet wurde.

Als Meister Dietrich am andern Morgen, der Gräfin harrend, vor der Staffelei stand, in ängstlicher Erwartung, wie ihr Empfang seyn werde, trat sie, von ihrem Gemahl begleitet, in das Gemach. Der Mahler er-

schrak heftig und stand da, wie ein armer Sünder, über dem der Stab gebrochen wird, denn er glaubte aus der Gräfin Begleitung zu erkennen, daß sie über seine gestrige Kühnheit zürne. Da sprach der Graf, vor ihn hintretend: „ist dieß der Mann, von dem ihr mir gesagt?“ und als die Gräfin solches mit Kopfnicken bejahte, maß er ihn mit ernstem Blick von oben bis unten, daß es den Mahler bald heiß bald kalt überlief. Darauf fuhr er fort, zu demselben gewendet: „Ihr wollt also, wie ich höre, dem Pinsel Valet geben und fortan zu der Feder schwören?“ — Diese Worte stärkten den Mahler wunderbar. Er verneigte sich tief vor dem Grafen und hatte jetzo erst den Muth, seine Augen auf die lange, hagere Gestalt zu erheben. Der Graf aber trat zu dem Bilde auf der Staffelei, und nachdem er es eine Weile aufmerksam betrachtet: „in der Kunst,“ begann er von neuem: „soll man nichts Mittelmäßiges dulden. Was nicht fürtrefflich ist, ist schlecht.“ Mit diesen Worten bot er

seiner Gemahlin die Hand und mit dem Kopfe nickend sprach er im Abgehn: „Ihr habt Euch in diesen Tagen auf der Kanzlei zu melden. Seyd Ihr zu brauchen, so sollt Ihr mit mir zufrieden seyn.“

Vergebens hatte der Mahler nur auf einen Blick der Gräfin gehofft; sie ging, ohne ihn angesehn zu haben. Doch jetzt im Weggehn ließ sie eine Nelke fallen, die sie in der Hand getragen hatte, und da er schnell hinzusprang, sie aufzuheben, gewahrte er, daß sie lächelte.

So war ihm denn durch des Grafen Antrag, mit so rauher Manier er auch geschehen, die Möglichkeit eröffnet, nicht allein seine Liebe noch ferner zu schauen, sondern sogar mit ihr in einem und demselben Hause zu wohnen, ja er durfte glauben, daß sie es selber wünschte. Obwohl nun aber sein Herz darüber voll guter Dinge war, nicht anders, als hätte ihm jemand eine Leiter an den Himmel gelegt, so hing sich doch immer der Gedanke an Kunigunden, wie eine Centnerlast

an daſſelbe und zog es zur Erde nieder. — Er ſah ſich überall nach dem Grünrock um; es war ihm, als müſſe dieſer einen Rath für ihn haben, da er ſich ſelber nicht zu berathen wußte; allein der Grünrock ließ ſich nirgend ſehen.

So trieben nun Ungewißheit, Zweifel, Ungeduld, Mitleid und Begier, bald zurückhaltend, bald anſpornend, bald dahin, bald dorthin lenkend, ihn unabläſſig umher; und da er indeß auch bei der Gräfin, wenn er ſich, das Bildniß zu vollenden, einſtellte, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand abgewieſen wurde, ſo bedünkte ihn ſein Zuſtand mit jedem Tage unerträglicher, und es lag auf ſeiner Bruſt wie ein ſchweres Verbrechen, ſo daß er oft ſich ſelber, ſich beſinnend, fragen mußte, ob er etwa und was er denn Entſetzliches begangen, das ihn wie den Kain verfolge.

Eines Abends, gerade da er in ſein Haus treten wollte, faßte ihn eine Hand von hin-

ten beim Arm und da er ſich wandte, ſtand wieder der Grünrock vor ihm.

„Wie geht es, Meiſter?“ ſprach er. „Seyd Ihr noch krank? Denn wahrlich krank iſt, wer ewig zwiſchen Wollen und Nichtkönnen hin und wieder ſchwankt Nur der Entſchloſſene iſt der Geſunde. Ihr dauert mich. Ihr ſchwachen Seelen fühlt die Schmerzen des Gebärens, und doch nimmer die Luſt an dem Gebornen.“

„Auf Euch hab' ich gehofft,“ entgegnete der Mahler. „Ihr ſollt mir rathen.“

„Was ſoll Euch mein Rath?“ verſetzte jener. „Wenn Ihr mir Euren Pinſel gebt, bin ich drum ſchon ein Mahler? Und was kann ich Euch am Ende anders rathen als: hier laßt fahren und dort greift zu. Wer nicht entſagen kann, kann nicht beſitzen.“

Der Mahler ſah zur Erde und jener fuhr nach einer Weile fort: „Du biſt ein Kind, Meiſter; ich will für Dich ſorgen, und ſo geh jetzt nur hinein, Du thöriges Kind, in Deine Wiege, aus welcher Du heraus

verlangst; kommt doch die Zeit, wo Du Dein Herzblut darum gäbst, so Du noch drinn lägest."

Mit diesen Worten schob er ihn nach der Hausthür hin; doch plötzlich wieder zog er ihn zurück und sprach mit dumpfer, leiser Stimme: „Wenn ich wollte, gingst Du nicht mehr hinein, nie mehr! Doch siehe da!" fuhr er mit Kopfschütteln fort: „ich bin ein Kind wie Du. Geh nur, geh hin, unglücklicher Glücklicher. Du ahnest nicht, welch schweres Opfer ich Dir bringe."

Er ging und Meister Dietrich blieb staunend und nachdenkend über sein seltsames Thun und Reden zurück, und sah ihm lange nach; und da er in seine Wohnung trat, fand er er sein Weib in Thränen; doch wollte sie ihm darob nicht Rede stehen, sondern winkte ihm mit der Hand zu schweigen; sein Töchterlein aber zog ihn auf einen Stuhl herab und sprach leise zu ihm: „der grüne Mann ist da gewesen."

Er hatte am andern Morgen eben die Thür in der Hand, den Grünrock aufzusuchen, da trat Kunigunde aus ihrer Kammer und öffnete den Mund, denn sie hatte in mehreren Tagen nicht mit ihm geredet, und sprach: „wo willst Du hin?“ Und da er sich befremdet umkehrte, gewahrte er, daß ihre Wangen brennten wie in Fieberglut und aus ihren Augen ein ungewöhnlich Feuer hervorbrach. „Ich wollte,“ fuhr sie fort: „Du bliebest heut' bei mir, heut' nur noch! Es ist leicht das letzte Mal, daß ich Dich bitte.“ Und seine Hand ergreifend: „was würdest Du mit unsern Kindern beginnen, wenn ich einst eher stürbe, als Du? Bring' sie zu meiner Schwester. Sie liebt die Kinder. Dort sind sie wohl aufgehoben.“

„Kunigunde,“ rief der Mahler beängstigt aus: „was hast Du vor?“

Doch wie im tiefen Nachsinnen sprach sie weiter: „Nimm Dich vor dem Grünen in Acht. Ich warne Dich. Es kann sonst schrecklich mit Dir enden. Ich weiß es, ein

Traum hat mir's dieſe Nacht gezeigt. Steh ab von deinem Wege, ſonſt biſt Du hier und jenſeit verloren."

Der Mahler ſtand erſchrocken und gerührt und fühlte, da er ſie anſah, plötzlich ſein ganzes Herz gewendet. Und ſie breitete ihre Arme gegen ihn aus und rief: „Heinrich!" in Thränen ausbrechend. Da nahm er ſie an ſeine Bruſt und ſprach: „Lieb Weib, hör' auf mit eitlen Einbildungen Dich zu quälen. Ich gehe jetzt und alles wird noch gut."

Sie aber riß ſich von ihm los und rief: „Du gehſt!" — „Ich gehe," verſetzte er: „und wenn ich wiederkomme, iſt alles anders."

„Ja anders!" ſprach ſie haſtig, kehrte ſich von ihm, nahm den Knaben, der an der Erde ſpielte, auf und hob ihn haſtig, mit zum Himmel gerichteten Angeſicht und Augen, hoch empor. Er aber, ſeines Vorhabens voll, achtete alles deſſen nicht, dachte nur, daß es bald anders werden ſolle und eilte davon,

ſolches in's Werk zu ſetzen. Denn es war das Gefühl ſeines Unrechts mit Macht über ihn gekommen, unendliches Mitleid mit ſeinem armen Weibe hatte ihn ergriffen, auch regte ſich die alte Liebe zu ihr von neuem und es war ſein ehrlicher Wille und Vorſatz, der Gräfin auf der Stelle zu entſagen. Weil er aber theils ſich ſelber nicht vertrauen mochte bei längerem Verzug, theils auch, weil ihm des Grünrocks wunderliche Reden immer zu Sinne lagen und eine bange Ahnung ihn deshalb auf das Herz drückte, ſo trieb es ihn mit Gewalt, jenen ohne Weilen aufzuſuchen, damit er nichts beginne, und dann im Hauſe des Grafen auf das Geheimſchreiberamt Verzicht zu leiſten und ſolchergeſtalt das Brücklein, das ihm noch kurz vorher der Eingang in das Paradies geſchienen, mit eignen Händen abzubrechen.

Wie er nun hin und wieder lief, den Grünrock auszukundſchaften, und niemand von ihm wiſſen wollte, fiel ihm ein, daß er ihn einsmals mit einem Mönch des Bene-

dictiner-Klosters im Gespräch gesehen, nahm deshalb schnell seinen Weg dorthin, in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren. Doch da auch hier sein Forschen vergeblich gewesen und er mißmuthig langsamen Schrittes über den Klosterhof zurück ging, da wollte es sein Geschick, daß die Kirchenthür offen stand. Es kam ihm ein groß Verlangen an, sein Bild einmal wieder zu sehen und er trat hinein und ging nach der Kapelle. Eben zog ein schweres Ungewitter herauf, der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, in die Kapelle fiel durch die hohen, gemahlten Fenster nur ein schwaches Licht; es war düster und still darin wie in einer Gruft. Dem Mahler drückte es das Herz zusammen, da er hineintrat; das Bild auf dem Altar kam ihm so fremd und seltsam vor, daß er erschrak und da er seine Augen abkehrte, nahm er die drei rothen Sternlein an der Wand wahr. Das Gespräch mit dem Grünrock kam ihm wieder in den Sinn, alles was er ihm verheißen und was nach dieser Zeit erfolgt und

wie die Gräfin ihm hier zuerſt erſchienen, und er ſah ſie vor ſich ſtehen in ihrer wunderbaren Schönheit und hörte die himmliſchen Töne ihrer Stimme locken; es ergriff ihn ein heftiges Sehnen und Verlangen nach ihr, er fühlte, daß es unmöglich ſey, ihr zu entſagen und obwohl er, ſeines armen Weibes ſich erinnernd, alle Kräfte ſeiner Seele aufbot, dem Gedanken an ſie zu entrinnen, vermochte er's dennoch nicht; ihr Bild blieb zulächelnd immer vor ihm ſtehen und ließ nicht ab von ihm. In dieſer Angſt und innerlichem Kampf wandte er ſich wiederum nach dem Gemälde, als wollte er dort Hülfe ſuchen; ſiehe! da däucht' ihm, die mittlere weibliche Geſtalt verwandle ſich in Kunigunden und wie er erſchrocken hinſtarrte, bewegte ſie ſich und ſtreckte die gerungenen Hände nach ihm aus. Zu gleicher Zeit erſchallte durch die Kapelle ein lautes, ſchreckliches Angſtgeſchrei und wie er ſich umſchaute, war niemand zu ſehen und alles wieder ſtill. Da faßte ihn Grauſen und Entſetzen, vor ſeinen

Augen ward es dunkel, er wollte fliehen und konnte nicht, in diesem Augenblicke pr sselte ein fürchterlicher Donnerschlag herab und ohne Bewußtseyn stürzte er zu Boden.

Da er wieder zu sich kam, fand er sich in einer Zelle, auf einem Bette liegend, zu dessen Füßen ein alter Mönch ihm zugewendet saß. Der Mönch faßte seine Hand und sprach: „bleibt nur ganz still und ruhig. Ihr seyd in guten Händen. Unser hochwürdige Abt Gervasius wird sich freuen, Euch wieder unter den Lebenden zu wissen. Der Tod stand nah an Eurem Haupte, Gottlob, daß er noch dies Mal vorübergegangen!"

Es dauerte lange, ehe sich der Mahler erholte und besinnen konnte, was ihm begegnet sey. Mit einem Male überfiel ihn die Erinnerung des schrecklichen Augenblicks in der Kapelle und er sprang mit einem lauten Schrei von seinem Lager auf und da der erschrockene Mönch ihn wieder mit sanftem Zureden dahin zurückführen wollte, sprach er:

„Laßt mich fort um Gottes Willen und meiner Seele Heil! Ich bin gesund. Es geht etwas Entsetzliches vor. Ich darf nicht länger weilen," — riß sich damit los, rennte aus dem Gemach und lief in einem fort, bis er zu seiner Wohnung gelangte. Dies geschah in der Abenddämmerung.

Da er die Thür öffnete, sah er sein Töchterlein auf einem Fußschemel sitzen, der Knabe lag schlummernd auf ihrem Schooß und mit leiser kindischer Stimme sang sie aus dem Liede, welches er einst von Kunigunden gehört, stets wiederholend die Worte:

Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
Sie stirbt zur selben Stunde.

„Wo ist die Mutter?" rief der Mahler. — „Sie schläft," entgegnete die Kleine nach der Kammer zeigend. „Es ist gut, daß Du kommst, Vater; mir wäre bald Angst geworden hier allein."

Halb beruhigt ſetzte er ſich, um Odem zu ſchöpfen. Da erzählte nun das Töchterlein mit kindiſcher Geſchwätzigkeit: wie Mutter heut' recht wunderlich geweſen ſey und ſie bald zu ſich gerufen, heftig an die Bruſt gedrückt und ſie geliebkoſ't, bald ſie wieder heftig von ſich geſtoßen habe. Wie ſie oftmals zum Fenſter hinausgeſchaut und dann geſagt: „wenn er jetzt käme, wär's noch Zeit.“ — Der Mahler horchte erſchrocken auf.

„Mich hungerte ſehr,“ fuhr die Kleine fort: „da gab mir die Mutter ein Stücklein Brod und einen Apfel und ſprach: warte nur, der Vater bringt Dir etwas mit. Hernach kam der grüne Mann herein und wollte mit ihr ſprechen; Mutter aber war ſehr böſe auf ihn, und da er nicht gehen wollte, lief ſie in die Kammer und verriegelte ſie. Der grüne Mann ſtand lange vor der Thür; endlich ging er fort.“

Dem Mahler überkam eine groſſe Angſt, da er dieß hörte; er wollte aufſtehn, ſank

aber erschöpft in den Sessel zurück. Während dem erzählte das Kind weiter: Die Mutter sey nach langer, langer Zeit wieder herausgetreten aus der Kammer, habe aber so seltsam ausgesehen, daß sie sich vor ihr gefürchtet. Darauf sey sie vor dem Bilde der Mutter Gottes niedergekniet und habe sie zu sich gewinkt und ihr befohlen zu beten, da sie dann alle Gebetlein hergesagt habe, die ihr die Mutter gelehrt; und die Mutter habe auch mit lauter Stimme gebetet. Dann sey sie aufgestanden und habe den spielenden Knaben von der Erde aufgenommen, ihn geküßt, und ihn ihr auf den Schooß gegeben und gesagt: sie solle ihm nur etwas vorsingen; der Vater werde bald kommen; sie wolle gehn und schlafen. Und so sey sie nach der Kammer gegangen und schlafe.

Der Mahler riß sich mit Gewalt empor und schwankte nach der Kammer. Kunigunde lag ausgestreckt auf ihrem Bette. Er trat hinzu und rufte sie leise bei ihrem Namen und wiederholte ihn mehrere Mal.

Sie lag aber stille und regte sich nicht. Da streckte er seine Hand aus, ihre Hand zu fassen, doch sie war starr und kalt wie eines Todten — Laut auf schrie der Unglückliche, taumelte zurück, sein Haar sträubte sich empor; ein ungeheuerer Schmerz zuckte durch sein Gebein, daß ihm die Brust zerspringen wollte und seine Augen starrend aus ihren Höhlen drangen. So stand er, wie einer, den Gottes Hand getroffen.

Endlich aber erbarmte sich die mitleidige Hoffnung seiner, raunte ihm ein mitleidiges Wörtlein zu und trieb ihn hinaus aus dem Gemache zur Nachbarin, die sonst oftmals Kunigunden besucht. Als nun diese, die mit ihrer Tochter spinnend saß, ihn bleichen und entstellten Angesichts hereintreten, sprachlos nach der brennenden Lampe zeigen und ihr winken sah, erschrak sie heftig, ergriff die Lampe und folgte ihm mit ihrer Tochter auf der Stelle. Und da sie mit einander vor Kunigundens Bette traten, brachen die Weiber in lautes Wehklagen aus; er aber lehnte

sich mit gefaltenen Händen, erschöpft an die Wand, seine Kniee schlotterten, seine Zähne schlugen in Fieberfrost an einander und während die Nachbarinnen, Hülfe suchend, geschäftig waren, nach dem Arzte schickten und die Wohnung sich allgemach mit mehreren Leuten füllte, starrte er unverwandten Blickes in das Antlitz der Entschlafenen, auf welchem die flüchtigen Strahlen ab und zu wandelnder Lichter hin und wieder liefen und gleichsam mit dem Tode spielten. —

„Ihre Seele steht vor Gott; der wird ihr gnädig seyn," sprach Meister Ludwig, der Arzt: — „für mich ist hier nichts mehr zu thun. Dort aber seh' ich einen, dem meine Hülfe Noth thut." — Damit wandte er sich zu dem Mahler, faßte seine Hand und führte ihn aus der Kammer; und da er ein alter Freund der Familie war, redete er ihm zu, sich mit seinen Kindern zu seiner Frauen Schwester zu begeben, wohl voraussehend, daß er ihrer Pflege bedürftig seyn werde, übertrug darauf der Nachbarin die Sorge

für das Haus und verließ mit den Verwaiſeten, den Knaben auf dem Arm, die Jammerſtätte. Der Mahler aber ließ, wie ein Kind, alles mit ſich geſchehen und folgte ihm ſchweigend nach; doch waren ſie kaum dort angelangt, als ihn heftige Fieberglut ergriff und er zu Bette gebracht werden mußte. — Drei Wochen lang hielt ihn eine ſchwere Krankheit auf dem Siechenlager; ſein Bewußtſeyn hatte ihn verlaſſen und der Arzt ihn aufgegeben.

Das Bächlein läuft bergab geſchwind,
kann nicht bei dir verbleiben.
Die Wolken gehen mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.

Unbeſtändiger aber und flüchtiger noch denn Waſſer, Wind und Wolken iſt des Menſchen Herz.

Gegen Aller Erwarten war Meister Dietrich wiederum genesen, und obwohl die Besinnung bei ihrer Rückkehr ihm den herbsten Schmerz mitgebracht hatte und kein Tag vergangen war ohne heiße Thränen um Kunigunden, so ließ sich doch der Zeit gewöhnliches Bemühen gar bald spüren; das Leben machte wieder sein Recht geltend und mahlte das halb erloschene Bild der Gräfin nach und nach wieder mit den frischesten Farben aus.

Er hatte es in den ersten Tagen seiner Genesung hundertmal verschworen, sie jemals wieder zu sehen, allein jetzt fiel ihm zur rechten Zeit bei, daß es sich gezieme, ihr für ihre Theilnahme zu danken, da sie sich zum öftern nach seinem Befinden erkundigen lassen; auch sey es, meinte er, seine Schuldigkeit, wenigstens ihr Gemählde zu vollenden, dann aber wolle er ihr auf immer entsagen und Kunigunden einzig und allein in seinem Herzen bewahren, das kein anderen Götter haben solle neben ihr.

Allein da ihm die Gräfin bei seinem Besuch mit so liebreichem Bedauern und mit einer Freundlichkeit entgegen kam, die, gleichsam wider ihren Willen aus den feuchten Augen hervorbrechend, noch etwas mehreres zu verrathen schien, auch im Gespräch ein Wörtlein davon fallen ließ, daß die Geheimschreiberstelle bei ihrem Gemahl noch immer unbesetzt sey, so war ihm nicht anders, als ob nach langem Winter ein warmer Frühling in seinem Herzen mit Gewalt aufgehen wolle; neue Blüthen drangen hervor, die welken Blätter — fielen ab; seine Gedanken waren mit einem Mal gewendet und ehe noch drei Tage vergingen, zog er als Hausgenosse in's Haus des Grafen ein.

Die Geschäfte seines neuen Herrn ließen ihm Zeit genug, um auch nach Vollendung des Bildnisses der Gräfin mancherlei Arbeiten zu vollführen, die sie ihm auftrug und er gar freudig übernahm, da sie ihm ihre Nähe vergönnten. Sie bezeigte sich ihm auch mit jedem Tage freundlicher und ver-

traulicher, so daß ihr sogar manche Klage entfiel, über ihres Gemahls rauhe und kaltes Wesen. Doch, obgleich dadurch des Mahlers Hoffnungen immer kühner wurden, wußte sie ihn dennoch allzeit in ehrerbietiger Entfernung zu halten und also bald anlockend, bald zurückweisend seine Liebe dergestalt zu entzünden, daß alle Kräfte seines Willens und Gemüthes ihr unterthan und leibeigen wurden.

Eines Tages, als der Mahler in dem Gemach seines Herrn beschäftigt war, der ihn eben auf einen Augenblick allein gelassen hatte, trat die Gräfin hastig zu ihm herein, zog aus einem Wandschrank ein Papier hervor und begehrte von ihm, daß er eine Abschrift davon nehmen und ihr zustellen solle. Und als er sie darauf verwundert und erschrocken ansah — denn das Papier betraf eine wichtige und geheime Verhandlung mit einem ausländischen Hofe — sprach sie zürnend: „besinnt Euch nicht lange, sondern thut, was ich befehle!“ Doch gleich mit milderm

Tone: „Ihr habt mir oft gesagt, daß Ihr mich li bet," — setz e sie lächelnd hinzu — „jetzt steht es bei Euch mir den Beweis zu geben. Weiß ich doch einen Lohn dafür, der Euch lieber ist als Gold!" — Indem hörten sie den G afen, der zurückkehrte; schnell schob sie ihm das Papier in den Busen und eilte davon. — Meister Dietrich nutzte seine Zeit und in wenig Stunden hielt sie die Abschrift in Händen.

Kein wuchernder Unkraut als das Unrecht! — Hat nur erst ein Saamenkörnlein Wurzel geschlagen, ist auch bald der ganze Acker überzogen und die Sünde ist seine Blüthe, das Verbrechen seine Frucht.

Es wurde der Gräfin nicht schwer, nachdem der erste Schritt geschehen, den Mahler zu gleichem Dienste ferner zu vermögen; allein der süße Lohn, den er begehrte und erwartete, ward ihm zugleich noch immer mehr hinausgerückt. Oft wenn er von Liebe und

Verlangen glühend und zitternd vor ihr ſtand und ſeine in Thränen ſchwimmenden Augen zu ihr fleheten, brach ſie in bittere Klagen aus über ihr Geſchick, das ſie mit ehernen Banden der Pflicht an die Seite eines Mannes gefeſſelt, der, von ihr an Alter und Gemüthsart ſo weit verſchieden, das Leben zu einer Laſt für ſie mache, von welcher nur der Tod auf eine oder die andere Art ſie erlöſen könne, und dann zeigte ſie ihm, mehr mit halben Worten und Blicken, als mit deutlichen Reden in der Ferne die Ausſicht auf den Beſitz ihrer Hand, als den Preis ſeiner Liebe und Treue.

So kehrte ſich nun des Mahlers ganzes Hoffen und Sinnen gegen die Zukunft, und ſeine Einbildung war geſchäftig, ſie nach Gefallen auf's Beſte auszuſchmücken; doch aber vermochte ſie nicht eine ſeltſame Unruhe und Bangigkeit zu beſchwichtigen, die, überall ihm zur Seite ſtehend, ſeine Bruſt zuſammendrückten, und wenn er dann vergleichend wohl einmal der Zeit gedachte, wo ihn die freund-

liche Gegenwart umfing wie eine Geliebte, ſein Häuslein alle ſeine Wünſche in ſich ſchloß und er einfältigen und frommen Herzens ſeiner Kunſt ſich ergab und Weib und Kinder liebte ohne anderes Begehr, als daß morgen immer ſeyn möchte wie heute, da kam ihm ſein jetziges Treiben und Weſen fremd und wunderlich vor, gleich als hätte er ſich ſelbſt verloren, und er konnte ſich oft der bittern Thränen nicht erwehren. — Ungern nahm er jetzt ſeinen Weg durch den Bilderſaal, denn es war, als ob die Bilder ihm eine Schuld vorwerfen wollten und ihre Farben wie ſtechende Flammen auf ihn eindrängen; und vor dem Werke des göttlichen Raphaels, das ihn einſt ſo erfreut, eilte er allzeit mit niedergeſchlagenen Augen vorüber.

In dieſer Zeit war es, daß ihm ein gewiſſes Lächeln an der Gräfin Zofe befremdlich wurde, ſo wie die oft zornigen, oft lauernden Blicke des Dieners, in deſſen Begleit-

tung er die Gräfin zuerst gesehen, ihm manchmal zu denken gaben.

Der Sommer war vergangen; die Blätter fingen an sich bunt zu färben; da begab es sich, daß Meister Dietrich eines Abends im Garten hinter dem Hause seinen Gedanken nachhängend, sich so lange verweilte, bis es schon anfing dunkel zu werden und da er eben aus der Laube, worin er gesessen, heraustreten wollte, um sich auf den Rückweg zu begeben, hörte er schnelle Tritte durch das dürre Laub herbeirauschen; nicht weit von ihm hielten sie an, und er hörte zwei Stimmen sich leise, doch schnell und eifrig mit einander unterreden. Er konnte aber weder von dem Gespräch etwas verstehen, noch in dem dunklen Bogengange die Gestalt der Sprechenden unterscheiden, trat daher hastig hervor, sich näher zu unterrichten; doch in dem Augenblick war alles verstummt,

nirgend ein menschlich Wesen zu sehen, und so emsig er auch die umliegenden Gebüsche durchsuchte, so war doch seine Mühe vergeblich; es regte sich nichts als der Abendwind, der die dürren Blätter von den Bäumen warf; da ward dem Mahler unheimlich zu Muthe und er eilte nach dem Hause.

Als er in sein Gemach trat, fand er einen Zettel auf dem Tische liegen, darauf stand:

„Der Grünrock erwartet Euch morgen früh auf dem Platze vor der Benedictiner-Abtey."

Niemand aber von der Dienerschaft wollte wissen, wie der Zettel dahin gekommen sey.

Seit Kunigundens Tode hatte Meister Dietrich nichts von dem Grünrock vernommen; jetzt gedachte er all' seines seltsamen Thuns und Treibens und seiner wunderlichen Worte zu jener Zeit; er trug großes Verlangen nach einer Erklärung und beschloß, sie ihm morgen ernstlich abzufordern.

Die Nacht verging ihm in groſser Unruhe. Aengſtliche Traumbilder erſchienen vor ſeiner Seele und mehrmals fuhr er erſchrocken aus dem Schlafe in die Höhe, da ihm dann immer däuchte, es habe ihn jemand laut bei ſeinem Namen gerufen. Gegen Morgen aber träumte ihm, er ſehe Kunigunden vor ſeinem Bette ſtehen; ſie ſah ſehr blaß und traurig aus, und da er halb erſchrocken, halb erfreut über ihren Anblick, aufſpringen wollte, fühlte er ſich an allen Gliedern gelähmt und vermochte ſich nicht zu rühren. Darauf fing Kunigunde an die Lippen zu bewegen und er ſah, daß ſie mit ihm ſprach, allein er konnte keinen Laut vernehmen; ſie aber gebehrdete ſich immer ängſtlicher und heftiger und zeigte mehrmals mit der Hand über ſein Haupt hin, und da er die Augen in die Höhe ſchlug, gewahrte er eine rieſenhafte Fauſt, die hielt ein langes, breites Schwert, mit der Spitze nach ihm gekehrt, und dieſes Schwert war ganz in Blut getaucht, welches noch rauchte. Ein ungeheures Entſetzen über-

fiel ihn, er wollte fliehen und konnte sich nicht rühren, ja er vermochte nicht ein Mal seine Augen von dem Schwerte abzuwenden, an dessen Spitze sich ein Blutstropfe sammelte, der immer größer und größer ward und auf sein Gesicht herabfallen wollte. Und so lag er und sein Herz arbeitete sich ab in immer zunehmender gräßlicher Angst.

Indem aber hörte er ein leises Wehklagen und Wimmern, wie aus der Ferne her und da es ihm mit großer Anstrengung gelang seine Augen nach der Seite zu wenden, sah er Kunigunden in weiter Entfernung vor sich auf den Knieen liegend und die Hände nach ihm ausstreckend. Sie schien von den Wellen einer großen dunklen Wasserfläche getragen zu werden, die sie immer weiter und weiter von ihm nach einem gegenüberliegenden Ufer führten, welches im Glanz der Morgensonne prangte. Er wollte sie rufen und anflehen, ihn in seiner schrecklichen Noth nicht zu verlassen; — da fiel der große Blutstropfe vom Schwerte glühend heiß auf

ſeine Stirn herab und darüber erwachte er.

Sein Herz pochte laut, auf ſeinem Geſichte ſtand kalter Schweiß und ſeine Zunge klebte am Gaumen. Das Morgenroth ſchaute durch die Fenſter, die Glocke ſchlug ſechs. Er ſprang auf, kleidete ſich an und eilte aus dem Gemach, um Menſchen aufzuſuchen, denn ihm grauete allein. Auf der Treppe begegnete ihm die Zofe der Gräfin. Kommt nur gleich mit mir, rief ſie ihm entgegen: ich ſollte Euch wecken; die Gräfin wartet Eurer. — Seine Hand ergreifend zog ſie ihn ſchnell die Treppe hinab, öffnete das Zimmer der Gräfin und ſchob ihn hinein.

Weinend, mit aufgelöſ'tem Haar, trat ihm die Gräfin entgegen und ſprach: „Ihr ſeyd verloren und ich mit Euch, wenn Ihr nicht den Muth habt uns zu retten! Der Graf weiß, daß Ihr von jenen Papieren heimliche Abſchrift genommen habt; alle Umſtände, ſein ganzes Betragen laſſen mich nicht zweifeln, daß er auch weiß, auf weſſen An-

trieb. Was wird Euer, was wird mein Loos seyn?"

Der Mahler stand bleich und stumm und starrte sie an. Sie ergriff seine Hand. „Schleunige Flucht," sprach sie: „könnte vielleicht uns retten, vielleicht! Aber ich fliehe nicht. Lieber schnellen Tod von eigner Hand, als langsames Verzehren in Schand' und Armuth! Es bleibt uns noch ein anderes Mittel. Was denkt Ihr zu thun?"

„Bei Euch bleiben," — rief der Mahler, ihre Hand an seine Brust drückend — „und mit Euch sterben!"

Die Gräfin lächelte. „Noch sind wir nicht so weit," sprach sie: „noch bleibt uns eine Wahl, wenn Ihr ein Mann seyd. Er oder wir. Versteht Ihr mich?"

„Um Gottes willen," rief der Mahler voll Entsetzen: „wer gab Euch den Gedanken ein! Ihr wollt — Ihr verlangt von mir? — Nimmermehr!"

„Nun dann, so eile, flieh, laß mich hülflos und rette dich, Feiger! Auf mich allein soll die Rache des Grafen fallen.“

Der Mahler lief, die Hände ringend, im Gemach hin und wieder; da fiel ihm, wie ein Blitz, der Gedanke an den Grünrock in die Seele, es war ihm, er wußte selber nicht warum, als möchte jener Hülfe für ihn wissen und er wandte sich zur Gräfin und bat sie inständigst, in seiner Abwesenheit nichts zu unternehmen; er werde bald wieder zurückkehren. Damit verließ er sie schnell und eilte nach dem bestimmten Ort, wo er den Grünrock finden sollte.

Als er odemlos dort anlangte, trat dieser eben in heftiger Bewegung aus dem Klosterhofe. Er sah verstört aus und in seinem ganzen Wesen war eine besondere Unruhe zu spüren. Der Mahler gedachte bei seinem Anblick an Kunigundens Tod und es überlief ihn ein kalter Schauder; die gegenwärtige Noth aber unterdrückte schnell jeden Gedanken an das Vergangene. Er erzählte je-

nem mit flüchtigen Worten alles, wie es sich begeben, und bat ihn um seinen Rath und Beistand.

Der Grünrock lächelte ein wenig. „Ihr traut mir viel zu," sprach er: „wenn Ihr vermeint, daß Euch mein Rath zwischen dem Galgen zu Eurer Rechten und dem Verbrechen zu Eurer Linken fein säuberlich hindurchführen könne und werde. Wer in solchen Dingen Rath verlangt, dem ist nicht zu rathen. Ein Mann bedarf fremder Hülfe nicht: Thut was Ihr wollt; nur thut es ganz und schnell, so habt Ihr wohl gethan. Das ist mein Rath." — „Also auch Ihr verlangt, Ihr wollt von mir" — rief der Mahler. — „Ich will, ich verlange nichts von Euch," unterbrach ihn jener: „Wenn ihr den Wink des Schicksals nicht selbst versteht, ich habe keinen Beruf, ihn Euch zu dollmetschen."

Mit diesen Worten drehete er sich um und winkte einem Diener, der in der Ferne

mit zwei Pferden hielt und jetzt eilig herbeisprengte.

„Wir haben beide keine Zeit zu verlieren," fuhr er darauf fort: „Von dem, was ich euch sonst noch zu sagen hätte, vielleicht ein andermal. Gehabt Euch wohl!"

Er setzte den Fuß in den Steigbügel, doch, als ob er plötzlich sich besönne, kehrte er sich noch einmal gegen Meister Dietrichen und sprach: „ich trage noch etwas bei mir, was Euch gehört. Wir sehen uns sobald nicht wieder; drum nehmet es hin. Die Wirkung ist schnell und sicher; schnell und sicher, sag' ich Euch!"

Nachdem er dies gesagt, schwang er sich auf's Pferd, sprengte davon und ließ Meister Dietrichen ein Fläschlein in der Hand zurück, das dieser alsobald für dasselbe erkannte, welches der Grünrock einst auf dem Jahrmarkt im Scherz für ihn gekauft und ihm aufzuheben versprochen hatte.

Bald jenem nachschauend, bald das Fläschlein anstarrend, stand er lange gedankenlos,

und konnte sich selbst nicht wiederfinden; wie ein fernes Glockengeläut' aber, durch Nacht und Nebel, summten ihm die letzten Worte des Grünrocks leise vor den Ohren: die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch! Und so gelangte er, ohne daß er selber wußte, wie, vor des Grafen Haus zurück.

Hier fand er an der Thür die Dienerin der Gräfin seiner wartend. Sie zog ihn bei der Hand in's Haus hinein und erzählte ihm da, unter Thränen und Wehklagen, daß der Graf im höchsten Zorn zu ihrer Frau gekommen sey und sie hart angefahren habe, doch alles in wälscher Sprache, so daß sie nichts davon verstanden, und daß die Gräfin, da seine Gebehrden immer drohender und seine Blicke immer wüthender geworden, endlich in Ohnmacht gesunken sey, und da sie ihrer Gebieterin beispringen wollen, habe er ihr befohlen, sich zu entfernen, darauf selbst das Gemach verlassen, es fest verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt.

„Auch nach Euch hat er mehrmals gefragt," fügte sie hinzu, „und mit Mienen und Gebehrden, die nichts Gutes für Euch verkünden. Dreht daher nur auf der Stelle wieder um und rettet Euch, weil es noch Zeit ist. Ich aber will mich in den Garten unter die Fenster der Gräfin schleichen, zu sehn, ob ich ihr dienen kann." — Verzweiflung ergriff des Mahlers Herz. Die Gräfin wollt' er, mußt' er retten oder sterben, und ohne recht zu wissen, was er begann, eilt' er die Treppe hinan, den Weg nach ihrem Zimmer einschlagend. Siehe, da fiel ihm, als er an der Küche vorüber lief, das wohlbekannte silberne Gefäß in die Augen, welches mit dem Frühstück des Grafen, bereit ihm aufgetragen zu werden, auf dem Heerde stand. Bei dem Anblick stutzte er unwillkührlich und blieb stehen. Niemand war in der Küche zu schauen. Seine Blicke trafen auf das Fläschlein, das er noch in der Hand hielt, und es läutete wieder vor seinen Ohren: „Die Wirkung ist schnell und

ſicher, ſchnell und ſicher!“ und immer ſtärker und ſtärker. Da trat er raſch, doch zitternd wie im Fieberfroſt, in die Küche, öffnete das Fläſchlein und goß es aus in das Gefäß. Nicht anders aber, als ziſchte die Hölle aus dem ſchäumenden Trank herauf, wandte er ſich voll Entſetzen, da es geſchehen war, und ſtürzte hinaus, die Treppe hinab, aus dem Hauſe und ſo immer weiter lief er, allen Menſchen ausweichend, denn es war ihm, als läſ' er in allen Blicken ſeine That, durch abgelegene Straßen und verſteckte Gäßlein, bis er vor's Thor hinausgelangte ins Freie. Dort ſtrich er, gebahnte Wege meidend, durch Felder und Wälder, über Berg und Thal, im Kreiſe rund um die Stadt umher, wie ein Gebannter. Wenn er ſeine Augen hinwendete nach ihren ſchwarzen Mauern, überfiel ihn Furcht und Schrecken und trieb ihn zur Flucht und doch wieder, wenn er die hohen Thürme nicht mehr ſah, faßte ihn unſagliche Angſt und jagte ihn rückwärts nach den nahen Hügeln, daß er ihrer wiederum anſich-

tig würde. Der Regen, der unabläſſig vom Himmel ſtrömte, durchnäßte ihn. Keine Labung kam über ſeine lechzende Zunge. So trieb er es, bis der Abend graute. Da endlich konnte er ſeine Qual nicht länger tragen, er wollte ſie enden auf eine oder die andere Art, und ſo kehrte er entſchloſſenen Schrittes nach der Stadt zurück.

Je näher er dem Hauſe des Grafen kam, deſto mehr bedünkte ihn alles faſt wie ein ſchwerer Traum, der ihn geängſtigt; ja wenn auch zuweilen mit Gewalt das Gefühl der Wirklichkeit verletzend hervorbrach, ſo regte ſich doch immer lebendiger die Hoffnung, er werde mit der Angſt davon kommen, der Inhalt des Fläſchleins ſey vielleicht ganz unſchädlich geweſen, der Zorn des Grafen könne ſich beſänftigen laſſen und alles ſich noch zu einem leidlichen Ausgang neigen.

Doch als er in das Haus trat, war da große Unruhe und Hin- und Wiederlaufen, ſo daß er nicht zweifeln konnte, es ſey etwas Wichtiges und Auſſerordentliches geſchehen.

und da er mit klopfenden Herzen, ohne den Muth zu fragen, die Treppe langsam hinanstieg, rief ihn einer der Diener an, wo er so lange verweile; die Gräfin verlange sehr nach ihm und lasse ihn überall aufsuchen. Indem sprang die Zofe der Gräfin herbei und rief: „da ist er ja!“ ergriff seine Hand und zog ihn hastig mit sich fort.

„Wie wunderbar hat sich doch alles gewendet!“ sprach sie im Gehen zu ihm: „Ist es nicht, als stündet Ihr unter des Himmels besonderer Obhut, da er den alten Grafen just so zur rechten Zeit zu sich genommen?“

Der Mahler blieb stehen. „Wie sagt Ihr?“ stammelte er: „der Graf — ?“

„Wie stellt Ihr Euch!“ rief die Dirne aus: „Wißt Ihr denn wirklich nicht, was in Eurer Abwesenheit hier vorgegangen ist? Wißt Ihr es wirklich noch nicht, daß der Graf todt ist?“

Der Mahler erbleichte und lehnte sich seitwärts an die Wand, denn seine Kniee wankten unter ihm.

„Was starrt Ihr mich so an?“ fuhr jene fort: „Er ist todt, sag' ich Euch; an einem Schlagflusse ist er gestorben, und Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Nach Adelberts Aussage überfiel ihn heut' Mittag plötzlich eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe; er legte sich auf das Ruhebett und stand nicht wieder auf. Doch kommt nur, kommt! die Gräfin wird euch alles erzählen.“

Er trat allein in der Gräfin Gemach. Sie sprang auf und kam ihm entgegen; er eilte auf sie zu; doch, als ob ein Gespenst plötzlich zwischen beide träte, blieben sie einige Schritte von einander stehen, sahen sich mit scheuen Blicken an, beide vor einander erschreckend, und die Zunge versagte ihnen den Dienst. Endlich rangen sich aus des Mahlers Brust dumpf und leise die Worte: „die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch!“ Da kehrte sie

sich ab von ihm, verhüllte ihr Gesicht und sprach mit Heftigkeit: „geht, geht, unser Beisammensein könnte Verdacht erwecken. Ich bitte Euch, geht!“ — Der Mahler streckte seine Arme nach ihr aus, sie aber winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen. Er sah sie lange, lange an, seine Arme sanken — Thränen stürzten aus seinen Augen und langsam wankte er aus dem Zimmer.

Der schnelle Tod des Grafen machte viel Aufsehen bei Hofe und in der Stadt; da der Graf aber hoch in Jahren stand, ihn auch schon früher einmal ein Anfall vom Schlagfluß betroffen hatte, so regte sich nirgend der geringste Argwohn, daß es dabei nicht ganz nach dem natürlichen Lauf der Dinge zugegangen seyn könne. Das Begräbniß ward mit groser Pracht vollzogen und im Hause kehrte scheinbar alles zur alten Ordnung zurück.

Obwohl nun solchergestalt die Furcht allmälig aus des Mahlers Herzen wich, so wollte doch keine Ruhe darin wieder einziehen. Hin und wieder, auf und ab trieb er sich ohne Rast umher und wäre sich selber gern entflohen. Der Gräfin Gegenwart allein vermochte den bösen Geist, der ihn verfolgte, auf Augenblicke zu beschwören, und sie war es lediglich, die ihn aufrecht erhielt, daß er nicht unterging in sich selbst. Seine Leidenschaft war seit dem Tode des Grafen in immer heftigerer Glut entbrannt; in dem Bewußtseyn der Schuld schien sie, wie in einem befreundeten Elemente, neue Kraft zu gewinnen, ja selbst eine gewisse Scheu vor der Gräfin, welcher er seit jener Zeit sich nicht ganz erwehren konnte, gab ihr durch einen geheimen Reiz frische Nahrung.

Nun konnte es nicht fehlen, daß mancher nach der schönen und reichen Wittwe großes Verlangen trug und ihr Haus gar bald einem Bienenstocke zu vergleichen war, zu dem die Freier mit dem Honig süßer Reden und

Bewerbungen von allen Seiten emsig herbeiflogen; und da die Gräfin an dem Treiben und Gedränge allzugroße Lust zu finden schien, vermochte der Mahler seinen Unmuth darüber nicht zu verbergen, sondern gab ihn durch leise Klagen, ja wohl auch durch mürrisches Bezeigen und laute Vorwürfe zu erkennen, worauf sie ihm Anfangs mit Lachen, dann mit freundlichem Vertrösten antwortete, endlich aber mit Ernst und Stolz ihn in seine Grenzen zurückwies, ja oftmals verständlich darauf hindeutete, daß sie die Herrin, er der Diener sey.

Der Glaube an der Gräfin Gegenliebe, die Hoffnung ihres Besitzes, hatten dem Mahler allein den Muth zum Daseyn erhalten; so schlug ihn nun ihr jetziges Betragen gänzlich zu Boden. Wie eine öde Wüste voll Sonnenbrand, dehnte sich nun weitgestreckt das Leben vor ihm aus und nirgend bot ein Baum ihm Labung oder Schatten; hinter ihm aber, weit hinter ihm lag ein freundliches Land mit grünenden Gebüschen

und frischen Quellen, und wie der Wind von dort herüberstrich, bracht' er ihm fröhliche Weisen aus seiner Jugend mit. Doch überall, wenn er sich rückwärts wandte voll schmerzlicher Sehnsucht, trat ihm der Racheengel mit flammendem Schwerte entgegen und trieb ihn drohend wieder hinaus in den glühenden Sand und immer weiter einem ungeheuren Abgrunde zu, der in der Ferne dampfend und tosend sich für ihn öffnete.

Zurückgezogen in sein stilles Gemach, verbrachte er jetzo, meist einsam, seine Zeit und da saß er oft halbe Tage in dumpfem Sinnen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet. Es war aber nur ein Gedanke in seinem Geiste und mit wachsender Qual kehrte derselbe immer zu ihm zurück. Wie ein thörigter Kaufmann, der in Hoffnung unermeßlichen Gewinn's all' sein Hab und Gut an einen schlechten Handel gesetzt, hatte er seines Lebens Glück und seiner Seele Heil der Gräfin dargebracht und nichts dafür gewonnen als einen Augenblick täuschender

Hoffnung und eine ganze Zukunft voll Elend und Reue.

In dieser Zeit wurde ihm gemeldet, daß sein Söhnlein sehr krank sey und seiner Frauen Schwester bat ihn, sie zu besuchen. Doch mit düsterm Blick entgegnete er: „wohl ihm, wenn ihn ein früher Tod vom Leben rettet! Ich mag die armen Kinder nicht sehen, die ich um ihre Mutter gebracht habe."

Zuweilen aber, wie einen durch dunkle Nacht Irrenden das Verlangen nach der Sonne Strahl, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Anblick der Gräfin; die Hoffnung regte sich wieder in ihm, seine Einsamkeit wurde ihm zur Marter und er ging hin, sie aufzusuchen. Allein obwohl sie sich ihm stets freundlich erzeigte, wenn er seine Klagen schweigen ließ: diese Freundlichkeit zerriß ihm dennoch das Herz, und da er überdieß sie selten allein, sondern meist von fröhlicher Gesellschaft umgeben, traf, so kehrte er allezeit mit getäuschter Hoffnung und desto bitterer Qual in seine Abgeschiedenheit zurück.

Sein Schickſal trieb ihn immer näher nach dem Abgrund und die Zeit war da, wo es mit ihm enden ſollte.

An einem Abend, da er lange vor dem Gemach der Gräfin geſtanden, wagte er es, kein Geräuſch darin vernehmend, die Thür leiſe aufzumachen und trat hinein. Die Gräfin hatte ein Fenſter geöffnet und ſtand davor. Bei ſeinem Eintritt kehrte ſie ſich raſch um, und da ſie ihn erblickte, ſprach ſie unwillig: „was wollt Ihr, was begehrt Ihr hier zu dieſer Stunde?“ Er vermochte nicht zu antworten, ſondern ſtürzte zu ihren Füßen, in Thränen ausbrechend, und umſchlang ihre Kniee. Entrüſtet wollte ſie ſich von ihm losmachen, er aber hielt ſie nur feſter und ſtammelte: „Gebt mir den Tod! Ich kann das Leben ohne Euch nicht länger tragen!“ — „Ich verſtehe Euch nicht,“ entgegnete ſie kalt. „Was verlangt Ihr denn eigentlich von mir?“ — Da entſtrickten ſich ſeine Arme, er ſchlug die Hände vor das Geſicht und rief: „o Gott, das könnt Ihr

fragen? Barmherzigkeit verlange ich von Euch, Barmherzigkeit, damit ich nicht verzweifle! Den Lohn verlange ich von Euch, den Ihr mir verheißen, um den ich mir den Himmel verscherzt, die Hölle erworben habe!"

Sie reichte ihm die Hand. „Steht auf!" sprach sie: „Ihr seyd krank. Ich will Euch wohl und habe lange daran gedacht, wie ich Eure Liebe und Treue gegen mich belohnen möchte. So wie Ihr seyd, dürft Ihr nicht länger bleiben, das fühlt Ihr selbst; und so möcht' ich Euch rathen, eine vortheilhafte Stelle anzunehmen, die ich Euch bei unserm Gesandten am kaiserlichen Hofe verschafft habe."

Der Mahler sprang auf und starrte sie lange an. — „Das also Eure Meinung? Entfernen wollt Ihr mich von Euch?"

„Nothwendigkeit!"

„Das also ist mein Lohn, daß ich ein ganzes Leben voll Unschuld, Glück und Frieden Euch geopfert? das ist der Preis, um den ich zum Betrüger und Mörder ward?

um den ich mein armes Weib in Gram und Tod gestoßen!"

„Ihr vergeßt Euch, Meister Dietrich," unterbrach ihn die Gräfin mit stolzem Tone. „Was Ihr gethan, thatet Ihr um euretwillen. Mir brachte des Grafen längeres Leben höchstens Verbannung in ein Kloster, Euch aber den Galgen. Gute Nacht!"

Er faßte ihre Hand, sie zurückhaltend. „Um Gottes Barmherzigkeit," rief er wild: „laßt mich nicht also von Euch gehn!" — Sie aber riß sich los, ergriff die Klingel und schellte. „Leuchte dem Meister zu Bett; er ist krank" — sprach sie zu der eintretenden Zofe und eilte in's Nebenzimmer. Starr und betäubt stand der Mahler, ihr nachschauend. Die Dirne ergriff ihn mitleidig bei der Hand und sagte leise: „man spielt ein schlechtes Spiel mit Euch; ich weiß es wohl" — und so geleitete sie ihn, der willig folgte, aus dem Gemach.

Doch draußen, wie von einem Traum erwachend, schaute er sich befremdet um, sprach

dann leise für sich: „gute Nacht!“ und langsam die Treppe hinabsteigend verließ er das Haus.

Er mochte lange durch die Straßen geirrt seyn, als er sich endlich, zur Besinnung kommend, auf einem Kirchhofe fand, wo er vor Ermattung an einem Grabe niedergesunken war. Der Wind heulte durch die Lucken des Kirchthurms; aus einem Fenster der Kirche warf eine Lampe ihren Schein herüber. Der Mahler richtete sich auf; es fing ihm alles an bekannt zu werden; seine Augen fielen auf das Kreuz über dem Hügel, wo er saß: er hub an zu lesen; bestürzt sprang er empor und und trat näher; heller und heller schien die Lampe in der Kirche aufzuflackern; er las weiter, und mit einem Schrei des Schmerzes stürzte er sich wieder auf den Hügel. Es war Kunigundens Grab. Seine Arme umfaßten das Grab und seine Hände griffen krampfhaft in die Erde, als wollte er sich hinunter graben zu ihr, die da unten schlief. — So lag er lange, und wie

er endlich sein Gesicht erhob, richtete er es empor zum Himmel und wollte beten, aber seine Gedanken verwirrten sich; es war ihm, als ob durch die schwarzen Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenballten, seine Worte zum Vater nicht hinauf dringen könnten, und da seine Blicke wieder nach der Erde sanken, sah er einen riesenhaften Schatten an der Mauer weg über die Gräber auf sich zuschreiten und plötzlich erschallte eine Stimme hinter ihm: „Heda, Gesell, was treibst du da? Laß die Todten schlafen.“ — Und da er sich umkehrte, siehe, da erkannte er den Diener der Gräfin. „Unseliges Meisterlein,“ — fuhr dieser fort, — „bis hieher hat dich die Liebesqual getrieben? Mach' es wie ich, trink' Wein! der spühlt den Gram aus dem Herzen und alle Sünden aus dem Gewissen weg. Komm mit und laß die Todten ruhen. Ich sage dir, sie schlafen nicht so fest, wenn sie der Rechte ruft.“

Er setzte sich auf das Grab und zog den Mahler neben sich.

„Hat man nicht oft gehört, daß Ermordete aus den Gräbern gegangen und ihren Mördern erschienen sind? Ein alter Mönch sagte mir einmal, wenn man um Mitternacht sein Ohr an das Grab eines unnatürlichen Todes Verstorbenen lege, so lasse sich ein seltsames Geräusch und Gepolter darin vernehmen." —

Auf dem Kirchthurm schlug es eben zwölf. Der Mahler horchte auf. „Hört, hört," rief der andere, — „hier unter uns! habt Ihr nichts gehört?" — Der Mahler sprang voll Entsetzen auf. — „Beinah' kommt mir ein Grausen an," sprach jener weiter: „in diesem Gebeingärtlein, wo es scheint, als wollten die Gräber ihre Keime an's Licht treiben, wie Tulpenzwiebeln im Frühjahr. Wär' nicht des Weines guter Geist in mir, ich fürchtete mich vor dem Bösen und hätte meinen Weg nicht hierdurch genommen." — Er neigte sich gegen das Ohr des Mahlers: „ich will's Euch sagen; es liegt mir auch einer hier, dem ich ein wenig früher zu Se-

ligkeit geholfen. Dort drüben, schaut, dort liegt er! — Ich sehe nicht gern hin. Kommt! mir klebt die Zunge am Gaumen. Wir wollen noch eins trinken." — Er faßte des Mahlers Arm und zog ihn mit sich. An einem Grabmal, welches weiß durch die Nacht schimmerte, blieb er stehen und sprach: „das ist unseres Grafen Ruhestätte. Ich möchte wohl einmal um Mitternacht daran horchen. der liegt auch gewiß nicht still." — Darauf riß er den Mahler weiter fort, der ihm in halber Betäubung folgte. Sie traten in ein Haus, aus dem ihnen der Gesang lustiger Zechbrüder entgegenschallte. Die Stube war voll Lärm und Gedrang. Unter dem Haufen saßen einige Soldaten, die den andern wacker zuzutrinken schienen. Sie sangen:

Frisch auf und stoßt die Becher an!
Der Mann, der trinkt, das ist ein Mann,
ist reich, ein freier Fürst und sein
ist Welt und Himmel obendrein.

Der Mahler setzte sich in einen Winkel; sein Gefährte brachte ihm Wein. „Auf's Wohlseyn aller Todten!“ rief er. Ein verzehrender Durst brannte in des Mahlers Innerem; er trank in langen Zügen „Auf das Verderben aller buhlerischen Weiber, die schöne Gräfin nicht ausgeschlossen!“ rief der andere von neuem und brachte es dem Mahler. Der Mahler starrte ihn an und wies den Becher zurück.

„Armer Tropf,“ sprach jener: „Du willst nicht auf's Verderben eines Weibes trinken, die Dich verdirbt? die wie ein unnütz gewordenes Werkzeug Dich wegwirft oder zerbricht, wenn du nicht mehr für ihre Pläne taugst? — Die einer Harpye gleich an deinem Leben saugt, bis sie es um alle Freuden, um Muth und Kraft gebracht, und Wahnsinn oder Selbstmord es enden? — Was Du ihr warst, bin ich ihr auch gewesen, und was Du bist, das war ich auch: ein Narr, wie Du! Es gab eine Zeit, wo ich um einen freundlichen Blick von ihr mei-

nen Vater umgebracht hätte, wo ihr Händedruck mich zum Verbrechen trieb, wie Dich. Verfluchter Narr!" — Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. — „Trink! Der Heuchlerin Verderben! Wir sind beide betrogen und haben, wie armselige Fröhner, um einen schlechten Lohn nur eines Andern Vortheil gedient. Ein Fremdling, der hier im Finstern schleicht, ein Spion des Kaisers, wenn mich nicht alles trügt, für den sie ihr Vaterland und ihren Mann verrathen, der schwelgt, mein Meisterlein, an der reichen Tafel wo Du das Zusehen hast. Geh nur nach Haus; Du findest ihn bei ihr."

Der Mahler sprang auf, seine Augen rollten, seine Hände ballten sich. Der Andre lachte: „Hat Dich das aufgeweckt? Mich kümmert's nicht mehr. Ich hab' mein vergangenes Leben von mir geworfen, wie ein altes Kleid und mir ein neues zugeschnitten. Der wackre Mansfeld läßt jetzt werben; ich ziehe mit. Es lebe die Freiheit! — Bist Du klug, so folge mir. Doch willst Du

nicht, so gehe hin und räche Dich und mich!"

Der Mahler ergriff seine Hand, drückte sie heftig und stürzte aus dem Zimmer. Die Soldaten sangen:

Die Welt ist eitel Lumperei,
häng' dich an nichts, so bist du frei.
Gewiß ist jeglichem der Tod,
drum mach' das Leben dir nicht Noth.

Das Haus der Gräfin war offen. Der Mahler wankte die Treppe hinan. Alles still. Er schlich mit leisen Tritten nach der Gräfin Schlafgemach. Halblaute Stimmen ließen sich darin vernehmen. Sein Blut kochte. Er legte das Auge an das Schlüsselloch. Auf einem Ruhebette saß die Gräfin, neben ihr ein Mann in reicher Kleidung, den Rücken nach ihm gekehrt, der sie umfaßt hielt. Ihr Arm war um seinen Hals geschlungen. Indem wandte der Fremde sein-

Geſicht; der Mahler taumelte zurück: es war der Grünrock.

Eine Hölle erwachte in ſeiner Bruſt. Wahnſinn umnebelte ſeine Sinne. Mit einem Fußtritt ſprengte er die Thür und drang in das Zimmer. Auf dem Tiſche lag das Schwert ſeines Feindes; er ergriff es, riß es aus der Scheide und ſtürzte in blinder Wuth auf jenen los. Laut ſchreiend warf die Gräfin ſich zwiſchen beide: der Stahl fuhr in ihre Bruſt; ſie ſank zu Boden. Aus dem Nebenzimmer ſprang die Zofe herbei und erfüllte, bei dem entſetzlichen Anblick, das ganze Haus mit ihrem Geſchrei. Der Grünrock war verſchwunden. Bewegungslos ſtand der Mahler und ſtarrte die Wunde an, die ſeine Hand geſchlagen und wie das ſtrömende Blut die weißen Lilien des Buſens befleckte. — Die Dienerſchaft eilte herbei. Ruhig ließ er ſich entwaffnen, ruhig nach dem Gefängniß führen, und als er am Morgen zum Verhör gebracht wurde, geſtand er willig und ohne ſie zu mildern, ſeine That, ja

er gestand auch ohne Befragen, daß er den Tod des Grafen verschuldet.

So konnte nun sein Urtheil nicht lange ausbleiben. Es fiel dahin, daß er aus besonderer Gnade durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle, und da es ihm vorgelesen war, faltete er die Hände über die Brust und schlug die Augen zum Himmel empor, dankte darauf seinen Richtern und ging festen Schrittes und heitern Angesichts nach seinem Gefängnisse zurück.

Von diesem Augenblick war er in seinem innersten Wesen verwandelt. Die schwere Blutschuld, die ihn lange in rastloser Qual umhergetrieben, ward nun gebüßt und er mit Gott versöhnt und mit sich selbst. In die Nacht seines Lebens brach von jenseit ein freundliches Morgenroth herein und er sehnte sich hinüber nach dem schönen Tage. Und wie er nun freudig dem Augenblick entgegen sah, wo seine Seele des Leibes Fesseln von sich werfen sollte und Ruhe und Heiterkeit wieder in sein Gemüth zurückkehrten, so er-

wachte auch der Gedanke an das Gemählde in der Kirche, an dem er einst mit so vieler Liebe gehangen, mit aller Klarheit und Gewalt wiederum in ihm; es schmerzte ihn, daß er es unvollendet lassen sollte, und er bat seine Richter, daß sie ihm vergönnen möchten, es zu vollenden. Es ward ihm zugestanden; und so war er denn vom frühen Morgen, bis die Sonne unterging, mit Lust und Fleiß dabei. Es ging ihm mit ungewohnter Fertigkeit von der Hand und alles glückte ihm wunderbar und ward zu seinem eigenen Erstaunen schöner noch, als es in seiner Seele vor ihm gestanden hatte. Nachdem er nun acht Tage lang mit unabläßiger Anstrengung daran gearbeitet, so daß er kaum seinem Leibe die nöthige Nahrung gönnte, that er an einem Nachmittage den letzten Strich daran, stellte sich dann davor und schaute es lange an und seine Augen füllten sich mit Thränen; dann kniete er an des Altars Stufen nieder, und als er wohl eine Viertelstunde im Gebet verweilt, erhob er

sich, und ließ sich nach dem Rathhause bringen, trat vor seine Richter, die da versammelt waren, legte Pinsel und Palette auf den Tisch vor ihnen und sprach: „es ist vollendet!“ Darauf bat er, es nicht länger zu verschieben, daß ihm sein Recht angethan werde, und da der andere Tag dazu bestimmt worden, ging er nach seinem Gewahrsam, ließ seine Kinder zu sich kommen, letzte sich mit ihnen und spielte mit dem Knaben, bis es Abend ward. Da küßte er sie und segnete sie, empfahl sie nochmals der Pflege und Obhut seiner Schwägerin, und da diese in Klagen und Thränen ausbrach, sprach er: „was weinst Du um mich? Mir ist wohl. Morgen werde ich bei unserer Kunigunde seyn.“ Dann verlangte er, daß sie heim gingen, denn er sehnte sich nach dem Schlafe.

Doch eben als er sich zur Ruhe legen wollte, öffnete sich die Thür seines Kerkers noch ein Mal. Ein Kapuzinermönch trat herein und bot ihm guten Abend. Die

Stimme schien ihm bekannt; da warf der Mönch die Kapuze zurück, zog den falschen Bart vom Gesicht und der Mahler erkannte den Grünrock. — „Ihr hattet es mir schlecht zugedacht," hub dieser an: „und doch will ich Euch wohl. Ich hab' Euch immer wohl gewollt, allein Ihr habt mich nie verstanden. Ich komme Euch zu retten. zieht Euch schnell an und folgt mir; die Thüren stehen uns offen. Ich bringe Euch in Sicherheit." — Der Mahler aber wandte sich von ihm, setzte sich auf sein Bett und winkte ihm mit der Hand zu gehen, und so viel auch jener redete, ihn zu bewegen, so blieb er dennoch stumm und sah ihn nicht mehr an. Da verstummte der Grünrock ebenfalls, trat zu ihm, küßte ihn auf die Stirn und ihm die Hand reichend: „Gute Nacht denn für die Ewigkeit!" sprach er und entfernte sich langsam. Der Mahler aber überließ sich ohne Reue und ohne Ver-

langen dem Schlafe, der ihn sanft in seine Arme schloß.

Und es mochte gegen Morgen seyn, da träumte ihm, er sey auf der Reise. Der Weg, auf dem er wandelte, ging durch ein angenehmes Wiesenthal an einem stillen Bächlein hin. Auf einmal fiel ihm seitwärts, hoch auf den Bergen, ein prächtiges Gebäude in die Augen, dessen Dach wie Gold in der Abendsonne glänzte, und es ergriff ihn eine große Begierde es näher zu betrachten; auch, dachte er, müsse es ihn schneller zu seinem Ziele führen, wenn er gradezu die Berge übersteige, schlug daher den nächsten Seitenweg ein und gelangte bald in ein Thal von hohen Felsen rings umschlossen. Es wurde Nacht; die Felsen rückten immer näher zusammen. Endlich stand er vor einer ungeheuren Bergwand; der Pfad, auf welchem er gekommen, war verschwunden und nirgend sah er einen Ausweg. Und als er nun ängstlich suchend hin und wieder lief,

trat ihn ein Mann von fremden Aussehn und hohen Zügen an und sagte: „Du suchst vergeblich; warum hast Du deinen rechten Weg verlassen? Doch ich, dein Freund und Kunstgenosse, will mich dein erbarmen.“ Indem er also sprach, stieß er mit einem kleinen glatten Stäbchen an verschiedenen Stellen in die Erde, und wo er hinstieß, schlüpfte ein leichter Nebel aus der Erde, der immer dichter ward und sich aufwärts zog und in mancherlei beflügelte Gestalten bildete, die endlich wie von einem inneren Lichte anfingen zu leuchten, sich bewegten und in die Höhe stiegen. Wie sie dem Himmel näher kamen, öffneten sich die Wolken über ihnen, eine unbeschreibliche Klarheit drang daraus hervor, die Wolken senkten sich zur Erde nieder, als wollte der Himmel die Erde umarmen, und der Mahler fühlte sich mit seinem Gefährten in die Höhe gehoben und schwebte in der Glorie aufwärts. Da er-

schien oben, sie zu empfangen, eine weibliche Gestalt, gleich der Heiligen auf dem Bilde in der Kirche. Der alte Meister sprach: „das ist die, welche Du, wie mich, verherrlicht und wieder zu Ehren gebracht hast.“ — Und da der Mahler nochmals hinschaute, sah er noch eine andre an ihrer Seite und siehe! er erkannte Kunigunden, die ihm freundlich zulächelte und ihre Arme ihm entgegenstreckte. Da ward aber der Glanz, der sie umgab, so über alle Maßen mächtig, daß seine Augen ihn nicht ertragen konnten, und indem er eben nach seinem Mantel greifen wollte, ihn vor das Gesicht zu halten — da erwachte er.

Vor seinem Bette stand, die Lampe in der Hand, der Gefängnißwärter, hinter ihm ein Mönch aus dem Benedictiner-Kloster, den er wohl kannte und der gekommen war, ihn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Wie neugeboren sprang er von seinem La-

ger, umarmte freudig den Mönch, kleidete sich an und kniete dann mit demselben hin, zu beten. — Als sie ihn abzuholen kamen, faßte er seines Begleiters Hand und trat mit festem Schritt den sauren Gang an. Es war ein neblicher Morgen; doch als sie vor das Thor gelangten, zertheilte sich der Nebel und die aufgehende Sonne stand in prangender Klarheit über der Herbstflur. Da faltete der Mahler die Hände und rief: „das ist ein gutes Zeichen!“ Und so kamen sie zur Stätte. Ruhig warf der Mahler das Oberkleid ab, entblößte seinen Hals, sendete dann noch einen Blick über die versammelte Menge nach der Stadt hin, dann nach der Sonne, setzte sich dann schnell, sich selbst die Augen verbindend, auf den Sessel und ein rascher Streich vereinigte ihn mit Kunigunden.

Zu seinem Bilde in der Kirche zogen lange Zeit die Neugierigen herbei aus wei-

ter Ferne, wohin der Ruf gedrungen war, und wer vor diesem Altar mit ernster Andacht betete, ging allzeit wunderbar gestärkt von dannen.

Der ſchwarze See.

Ein Nachtſtück.

Der Förſter Willbrand ſaß mit den Seinen beim Abendbrot. Der Sturm ſchritt mächtig rauſchend durch den Eichenforſt draußen; innen im Gemach aber ging es gar bang' und ſtill her.

Willbrand hatte den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchaute düſter vor ſich hin; Frau Gertrud hob von Zeit zu Zeit den thränenſchweren Blick auf das bleiche und verſtörte Geſicht ihres Mannes und ſeufzte. Endlich wagte ſie es, reichte ihm die Hand über den

Tisch hin und sprach mit zitternder Stimme: „Wo warst du wieder so lange, Traugott?“ — Willbrand schrack empor, wie aus einem bösen Traume und wandte sich ab von ihr. „Was soll das Fragen?“ entgegnete er finster nach einer Weile: „Ich war in der Stadt!“ — „Und hast deinen Handel abgeschlossen?“ fuhr Gertrud fort. Er schlug ein grimmiges Gelächter auf: „Handel! Ja wohl Handel! ein böser Handel. Bete Du nur fein fleißig, daß er nicht zum Abschluß kommt!“ Er sprang auf. Die Andern erhoben sich gleichfalls. Elisabeth, die Tochter, wollte nach angewohnter Sitte das Gebet sprechen, doch Willbrand rief: „Laß mir das Beten! Kann's alleweil nicht brauchen. Wer mit Menschen handelt, der wird betrogen; ich möcht' es einmal mit dem Teufel versuchen!“ — Frau Gertrud schlich weinend nach der Kammer; Elisabeth aber faltete die Hände über die Brust und sah ihren Vater an, ernst und fest, daß er es nicht ertragen konnte, sondern sich umkehrte

und eine Büchse von der Wand langend, sich etwas damit zu schaffen machte, seine Verlegenheit zu verbergen.

Elisabeth winkte den beiden Jägerburschen', daß sie sich entfernten, dann ging sie nach der Kammer und bat Frau Gertruden, jetzt mit dem Vater zu sprechen, denn jetzo sey der rechte Augenblick, der wohl sobald nicht wiederkehre.

Gertrud näherte sich Willbranden, und legte sanft die Hand auf seine Schulter. Willbrand schien es nicht zu bemerken; er knackte mit dem Büchsenschloß. „Hast Du denn gar keinen freundlichen Blick mehr für mich?" hub Gertrud endlich sanft und leise an. „Hab' ich nicht neunzehn Jahre Freud' und Leid mit Dir getragen: warum wendest Du nun dein Herz von mir ab? Du bist auf keinem guten Wege, Traugott! Kehre um, weil es noch Zeit ist! Vertraue mir! Habe ich doch sonst wohl Rath gewußt; vielleicht kann ich Dir auch jetzo helfen."

„Hast Du Geld?“ fuhr Willbrand heraus, ohne sich umzusehen — „Geld! Geld! viel Geld! das kann mir nur helfen!“

„Ich kenne Dich gar nicht mehr,“ entgegnete Gertrud: „Nach vielem Gelde hat ja sonst nimmer dein Sinn gestanden. Aber seitdem der fremde Jäger hier war am Johannisabend, und von den verborgenen Schätzen sprach hier im Gebirge, seitdem bist Du ganz verwandelt, und von Tage zu Tage wird es ärger mit Dir. Nirgend Rast, nirgend Ruhe, als ob Dich das böse Gewissen triebe! Es ist kein gutes Zeichen, Traugott, wenn's einem zu Hause nicht mehr gefällt.“

Willbrand hing die Büchse an den Nagel, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Immer ärger wird's!“ hub er endlich an — „ja, Du hast wohl recht. Einen steilen Berg hinunter geht der Weg nach der Hölle; wer ein Mal seinen Fuß darauf gesetzt, der muß auch wider seinen Willen immer weiter! — vom Trunk zum Spiel, vom Spiel zum Betrug, vom

Betrug zum Stehlen, vom Stehlen — nun, was bleibt dann noch? — zum Raub, zum Mord! es sind nur wenige Schritte — immer rascher geht's sturzab, — kein Baum, kein Strauch, woran ich mich halten könnte — hin! treib zu, Teufel! treib zu, daß es zum Ende kommt!"

Er warf sich in den Großvaterstuhl, an welchem er eben stand, und legte den Kopf auf die Armlehne desselben. Gertrud stand vor ihm, die Hände ringend; denn vor ihrer Seele lag eine furchtbare Ahnung, wie ein finsterer Abgrund, in den sie schaudernd hinabschaute.

Da ließ sich draußen im Walde drei Mal hinter einander ein gellender Jägerruf hören. Die Hunde auf dem Hofe schlugen an; der Hühnerhund, der unter dem Tische lag, erhob sich knurrend. Es wurde heftig an das Thor geklopft. „Wer kann das noch seyn so spät?" sprach Gertrud ängstlich und eilte nach dem Fenster. Das Thor ward aufgemacht; sie unterschied in der Dämmerung eine

lange Mannsgestalt, die über den Hof auf das Haus zuschritt. „So helfe uns Gott!“ schrie sie auf — „das ist der fremde Jäger! Schau, wie die Hunde sich vor ihm verkriechen. Der bringt uns wieder neues Unheil in das Haus!“

Willbrand hob den Kopf empor und sprach: „Du thust ihm Unrecht, Gertrud! das ist ein wackrer Gesell, wenn auch nicht von gar zu freundlichem Aussehen. Hätt' ich auf ihn gehört: es wäre nicht so weit mit mir gekommen“ Er stand auf, dem Gast die Hausthür zu öffnen, hieß ihn freundlich willkommen, führte ihn in's Gemach, und befahl seiner Frau, für des werthen Besuches Erquickung und Bequemlichkeit zu sorgen. Gertrud gehorchte mit schwerem Herzen.

Der Fremde warf, lange Zeit schweigend, forschende Blicke umher aus den dunklen Augen; schweigend ging Gertrud, den Gast bedienend, ab und zu; auch Willbrand schwieg, und schien mit sich selbst um einen wichtigen

Entschluß zu ringen. Endlich begann jener: „Wo habt Ihr Euer Töchterlein, Frau Gertrud? Als ich das erste Mal bei Euch war, ward mir's nicht so gut, sie zu sehen, und fast bedünkt mich, als solle ihr Anblick mir auch heute nicht vergönnt seyn. Dennoch aber, ich will's Euch nicht länger verhehlen, ist sie es eigentlich, die mich zu Euch geführt hat."

Indem Gertrud ihn über diese Worte verwundert und fast erschrocken ansah, trat Elisabeth aus der Kammer. Der Fremde erhob sich, ihr entgegen zu gehen; doch wie betroffen über des Mädchens Anblick, unterbrach er seine Schritte und stärrte sie schweigend an. Elisabeth senkte erröthend den Blick zur Erde, in mädchenhafter Verwirrung; bald aber schlug sie die großen, blauen Augen wieder empor, und sah dem vor ihr Stehenden ernst und fragend in das finstere Antlitz. Ein leises Lächeln flog über dieses, wie Morgenroth über Gewitternacht; er trat näher und sprach: „Vergebt mir, wenn ich

über Euerm Anſchauen meinen Gruß vergeſſen habe. Ich hoffe, es wieder gut zu machen, indem ich Euch nun mit meinem zugleich noch einen werthern von einem alten Freunde bringe. Er geht Euch gleichfalls an" — er wandte ſich gegen Willbrand und ſeine Frau — „denn er iſt vom Hauptmann Leuthold, des Oberförſters Leuthold Sohne."

Eliſabeth trat mit freudig leuchtenden Blicken näher. Willbrand rief wie aus dem Traum erwachend: „Von Leuthold! von meinem wackern Jäger! So ſeyd mir doppelt willkommen! Faſt hielten wir ihn ſchon für todt."

„Sagtet Ihr nicht vom Hauptmann Leuthold?" fragte Gertrud, und faltete ihre Hände.

„Ja, ſo ſagte ich," entgegnete der Fremde — „denn er iſt's."

„O, ſo erzählt uns doch, wie er zu ſolchen Ehren gekommen," fuhr Gertrud fort. „Mir iſt's, als ſprächt Ihr von meinem

Sohne. Und wahrlich, faſt darf ich ihn mit Recht ſo nennen; denn nach ſeiner Mutter Tode war er ja mehr und lieber bei uns als bei ſeinem Vater heimiſch, bis ihn der ewige Unfriede mit dieſem endlich von dannen trieb: es ſind jetzt gerade vier Jahre."

Jener erzählte nun mit kurzen Worten verſchiedenes aus Leuthold's Leben, wie er damals Dienſte genommen bei den Schweden, die in Pohlen ſtanden; wie das Glück ihm gar beſonders wohlgewollt, daß ſein Oberſt ihn liebgewonnen, und König Karl ihn endlich ſelbſt in der Schlacht bei Cliſſow *) bemerkt und ausgezeichnet, wie er ihm, dem Erzähler, einen hochwichtigen Dienſt erzeigt, und dieſer der Grund ihrer Bekanntſchaft geworden, wie er dann in allen ihren Geſprächen ſtets mit groſſer Liebe ſeiner Heimat gedacht und ſich geſehnt, noch einmal dahin zurückzukehren, und wie er endlich bei der Reiſe in dieſe Gegend ihm das Wort abge-

*) 1702.

nommen, die alten Freunde heimzusuchen und seiner theuren Jugendgespielin Elisabeth ein Zeichen seines, noch immer freudig und sehnsüchtig fortlebenden Andenkens, zu bringen.

Hierbei überreichte er der Hocherröthenden einen schönen Ring und bat, ihn selbst an ihren Finger stecken zu dürfen. Elisabeth sah ihre Mutter an; Frau Gertrud nickte freundlich bejahend. Der Fremde ergriff des Mädchens Hand mit großer Hast. Da sie ihm darüber in's Gesicht schaute, ward ihr fast unheimlich zu Muthe, denn ein gar seltsam triumphirendes Lächeln zuckte um seinen Mund, und aus den tiefliegenden Augen schoß es wie zwei dunkle Flammen. Der Ring brannte ihr am Finger, als wär' er glühend; sie hätte ihn gern wieder abgezogen, allein sie wagte es nicht.

Willbrand sowohl als seine Frau bemerkten nichts von ihrer Unruhe, denn das Herz war ihnen aufgegangen bei der Erinnerung an ihren Liebling, und des Hin- und Herfragens und Erzählens ward kein Ende.

Der Förſter hieß die letzte, lange aufgeſparte Flaſche Wein aus dem Keller bringen; doch der Gaſt gab es nicht zu, ſondern holte ſelbſt aus ſeinem Waldſack eine große Korbflaſche voll feurigen Ungarweins herbei, ſchenkte die Gläſer voll und munterte zum Trinken auf. Willbrand that fleißig Beſcheid. Der edle Rebenſaft ſchien leicht hinwegſpülend jede Sorge von ſeinem Herzen, jedes ſchwere Bewußtſeyn von ſeiner Seele zu heben; er ward mit jedem Glaſe munterer und fing an, allerlei Schwänke und luſtige Jägerſtücklein auf die Bahn zu bringen.

Der Fremde lenkte das Geſpräch bald auf das Gebirge, an deſſen Fuße Willbrands Wohnung ſtand, auf deſſen wunderbare Beſchaffenheit, und die Sagen, welche davon noch beim Volke umgingen. Hier wußte nun Willbrand gleichfalls vielerlei zu erzählen; der Andere hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu. Doch plötzlich ſtockte Jener in ſeiner Rede, ſchaute ſtarr vor ſich hin und

ein finsterer Schatten zog über seine, von Wein und Gespräch freudig belebten Züge.

„Was ist Euch?“ rief der Gast: „Habt Ihr Furcht vor Euren eigenen Worten? Sprecht weiter. Ich habe große Lust an solchen Dingen. Je grauser, desto besser!“

Er schenkte ihm bei diesen Worten das Glas wieder voll; Willbrand ergriff es hastig und leerte es auf einen Zug. „Nun ja,“ rief er — „Ihr habt wohl recht, ich bin ein Narr und fürchte mich vor meinen eigenen Warten. Es sind freilich nur Worte, es ist ein Gespräch beim Glase Wein, es ist hier im Zimmer, hier innen, daß wir sprechen. Draußen aber bei nächtlicher Weile, wenn Käuzlein, Wald und Bergstrom ihre heisern Stimmen mit drein geben, oder etwa gar am See dort drüben im Gebirge, wenn die dunklen Wellen so schaurig an das Ufer klatschen und die Felsen ringsum jedes leise Wort vielfach zurücksprechen, als wollten sie es der Wasserfey berichten, die drunten hauf't in dem tiefen, schwarzen Wasser-

ſchlunde; da möcht' ich Euch freilich ſolch Geſpräch nicht rathen, lieber Herr — glaubt mir, ich kann's Euch ſagen — es iſt etwas Entſetzliches um ſolche Reden, und leicht webt Ihr aus Euren eignen Worten Euch ein Netz um's Haupt, das Euch hinunterreißt zur Hölle!"

„Eben recht, daß Ihr des Bergſee's gedenkt!" rief der Andre: Da laß ich Euch nicht los; denn dahin ſteht mein Sinn vor allem."

Willbrand aber ſchien nicht auf ihn zu hören, hatte die Arme auf den Tiſch geſtützt und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Da nahm Frau Gertrud das Wort und erzählte dem Gaſt, wie nicht gar weit von hier, doch tief im Gebirge, ein See gelegen ſey, beinah' ringsum von mächtig hohen, ſchroffen Felſen umgeben, dem Anſchein nach von ganz ſchwarzer Farbe, obwohl das Waſſer hell und klar, und habe deſſen Tiefe auch kein Menſch zu ergründen vermocht. Von dieſem See nun gehe die Rede, daß darin

eine Hexe oder Wasserfey ihr Wesen treibe, und, die Schätze hütend, die in dem Grunde liegen, wohl Manchen schon an sich gelockt, der dann verschwunden sey auf immer. Sie wolle die Wahrheit oder Unwahrheit davon anheim gestellt seyn lassen; doch sey so viel gewiß, daß oft bei stillem Wetter der See anfange zu brausen und zu wogen, man wisse nicht, woher noch warum, oft bei heiterem Himmel aus seinem Spiegel plötzlich dichte Wolken emporstiegen, aus welchen dann ein gräßliches Ungewitter mit Donner, Blitzen, Sturm und Hagel über die umliegenden Thäler losbreche, und möge solches Naturspiel vielleicht überhaupt den Grund zu jenem Mährlein gelegt haben.

„Ja, ja, erklärt nur immer alles fein natürlich!" sprach Willbrand mit dumpfer Stimme. „Das hast Du von dem Pfaffen drüben gehört. Erklärt nur immer zu und nennt Lügen und Mährlein, was ihr nicht begreifen könnt! Hättet ihr, wie ich, um Mitternacht am See gestanden, hättet ihr's

gemacht wie ich, drei Steinlein und drei Worte in das Waſſer hinabzuſchicken, und hättet geſehen, wie es anfing zu kochen und zu brauſen, und die wunderſamen Nebelbilder daraus empor ringelten, und wie die Waſſerfey — hu! mich friert, gebt mir noch ein Glas von Eurem Weine! Ich ſag' Euch, Herr, es iſt kein Mährlein, ich habe das Waſſerbild ſehen ſitzen mitten auf dem See; ich habe ihre Stimme' gehört durch Sturm und Donner — noch geſtern erſt, geſtern Nacht, Herr! — Wenn Euer Wein nicht mächtig wäre in mir: ich müßt' erſtarren vor Grauſen noch jetzt, da ich's Euch erzähle."

Er ſtürzte ſein Glas aus und rückte vertraulich dem Fremden näher, der friſch einſchenkte. Gertrud ſah ängſtlich auf ihren Mann und dann ihre Tochter an. Eliſabeth horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Schaut nun," begann Willbrand von neuem — „es ſoll vor Alters ein Herzog oder Fürſt dieſer Gegend geweſen ſeyn, dem

ſich die Waſſerfey zu Liebe ergeben, und der mit ihr ſolchergeſtalt vertrauten Umgang gepflogen viele Jahre. Als er endlich ſchon greis und alt zu werden anfing, trug es ſich zu, daß ſeine eignen Söhne, denen nach der Herrſchaft gelüſtete, ihn mit Krieg überzogen, ſein Heer ſchlugen in großer Feldſchlacht, und, da er mit genauer Noth auf flüchtigem Roß entronnen, einen Preis ſetzten auf des Vaters Leben und ihn belagerten in ſeiner Burg. — Da nun der alte Fürſt wohl merkte, daß auch die Wenigen, die noch bei ihm ausharrten, bald abfallen würden von ihm und ihn verrathen, beund er ſeine Diener und Sklaven in einer Nacht mit allen ſeinen Schätzen, vorgebend, daß er einen Vertrag geſchloſſen mit ſeinem jüngſten Sohne, und zog mit ihnen durch einen unterirdiſchen Gang, der ſich in's Gebirge öffnete, in aller Stille aus der Burg, gerade nach dem ſchwarzen See. Und als die Diener alle auf ſein Geheiß hinabgeſtiegen waren in das Felſenthal, fing das Waſſer an ſich zu erhe-

ben mit Macht, und trat wüthend über seine Ufer und verschlang die Diener allesammt, mit all' den Schätzen, die sie trugen. Der alte Fürst aber, da er solchergestalt seine Güter geborgen sah, sagte er dem Leben Valet, und stürzte sich von der Klippe, auf der er stand, gleichfalls hinab in den See, der Liebsten in die Arme, die ihm eine Ruhestatt bereitete in der dunkeln Tiefe. Da sitzt sie nun seit mehr als tausend Jahren, und hütet das Grab des Geliebten und seine Schätze. Wenn aber einer kommt, der sich los und ledig gemacht hat von allem, was sein Herz und seine Hand bindet auf Erden und sich ihrem Dienste ganz ergiebt, und zum Zeichen dessen einen goldenen Fingerreif, den ihm der Priester vor'm Altare an die Hand gesteckt, um Mitternacht hinabwirft in den See, so wird sie demselben hinwiederum zu Willen seyn, in Allem, was er begehrt und ihm freie Macht geben, zu schalten über alle ihre Schätze."

Der Fremde, welcher der Erzählung Willbrands mit der größten Spannung und merklicher Unruhe zugehört hatte, sprang jetzt auf, seine Augen flammten: „Um Mitternacht?“ rief er: „Wie weit ist es von hier nach dem See?“

„Zwei Stunden etwa,“ entgegnete Willbrand — „wenn Ihr gut zu Fuße seid.“

„Nun wohl,“ fuhr Jener fort — „so bitt' ich Euch, beschreibt mir ein wenig den Weg, den ich von hier zu nehmen habe.“

Willbrand starrte bestürzt und erschrocken an ihm hinauf. Gertrud schlug die Hände zusammen und rief: „Wie? Ihr wollt doch nicht? — Ihr wollt doch jetzo nicht, — zu dieser Stunde?“

„Wohl will ich es,“ sprach der Fremde — „und jetzt zu dieser Stunde. Jetzt bin ich gerade wohl gelaunt zu solchem Abentheuer. Beschreibt mir schnell den Weg! Ich muß die Wasserjungfer kennen lernen.“

Willbrand sprang gleichfalls empor und rief, indem er den Fremden beim Arm er-

faßte: „Ich rath' Euch Gutes, Herr! Laßt ab davon! Ihr werdet und ſollt es nimmermehr vollbringen. Die Schätze dort drüben warten nicht auf Euch."

Der Fremde ſah ihn an, und lachte voll Ingrimm. „Gebt Euch nur keine Mühe!" ſprach er: „mein Wille iſt in guter Schmiede gemacht. Ich will und muß hinüber und noch heut. Mögt Ihr mir den Weg nicht zeigen, nun ſo find' ich ihn wohl allein. Gehabt Euch wohl!"

Er griff bei dieſen Worten nach ſeiner Jagdtaſche und ſeinem Gewehr, und wandte ſich zum Abſchied. Willbrand aber ſprang nach der Thür, ſich ihm in den Weg ſtellend; ſein Geſicht glühte von Wein und Zorn, ſeine Augen rollten fürchterlich, ſeine Lippen bebten. „Halt!" ſchrie er ihm zu: „nicht von der Stelle! Ich laſſe Euch nicht." — Der Andere blieb ruhig vor ihm ſtehen und ſchaute ihn eine Weile an. „Du Thor!" begann er endlich: „was begehrſt Du denn? Du kannſt den Schatz ja doch nicht heben.

Dir ſind ja Herz und Hand gebunden; Du haſt Weib und Kind!"

Willbrand ſchlug die Augen zur Erde und ſprach dumpf: „das iſt nicht Deine Sorge. Kein Knoten iſt zu feſt, er kann gelöſ't oder — zerſchnitten werden. Wer mag das wiſſen! Weiß doch kein Morgen, was der Abend im Schilde führt. Die Waſſerſey iſt meine Braut, und ich duld' es nicht, daß Du ihrer begehrſt!"

Da ergriff ihn der Fremde plötzlich mit gewaltigem Arm, ſchleuderte ihn weit hinweg von der Thüre, und ſchritt gelaſſen hinaus. Willbrand ſtand einen Augenblick ohne Regung, dann ſtürzte er wüthend nach der Wand, wo das Jagdzeug hing, riß eine Büchſe herab und wollte Jenem folgen. Doch lautſchreiend warfen Gertrud und Eliſabeth ſich ihm in den Weg, und hielten ihn mit Gewalt zurück. „Laßt mich los!" ſchrie er — „ich muß ihm nach! Es geht um ſein oder mein Leben." Man vernahm draußen die Stimme des Fremden, der dem Jäger-

burſchen befahl, das Thor zu öffnen. „Laßt mich los!“ ſchrie Willbrand noch ein Mal, oder es geht zuerſt an euer Leben! Ihr ſeyd es ja ohnedies, die zwiſchen mir und meinem Glücke ſtehen. Ihr müßt doch fort!“ — Da ließ Gertrud ihre Arme ſinken, wandte ſich ab und verhüllte ihr Geſicht; Eliſabeth aber warf ſich vor ihrem Vater nieder, und umſtrickte weinend ſeine Kniee nur noch feſter.

„Willbrand! Willbrand!“ rief Gertrud im höchſten Schmerz: „So weit iſt es mit Dir gekommen! Hab' ich das um Dich verdient?“

Sein Blick ſenkte ſich nieder, auf das in Thränen ſchwimmende Geſicht ſeiner Tochter, die flehend zu ihm emporſchaute. Er machte ſich ſanft von ihr los, hob ſie empor und ſetzte ſie auf einen Stuhl, der in der Nähe ſtand. Keines ſprach ein Wort. Es war eine bange Stille. Endlich begann Willbrand leiſe, wie zu ſich ſelbſt ſprechend: „Wo denn? wo denn? So zeig' mir doch, wohin?

Wo ist denn ein Ausweg?" Und nach einer Weile sich zu seiner Frau wendend: „Schafft Geld!" fuhr er fort — „schafft Geld! Sonst sind wir allesammt verloren!"

Die Försterin ging schnell nach einem Wandschrank, holte daraus ein saubres Kästchen hervor, stellte es auf den Tisch und schloß es auf. „Das war für die höchste Noth aufgespart;" sprach sie weinend — „ich dacht' es nie zu brauchen; nimm und verkauf'! Ich will nicht weiter fragen."

Willbrand warf einen trüben Blick auf den silbernen Becher und die gehenkelten, goldenen und silbernen Schaustücke, die in dem Kästchen lagen. Elisabeth zog ihren Ring vom Finger und legte ihn schweigend oben drauf. ‚Ach wenn das nur helfen könnte!" seufzte Willbrand. „Doch" — rief er plötzlich aus und sprang empor — „wenn ich noch ein Mal — nur ein Mal noch — wer weiß — das Glück hat Launen. Ja, noch ein Mal will ich es versuchen. Zum

letzten Mal! Betet nur fleißig! Ich komme bald wieder.“

Er raffte mit dieſen Worten alles zuſammen und ſteckte es zu ſich; den Ring aber, welchen Eliſabeth dazu gelegt hatte, ſchob er zurück. „Wo willſt Du hin, Willbrand?“ rief Gertrud. „Nach der Stadt!“ entgegnete er. „Es iſt der letzte Gang, den ich mit dem Glück mache. Betet, betet für mich und für Euch! Ich komme bald wieder.“

Er ging mit ſchnellen Schritten zur Thür hinaus. Die Zurückbleibenden ſahen ihm ſchweigend nach; dann ſank Gertrud auf ihre Kniee und hob in inbrünſtigem Gebet Augen und Hände zum Himmel auf; Eliſabeth kniete gleichfalls nieder und betete. Und als ſie geendet, legte die Tochter ſchweigend das Haupt an ihrer Mutter Bruſt, und beide weinten mit einander.

2.

Der Himmel erglühte in Westen; die Berge warfen lange Schatten vor sich hin. Elisabeth saß einsam auf einem waldigen Hügel seitwärts von der Försterei, und schaute hinaus in das weite Thal am Fuß des Gebirges, welches der Abend mit seinen reinsten Lichtern schmückte.

Willbrand war seit mehrern Tagen abwesend und hatte nichts von sich hören lassen. Ihr Herz war voll Sorge und trüber Ahnung.

Die Bergschatten streckten sich immer länger; immer röther erglühten die Gipfel. Aus den nächsten Dörfern schwebte der friedliche Schall der Abendglocke zu ihr herauf; und wie der laue Wind aus Westen, der leise flisternd an ihr vorüber strich, zog eine stille Wehmuth durch ihre Brust; in das bange Gefühl der Gegenwart mischte sich die Erinnerung heiterer Vergangenheit; im frischen Morgenglanze lag ihre Kindheit vor ihr; ihr früh gestorbener, geliebter Bruder und

Leutholb, ihr Gespiele, winkten ihr liebreich zu, und da sie an diesen dachte, stellte sich, sie selbst überraschend, das Bild des fremden Jägers dazu, der ihr den Ring gebracht. Aber sie standen alle in weiter, weiter Ferne, sie konnte die freundlich dargebotenen Hände nicht fassen, und indem ihr Blick sich schmerzlich auf ihr jetziges Leben zurückwendete, kam sie sich unbeschreiblich einsam und verlassen vor.

Jenseit der Schlucht, in welcher die Försterwohnung lag, fiel ihr eben auf dem hohen Gebirge eine Stelle in's Auge, die sich durch zwei, hoch von Steinen aufgethürmte Hügel, weithin auszeichnete. Hier sollte, nach der Sage, eine Mutter mit ihrer Tochter gestorben seyn, die beide, durch ein Ungewitter im Gebirge von einander getrennt, nach dreitägigem Umherirren sich endlich auf dieser Stelle wiederfanden, im Augenblick ihres Zusammentreffens aber vom Tode überrascht wurden. Die Hinterbliebenen häuften die Gedächtnißhügel von den umherliegenden

Steinen auf, und noch jetzt ging Niemand dort vorüber, ohne einen Stein dazu zu legen.

Ein Lied auf diese Begebenheit, welches Elisabeth in früheren Tagen oft gesungen, regte seine wehmüthigen Klänge in ihrem Innern auf; sie erschien sich selbst, wie das verlassene Mädchen, und leise hub sie an zu singen:

Mutter hat ihr Kind gelassen
In den Bergen, weit vom Haus.
Will der Tag doch schon erblassen,
Und der Sturmwind macht sich aus!
Mutter, wer wird bei ihm seyn,
Bricht die wilde Nacht herein?

Horch, wie heult es in den Lüften!
Sieh, zum Strom wird jeder Bach!
Bergesstimm' aus Wald und Klüften
Wird mit tausend Schrecken wach.
Mutter, Mutter, sauf't der Wind,
Hörst du nicht dein armes Kind?

Ach, voll Angſt und bittrer Schmerzen
Sucht's die Mutter überall,
Sucht und irrt, den Tod im Herzen,
Irrt wohl über Berg und Thal,
Wohl drei Tage hin und her,
Ach, und findet's nimmermehr!

Doch als ſich der dritte neiget,
Mutter, ſchau, an Berges Höh',
Schau, was hoch ſich dorten zeiget,
Weiß, wie friſch gefallner Schnee!
Mutter, dort im Abendſchein
Leuchtend ſteht dein Töchterlein!

Wiederfinden, Himmelsfreude!
Trennung, allzubittre Pein!
Vater, Vater, laß uns Beide
Nimmermehr getrennet ſeyn!
Und Gott hört ſie: ſonder Schmerz
Bricht die Freude Beider Herz.

Pilger, ſchau, im Abendſtrale,
Leuchtend wie der friſche Schnee,

Ragen hoch die Todes-Male
An des dunkeln Berges Höh'.
Führt vorüber dich dein Lauf,
Leg' auch einen Stein darauf.

Sie konnte das Lied nicht ohne Thränen endigen; in schmerzlicher Sehnsucht breitete sie ihre Arme aus in die Luft, und gern hätte sie auch in diesem Augenblick ihre geliebte Mutter umfassen und mit ihr sterben mögen.

Da rauschte es in den Gebüschen, und als sie sich wandte, sah sie die hohe Gestalt des fremden Jägers vor sich stehen. Erschrocken sprang sie auf. „Elisabeth!" sprach der Fremde sanft und trat ihr näher: Sie wollte fliehen. „Elisabeth!" sprach er noch ein Mal und noch sanfter. Sie sah ihn an. Es waren nicht mehr die finstern, strengen Züge, die sie gestern mit heimlicher Scheu vor ihm erfüllt hatten; die dunkeln Augen blickten so mild; sein ganzes Antlitz war nur eine still bescheidene Bitte. Sie stand und

fühlte ihr Herz in heftiger Bewegung schlagen.

„Warum wollt Ihr mich fliehen?“ begann er. „Schon seit zwei Tagen treibt mich die Hoffnung, Euch zu sehen, ohne Rast um Eure Wohnung her. Ihr habt mich an Euch gebannt, Elisabeth, und mögt nun zusehen, wie Ihr meiner wieder ledig werdet.“

Elisabeth schlug erröthend die Augen nieder und sprach mit leiser Stimme: „Wißt Ihr nichts von meinem Vater?“ Der Fremde schüttelte verneinend den Kopf. — „War't Ihr am schwarzen See?“ fuhr sie fort. — Er sah sie lange schweigend an, dann faßte er ihre Hand und rief: „Könnt Ihr mir vergeben, daß ich ein Thor war? Wer, der Euch gesehen hat, darf sich vermessen, daß er freien Herzens sey? — Ja, ich war am schwarzen See, noch in derselben Nacht, da ich bei Euch gewesen; ich hatte schon drei Steine hinabgeworfen und die Wasserfey gerufen; das Wasser fing an zu brausen und zu ko-

chen, und schon hatte ich diesen Fingerreif in der Hand, um ihn hinabzuwerfen und mich ihr zum ewigem Dienst zu weihen; da in dem Augenblick zerriß die Binde des Wahnsinns um meine Stirn; es war, als ob eine unsichtbare Hand mich bei den Haaren zurückzöge von dem steilen Ufer, und als ich in die Höhe schaute, sah ich Euer Bild mitten in den grauen Nebeln, die aus dem See stiegen; ja, Ihr war't es leibhaftig und schwebtet über dem höllischen Spuk, wie mein schützender Engel. — Und da fühlte ich es klar und deutlich, wie mein Herz ja schon seit dem Augenblick, da ich Euch gesehen, nicht mehr frei gewesen, und fühlte es mit Entzücken und mit Schmerz, wie die Liebe, die so lange schon heimlich darin gewohnt, jetzo siegend und triumphirend ihren Einzug hielt, und alles Irdische und Unheilige hinaustrieb aus ihrer Wohnung. So ließ ich mich denn auch nicht irren durch alle Gaukelei um mich her, und hörte nicht, was die heisern Stimmen aus den Klüften

und Felsenrissen flisterten und krächzten, sondern rief: „Weiche von mir, du Macht der Hölle! Nicht dir hab' ich mich ergeben, sondern dem Himmel; du hast fürder keinen Theil an mir!" — Und so eilte ich rasch, ohne mich weiter umzusehen, den Berg hinab. Ein greuliches Ungewitter tobte hinter mir her; links und rechts krachten die Fichtenstämme neben mir nieder; zornig aus ihren Ufern tretend, warfen sich die Gebirgswasser in meinen Weg; aber die Gedanken an Euch gaben mir übermenschliche Kräfte, denn Gottes Hand war sichtlich über mir; so kam ich durch."

Während er so sprach, stand Elisabeth in großer Bangigkeit und Verwirrung; sie wagte es weder ihn anzusehen, noch ihre Hand aus seiner zu ziehen, und als er jetzt schwieg, war sie keines Wortes mächtig.

„Ja, Gottes Hand war über mir;" fuhr er fort — „er wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Ihn erbarmte meines irren Lebens und der Gefahr meiner Seele —

denn ach! Eliſabeth, ich ſtand an einem Abgrunde, der fürchterlicher iſt, als jener ſchwarze See — und ſiehe! er ſandte mir in der Liebe zu Euch ſichtbar ſeinen rettenden Engel.“ —

„Stoßt dieſe Liebe nicht von Euch! Alle meine Hoffnung dieſſeit und jenſeit hängt an Eurem Worte. — Schon bei meinem erſten Beſuche bei Eurem Vater ſah ich Euch, ohne daß Ihr mich ſah't; die Reinheit Eurer Seele, die Hoheit Eures Geiſtes entging mir nicht — denn wie in einem aufgeſchlagenen Buche lieſet mein Blick in der Menſchen Bruſt — und ſie trafen mich wunderbar. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Ahnung, daß mein bisheriger Weg nicht der rechte ſey; daß ich nur mit Euch verbunden das Höchſte erringen könne, was das Leben bietet. Noch ein Mal zwar, in jener Nacht bei Eurem Vater, ſiegte das Böſe über mich, allein zum letzten Male. Hier auf dieſer Stelle entſage ich von nun an, dem finſtern

Treiben, das mein Gemüth bis jetzt erfüllte, und weihe mich dem Himmel und Dir!"

Seine Stimme war laut und stark geworden bei den letzten Worten.

Elisabeth hob den Blick auf ihn, doch vor dem Strahl der Liebe, der siegend und gewaltig aus seinen Augen brach, senkte sie ihn schnell wieder, und indem sie bebend ihre Hand der seinigen entzog, fiel er auf den Ring, den sie am Finger trug. Da stand plötzlich das Bild Leuthold's, des trauten Jugendgespielen, vor ihr, streckte die Hände flehend nach ihr aus und schaute sie aus den blauen Augen so wehmüthig an. Schnell hielt sie die Hand mit dem Ringe dem Fremden entgegen und rief: „Seyd Ihr Leuthold's Freund?"

Er verstummte einen Augenblick; sein Gesicht verdüsterte sich. „Wohl, ich merke," sprach er endlich mit Bitterkeit — „was Ihr mit dieser Frage wollt. Ja, ich bin sein Freund! er hat sein Leben für mich gewagt, und ich bin jeden Augenblick bereit,

es wieder für ihn auf's Spiel zu setzen, doch Euch entsagen, das werde ich nie! Nur Euer Wort entscheidet mein Loos, meines Lebens Glück, meiner Seele Heil. Er liebt Euch; wohl! ich auch. Kein früheres Versprechen bindet Euch an ihn; ich weiß es; Ihr seyd frei. Selbst dieser Ring spricht nicht für ihn, er spricht für mich, Elisabeth; denn mein Ring ist es, den Ihr tragt.

„Nicht von Leuthold?" stammelte Elisabeth.

„Nein, nicht von ihm!" rief er mit starker Stimme — „das war nur ein Vorwand, Elisabeth, den Du meiner Liebe vergeben magst. Von mir hast Du den Ring! Mit ihm hab' ich Dich zu meiner Braut geweiht, Du herrlichste deines Geschlechts, und mir gehörst Du an. Drei Tage und drei Nächte hast Du ihn getragen; die geheime Kraft der Zeichen, die du auf ihm eingegraben siehst, hat still ihr unsichtbares Netz um Dich gewoben; Du kannst nicht mehr entfliehen. Du bist mein! Du mußt mein seyn! und Fluch

und Verderben Jedem, der mir Dich entreißen wollte!"

Eliſabeth ſah zitternd zu ihm empor; ſeine Wangen, vom letzten Abendſtrahl noch höher geröthet, brannten in dunkler Glut, ſeine Augen ſtanden wildlodernd darüber, wie zwei Unglück verkündende Sterne. Sie erbebte im Innerſten ihres Weſens; und da er in dieſem Augenblick, auf ſie zuſchreitend, ſie mit ſeinem Arm umſchlingen wollte, entriß ſie ſich ihm mit Macht, und eilte in raſcher Flucht den Berg hinab. — Sie hörte ſeine flehende Stimme hinter ſich, ſie vernahm ſeine Fußtritte, die ihr folgten; doch des Weges beſſer kundig und begünſtigt von der einfallenden Dämmerung, gewann ſie den Vorſprung, und erreichte das Haus, wo ſie bleich und athemlos zu den Füßen ihrer Mutter ſank.

5.

Es war am Abend des folgenden Tages spät, da saßen Mutter und Tochter noch bei einander im stillen Gemach und harrten, wiederum vergeblich wie es schien, auf Willbrands Rückkehr. Das Gespräch, welches die ängstliche Erwartung, die ihnen die Brust zusammenpreßte, schon längst nicht recht hatte aufkommen lassen, war jetzt gänzlich verstummt; man hörte die Kerze knistern, die auf dem Tisch stand; der Perpendickel der Wanduhr rechnete ihnen mit seiner heisern Stimme leise und bedächtig die Augenblicke vor, die nicht mehr wiederkamen.

„Wieder nicht!" seufzte endlich Frau Gertrud, als die Uhr elf schlug. „Und auch Georg kehrt nicht zurück und bringt eine Nachricht!"

Elisabeth erschrack vor der Stimme ihrer Mutter. Sie fuhr empor, schlug das Buch zu, welches vor ihr lag, und schaute mit verstörten Blicken umher. Seit dem gestrigen Gespräch mit dem Fremden, war aller

Friede von ihr gewichen; sie fühlte sich in ihrem Innern höchst verworren und zerrissen; nicht ohne Scheu und heimliches Grauen konnte sie des Fremden gedenken, und dennoch wollte sein Bild nicht aus ihrer Seele. Noch immer stand im rothen Abendscheine die hohe Gestalt vor ihr, als fühlte sie noch die dunkle Glut seiner Augen in ihrem Herzen brennen; noch immer hörte sie seine Stimme, die ihr so flehend nachrief, und zu gleicher Zeit sah sie Leuthold's Bild in der Ferne, das bittend seine Arme nach ihr ausstreckte. Mit Gewalt wollte sie sich abwenden von Jenem, aber es gelang ihr nicht. Vergebens flüchtete sie zu ihrem Gebetbuche, in dem sie so oft Trost gefunden; dies Mal vermochte sie die wildschweifenden Gedanken nicht zusammeln, keine wahre Andacht erquickte ihr Gemüth, keine Ruhe kam in ihre Brust, und mit Entsetzen mußte sie sich des unsichtbaren Netzes erinnern, dessen der Fremde gedacht, von des Ringes geheimen Kräften um

ſie her gewoben, aus welchem kein Entrinnen ſey.

„Er kommt wieder nicht, Eliſabeth!“ wiederholte Gertrud, als die Uhr von neuem eine verfloſſene Viertelſtunde anzeigte.

„Ach!“ rief Eliſabeth haſtig — „wär' er doch nie gekommen!“

Gertrud ſah ſie verwundert an, und ſchüttelte den Kopf: „Von wem ſprichſt Du, mein Kind? Noch immer ſind deine Gedanken bei ihm? Ich meinte deinen Vater.“

Eliſabeth ſchlug die Augen nieder. „Nun ja,“ hob ſie nach einer Weile an — „wer weiß — mir graut vor ſeiner Rückkehr nicht minder. Es drückt mich eine böſe Ahnung. Möge Gott ſich erbarmen, daß ſie uns nicht ausgeht!“

Beide ſchwiegen wieder. Eine Eule hatte ſich unterdeſſen vor dem Fenſter auf die Gartenmauer geſetzt und krächzte eine gar traurige Weiſe. Gertrud ſah ihre Tochter an; dieſe aber ſchien nichts zu hören. Sie hatte die Augen ſtarr auf einen Fleck gerichtet,

ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mit sich selber spräche, auf ihren Wangen wechselte Glut und Blässe, so daß Gertrud endlich aufstand, und, sie besorgt bei der Hand fassend, sich neben sie setzte. Sie bemerkte es nicht.

Nach einer Weile fing sie leise und hastig an zu sprechen: „Das Wasser kommt — es kommt immer näher! Siehst Du die Wasserwand? Sie wälzt sich in die Schlucht herunter. Nimm das blanke Schwert weg! Wirf es hinaus ins Wasser! Mir graut davor. Das gilt Dir, Mutter! — Weh! da stürzt die Wasserwand herein — alles im See, rettet Euch!"

Sie sprang in die Höh' und wollte ihre Mutter mit sich fortziehen. „Elisabeth! mein Kind!" rief diese ängstlich — „was hast Du vor? besinne Dich! Du bist bei mir, Du bist bei deiner Mutter!" Da wandte sie sich, sah ihre Mutter an und legte die Hand an die Stirn: „Wo bin ich denn?" sprach sie verwundert: „Ich habe wohl geschlafen,

und mir hat geträumt? Das war ein seltsamer Traum, Mutter; das waren wunderliche Bilder. Fühle, wie mir das Herz klopft!"

Indem trat Heinrich, der Jägerbursche, herein. Er brachte die Schlüssel des äussern Hofthores. Es muß heut'" hob er an — „wieder einmal etwas gar besonderes los seyn im Gebirge. Ich habe dem Wesen wohl schon eine Stunde zugehört. Das ist ein Sausen und Heulen und Krachen da oben, daß einem ganz unheimlich wird draußen in der pechfinstern Nacht. Dabei ist es so still, so bang' hier unten, kein Lüftchen regt sich; und doch rauscht es dann und wann heftig durch die Blätter, recht als ob die alten Bäume selber sich schüttelten vor heimlichem Grauen."

Gertrud faltete ängstlich die Hände und sprach: „Das bedeutet sicherlich wieder ein schweres Ungewitter. Wenn es ihn nur nicht unterwegs trifft!"

Sie hatte kaum ausgesprochen, als ein starkes Pochen an der äussern Thür sich vernehmen ließ. „Das ist er!“ rief sie: „Ich kenne es am klopfen.“

Heinrich eilte hinaus. Gertrud wankte nach dem Fenster. Sie vernahm ihres Mannes Stimme, der mit dem Burschen sprach. Der letztere kehrte nach dem Hause zurück, warf Büchse und Jagdtasche über, und verließ dann eilig den Hof. Willbrand verschloß und verriegelte die Thür hinter ihm.

Gertrud zitterte so heftig, daß sie sich setzen mußte. Elisabeth stellte sich neben sie und faßte ihre Hand. Die Thür flog weit auf; Willbrand trat auf die Schwelle, Haar und Kleider in wilder Unordnung, alle seine Züge verzerrt und entstellt; aus zwei Schrammen an Stirn und Backe floß das Blut, ohne daß er es zu merken schien, über sein Gesicht herab, und vollendete das Gräßliche seiner Erscheinung. Gertrud bedeckte laut jammernd ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun, Weib!“ begann Willbrand mit dumpfer, heiserer Stimme, doch ohne die Augen zu erheben — „was erschrickst Du? was heulst Du, Weib? Ich kann das Jammern und Heulen nicht leiden. Schweig still! 's könnt's einer hören: das gäb' Verdacht.“ Er trat in die Stube und warf die Thüre zu. Seine Schritte waren unsicher und schwankend. Er lehnte sein Gewehr in die Ecke; den Hirschfänger behielt er an der Seite.

„Ich kann's nicht leiden!“ hob er von neuem an, auf und abschreitend. „Ich will ihm ein Ende machen. Ich kann die trübseligen Gesichter nicht leiden. Fort, fort damit! Lustig muß es hergehen. Beim Teufel, lustig will ich seyn! Ich will's. Wer hat etwas dawider? Wer? — Ich hab' es neunzehn Jahr ertragen; nun ist's aus. Ich will um euretwillen nicht am Galgen sterben.“ — Er warf sich in den Lehnstuhl und stützte die Stirn in die Hand.

Nach einer Weile fuhr er voll Ingrimm fort: „Ja, wär' der Amtmannssohn dein Mann geworden: was gilt's, der hätte freundlichere Gesichter gesehen! Den liebte sie; mich nahm sie nur, weil's der Vater wollte; vielleicht wohl aus Barmherzigkeit. Sie hat ihn aber nicht vergessen. Ich weiß es wohl. Ich habe die Barmherzigkeit oft fühlen müssen. Weh Dir, daß Du mich jetzt daran erinnerst, Weib! Ich hab' es neunzehn Jahre ertragen, heute geht's zu Ende! Heut' ist's dein Tod."

Er sprang empor und näherte sich dem Tische, neben welchem Gertrud saß. Sie schrie auf und sprang gleichfalls von ihrem Stuhle. Elisabeth trat schützend vor sie. Willbrand aber stand plötzlich und betrachtete seine rechte Hand, die voll Blut geworden war; dann trat er zu dem Tische und fuhr langsam mit den Fingern darüber hin, so daß vier blutige Streifen darauf zu sehen waren.

„Schau her!“ rief er — „da steht's geschrieben. Vier Buchstaben — ganz recht. Vier blutige Buchstaben. Kannst Du lesen? So stehn sie im Himmel geschrieben, oder in der Hölle — weiß nicht! Doch keines Menschen Hand löscht sie aus. Ich muß. Es steht geschrieben. — Und wer ist denn Schuld daran? Waren es denn nicht eben die trübseligen Gesichter, oh! und die versteckte Barmherzigkeit, die mich aus dem Hause trieben? Ohne sie hätt' ich nicht getrunken, ohne sie hätt' ich nicht gespielt, ohne sie wär' ich nicht zum Diebe geworden. Hei, lustig, lustig, nun geht's immer weiter! Merk wohl auf, ich will Dir was erzählen. Die funfzehnhundert Thaler, die ich dem Grafen bringen sollte für das Holz — merk' auf! — die sind verspielt, verloren — ich mußt' am Galgen sterben, ohne Gnade; wer sollte mich retten? — Nun schau, da hab' ich mich der Wasserfey verlobt im schwarzen See, deinen Ring hab' ich ihr hinuntergeworfen, sie wird mich retten von der Schmach,

aber Du — Du mußt — nun, könnt Ihr noch nicht lesen? Da steht's geschrieben, um welchen Preis — Blut! Blut! Mord! Mord! Vier Buchstaben! les't! Es ist Euer Urtheil: Ihr müß't sterben."

Seine Stimme war laut und gräßlich geworden bei den letzten Worten, seine Augen rollten — er riß den Hirschfänger aus der Scheide, sprang nach der Thür und schloß zu. Gertrud fiel auf ihre Kniee und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Willbrand! Willbrand!" schrie sie bebend mit erstickter Simme — „was willst Du thun?"

Indem erhob sich draußen ein furchtbares Toben. Der Sturm raſete durch den Wald, der Donner krachte und zwischendurch brach ein entsetzliches Rauschen vom Gebirge her, das mit jedem Augenblicke näher kam. Willbrand stand horchend. „Sie ist's, sie kommt!" rief er: „Die Wasserfluth begräbt die That, und wäscht das Blut ab von meinen Händen." — Ein Windstoß

ſchlug an das Fenſter und warf einen Flügel auf. Der Sturm heulte durch die Oeffnung. Zu gleicher Zeit wurde ein dunkler Körper hereingetrieben und fiel mitten in der Stube nieder. Gertrud ſank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. — „Heiſa!“ ſchrie Willbrand — „nun kommt die Muſik, nun kommen die Gäſte, nun geht's zum Tanz!“ —

Es war eine groſſe Eule, die der raſende Sturm hereingeworfen hatte. Sie erhob ſich ziſchend und klappend, und umkreiſ'te, einen Ausweg ſuchend, mit ſchwerem Fluge Willbrands Haupt.

„Heult nur und ziſcht nur!“ fuhr dieſer fort — „ſo geht's luſtig! Heiſa! Die ganze Welt fängt an ſich zu drehen. So iſt's recht. Nun wird der Muth auch kommen in die feigen Glieder. Friſch, mein Jäger! Haſt du nicht Blut genug vergoſſen in deinem Leben? Blut iſt Blut! Nichts weiter. Friſch, nur zu! Es wird mir dunkel vor den Augen — Nur zu! Spielt wacker auf!

Nun gilt's!" — Er ſchritt taumelnd mit dem geſchwungenen Eiſen auf Gertruden zu. — Eliſabeth, die bisher nur mit ihrer Mutter beſchäftigt geweſen war, ſprang jetzt in die Höh', erfaßte ſchnell ein kleines Kruciſix, welches auf dem Kaminſims ſtand, und trat ihrem Vater entſchloſſen in den Weg. „Halt ein!" rief ſie mit ſtarker Stimme, ihm das Kruciſix entgegen ſtreckend — „halt ein, im Namen des Gekreuzigten, im Namen deines Heilandes, halt ein!" — Willbrand ſtarrte ſie an.

„Haſt Du den Muth," fuhr ſie fort — „im Angeſichte deines Erlöſers — willſt Du ſein Blut, das er für Dich vergoſſen, ihm mit dem unſchuldigen Blute der Deinen vergelten? Weiche von ihm, verfluchte Macht der Hölle! Dein Sieger iſt über dich kommen! in ſeinem Namen verfluch' ich dich! in ſeinem Namen gebiet' ich dir: laß ab von Dieſem, den du beſtrickt! gieb ihn frei aus deinen Banden! Und wenn ein blutig Opfer ſeyn muß, um ihn zu retten: hier iſt's, ich

bin's, nimm mich!" — Sie fiel auf ihre Knie. — — „Hier bin ich, Vater! rette Dich! nimm mich — und laß die Mutter leben! Stoß zu! Von deinen Händen schmerzt der Tod mich nicht."

Diese letzten Worte vernahm Gertrud, indem sie, wieder zu sich kommend, die Augen eben aufschlug; sie sah ihre Tochter zu Willbrands Füßen liegen, sie sah diesen, wie er, in seiner letzten Bewegung erstarrt, noch immer mit dem geschwungenen Eisen vor ihr stand, als wolle er eben den Todesstreich vollführen; in entsetzlicher Angst raffte sie sich schnell empor und schrie, neben Elisabeth auf die Kniee stürzend und ihre Brust entblößend: „Hieher, hieher, Du Mörder, in diese Brust! Mein Kind sollst Du nicht haben. Mich willst Du ja nur. Hieher! Ich will ja gern sterben für mein Kind." — Als nun aber Willbrand Mutter und Tochter also vor sich liegen sah, Jedes bereit für das Andere freudig in den Tod zu gehen, da lösete der Anblick solcher Liebe plötzlich den feindseligen

Wahnsinn, der ihn umstrickt hielt; die Erinnerung überkam ihn, wie er ja einst der Dritte in diesem Liebesbunde gewesen; das starre Herz brach in unsaglicher Wehmuth; aus seiner Hand glitt das Schwert; er stürzte hinzu, hob mit starken Armen Beide zugleich vom Boden empor und wollte voll heißer Sehnsucht sie an seine Brust ziehen. Doch indem seine Augen den ihrigen begegneten, überfiel ihn wieder das entsetzliche Bewußtseyn seiner Schuld; die sonst so geliebten und vertrauten Züge kamen ihm fremd, ja furchtbar vor, er konnte ihren Anblick nicht ertragen. „Nein, nein!“ rief er schmerzlich — „ich gehöre nicht mehr zu Euch!“ und sank zu ihren Füßen nieder und umschlang laut schluchzend ihre Knie.

In diesem Augenblick raſete das Ungewitter, das eine kurze Zeit geschwiegen, von neuem mit verdoppelter, alles vor sich niederwerfender Wuth heran; in wilden Strömen prasselte der Regen herab, ohne Unterbrechung reihten sich die Blitze an einander;

es war, als ob der Himmel, sich in Feuer und Wasser lösend, auf die zitternde Erde niederstürzen wollte; gräßlich heulte der Sturm, das ganze Haus schien zu wanken, die Balken krachten, die Thüren sprangen auf und das furchtbare Rauschen, das sich schon früher hören ließ, schien jetzt ganz nahe, draußen vor den Fenstern. — „Das ist die Wasserwand!" rief Elisabeth. „Sie kommt, sie stürzt herein!" — Sie sprang nach dem Fenster. Da eben brach vor der heranwogenden Fluth die äussere Hofmauer zusammen; im Licht der Blitze sah sie die weißschäumenden Häupter der Wogen, die sich auf das Haus zuwälzten. „Fort, fort!" schrie sie — „hinauf!" faßte des Vaters und der Mutter Hand und zog sie mit sich zur Thür hinaus. Das Wasser folgte ihnen auf dem Fuße; sprudelnd und wirbelnd kam es auch von der andern Seite ihnen schon entgegen; kaum vermochten sie die Treppe zu erreichen, die nach dem obern Stockwerk führte.

Allein auch hier war nicht lange Sicherheit für sie; die Fluth stieg mit entsetzlicher Schnelligkeit. Schon hörten sie das Wasser wieder dicht unter den Fenstern rauschen. Elisabeth trieb zur letzten Zuflucht unter dem Dache. „Was hilft es!“ rief Willbrand — „es folgt uns auch dorthin. Sie läßt sich ihre Beute nicht entgehen.“ — Elisabeth aber zog ihn mit Gewalt die Treppe hinauf; die Mutter folgte.

Der Sturm schien sich zu legen, das Gewitter rollte in die Ebene hinab; doch das Wasser stieg noch immer. Sie hörten, wie es unter ihnen ein Fenster nach dem andern eindrückte.

Willbrand lief verzweifelnd hin und her, und schlug mit der Faust an Brust und Stirn. „So müssen sie dennoch sterben um meinetwillen!“ rief er. — Gertrud rang die Hände angstvoll zum Himmel empor. Elisabeth schaute bald hier bald da durch die Dachluken und tröstete dazwischen, das Haus sey fest und stark gebaut und könne wohl noch

lange widerstehen; der Tag müsse bald anbrechen, und dann sey ihnen Hülfe gewiß.

Wirklich dämmerte bald darauf im Osten ein heller Streif am Rande des Himmels auf. Elisabeth zeigte ihn freudig ihrer Mutter, und schaute nun aufmerksam über die wogende und wirbelnde Fläche nach den immer lichter hervortretenden nahen Bergen hin, ob sich die Rettung noch nicht zeigen wolle.

Zu derselben Stunde aber standen dort hinter jenen Bergen, nach welchen Elisabeth hoffend und vertrauend ihre Blicke sendete, zwei Männer auf Tod und Leben einander gegenüber. Die Waldschlucht ertönte von den Streichen ihrer Schwerter; je klarer der steigende Tag jedem die Gesichtszüge seines Gegners zeichnete, desto wüthender entbrannte der Kampf. Und dennoch, als in diesem Augenblick Heinrich, der Jäger, von dem Geräusch herbeigeführt, durch das Dickig drang und ihnen zurief: „Haltet ein, wer Ihr auch seyd! Jetzt gilt's nicht Todtschlagen, sondern

vom Tode retten. Das Thal dort drüben ist zum See geworden; der Förster mit den Seinen muß elendiglich verderben, wenn ihm nicht schleunig Hülfe wird!" — da riefen Beide, wie aus einem Munde: „Elisabeth!" warfen beide zugleich, den Kampf aufgebend, das Schwert in die Scheide, stürzten nach den seitwärts angebundenen Rossen und jagten, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Berg hinauf, über welchen die Straße nach der Försterwohnung lief.

Jetzt hatten sie den Rücken des Berges erreicht; sie hörten das furchtbare Rauschen der Wasserfluth, die der Wald noch ihrem Blick verbarg; es trieb sie zu verdoppelter Hast. — Und jetzt sprengten sie aus dem Walde, und vor ihnen lag die schäumende, wild bewegte Fläche und von dem drohenden Tode rings umgeben, ragte die Försterei nur mit dem Giebel noch daraus hervor. Schnaubend standen die Rosse; zur Rechten und zur Linken flogen die Blicke der Reiter, nach einem Zugang spähend; da zeigte sich an einem

Dachfenster der Försterei eine weibliche Gestalt und streckte die weißen Arme ihnen entgegen, und: „Elisabeth!“ riefen Beide wieder zugleich und trieben die zitternden Rosse gerade aus hinein in die reißenden Wogen.

Schon längst hatte Elisabeth in dem einen d.. muthigen Schwimmer, mit hochklopfendem Herzen, des fremden Jägers hohe Gestalt erkannt; jetzt waren sie nahe genug gekommen, um auch die Züge des Andern zu unterscheiden; eben hob er die blauen Augen zu ihr empor, da warf sie lautweinend sich an ihrer Mutter Brust und rief: „Mutter, es ist Leuthold!“

Der Fremde hatte mit seinem größern und kräftigern Pferde dem Gefährten einen Vorsprung abgewonnen und rief nun, dem Hause ganz nahe, Elisabeth zu, sich unverweilt aus dem großen Giebelfenster herabzulassen; doch sie faßte schnell ihre zagende Mutter, zog sie zum Fenster hin — „erst meine Mutter!“ rief sie, und ließ sie mit Willbrands Hülfe in die Arme des Reiters

hinabgleiten, der sogleich sein Pferd wendend, den Rückweg antrat; darauf trieb sie ihren Vater, sich mit Leuthold zu retten, der nun eben auch herandrang, und als er sich weigerte, schwur sie mit ernster Entschlossenheit, lieber auf der Stelle hinabzuspringen und vor seinen Augen umzukommen, als ihn hier zurückzulassen. „Erst meinen Vater, Leuthold!“ rief sie diesem zu. „Das Haus steht fest. Mir ist nicht bange. Ihr werdet mich schon holen.“ — „Elisabeth!“ schrie Leuthold, und streckte die Arme nach ihr aus. Willbrand sprang hinab, erfaßte den Schweif des Pferdes und der Strom riß sie Beide mit sich fort. So wie er das Wasser berührte, schien die Wuth desselben sich zu vermehren; mannshohe Wellen drängten sich zwischen ihn und das Pferd und versuchten, ihn loszureißen; doch weder er noch Georg verloren den Muth und die Besonnenheit, und so strebten Beide frisch nach dem Ufer hin.

Drüben jenseit des Wassers hatten sich indeß, von Georg und Heinrich herbeigerufen, viele Menschen versammelt, und der Zulauf ward noch immer größer. Mit ängstlicher Erwartung folgten Aller Augen dem verwegenen Beginnen der beiden Reiter; man sah den Förster und seine Frau sich ihren Rettern anvertrauen; man sah diese den Rückweg antreten und muthig kämpfen mit der erzürnten Fluth; man sah Elisabeth mit emporgehobenen Blicken und Händen am Fenster stehen; Angstgeschrei und freudiger Zuruf ward wechselnd in der Menge laut; von manchen Lippen stieg heißes Gebet zum Himmel auf. Georg und Heinrich mit Schrecken gewahrend, daß Elisabeth zurückblieb, fingen sogleich an, mit Hülfe Anderer von einigen umherliegenden Baumstämmen ein Floß zusammen zu setzen, mit welchem sie des Mädchens Rettung unternehmen wollten.

Indeß waren die beiden Reiter näher gekommen; das Pferd Leuthold's schien ermat-

tend nur noch mit Mühe gegen den Strom zu kämpfen, der es immer weiter abwärts trieb, da warf ſich Heinrich ſchnell entſchloſſen in das Waſſer, ſchwamm hinüber, und das Pferd beim Zügel erfaſſend, verſuchte er, es mit ſich fort zu ziehen. Dies, ſo wie ſein und des Reiters Zuruf gaben dem Thier neuen Muth, und bald hatte es feſten Grund unter den Füßen.

Alle waren gerettet. Doch Leuthold und der Fremde hatten kaum ihre Roſſe einen Augenblick verſchnaufen laſſen, als ſie von neuem ſie in die Fluth hineintrieben, die immer wüthender um das Förſterhaus herumwogte und wirbelte. „Nehmt Euch in Acht!“ rief ein alter Mann ihnen zu — „der ſchwarze See kocht über, die Waſſerfey will ihr Opfer haben“ — Heinrich bat flehend, doch nur zu warten, bis das Floß vollendet ſey, allein ſie hörten nichts und ſchwammen ſchon mitten in den Wogen.

Leutholds Pferd blieb allmälig zurück, gegen den muthigen Rappen des Andern; im-

mer wilder riß der Strom; das erschöpfte Thier konnte ihm nicht widerstehen; man sah es, trotz aller Anstrengung, immer weiter abwärts treiben; ein Wirbel ergriff es endlich, drehete es herum und es verschwand in den Wellen; sein Reiter mit ihm. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus jeder Brust. Im nächsten Augenblick aber schon erschien Leuthold allein wieder über dem Wasser, und ruderte mit Kraft aus dem Wirbel heraus. Doch war der Zug des Stromes viel zu gewaltig, als daß es jetzt hätte gelingen können, ihm entgegen das Försterhaus zu erreichen. Auch er ward seitab von demselben fortgerissen, bis es ihm endlich in einer beträchtlichen Entfernung davon gelang, sich an den Zweigen eines hervorragenden Baumes zu halten, und in dem Wipfel desselben wieder festen Fuß zu gewinnen.

Während dieser Zeit sah man Elisabeth mit verzweifelnder Gebehrde von einem Fenster zum andern laufen. Und als jetzt der Fremde, welcher indeß unaufhaltsam und wie durch

übernatürliche Macht gradeaus die Wellen durchschnitten, dem Hause schon ganz nahe war und ihr freudig zurief, erschien sie an dem großen Giebelfenster, winkte ihm abwehrend mit der Hand entgegen, und sprang dann plötzlich hinunter in die Wogen.

Sie verschwand sogleich; in einiger Entfernung aber tauchte sie wieder empor, blieb eine Zeitlang auf der Oberfläche, und man konnte bemerken, daß der Strom sie ziemlich in der Richtung nach Leuthold's Baume zu hintrieb. Dann verschwand sie abermals. Leuthold aber sprang sogleich von neuem hinab, und versuchte quer durch den Strom zu schwimmen, und da wollte es das Glück, daß Elisabeth ganz nahe bei ihm zum zweiten Mal auftauchte. Schnell ergriff er sie, als sie eben wieder untersinken wollte, schlang seinen linken Arm um ihren Leib, und ruderte mit mehr als menschlicher Kraft und Gewandtheit einer kleinen Insel zu, die durch einen über das Wasser ragenden Hügel gebildet, nahe vor ihm lag.

Willbrand und Gertrud hatten indeß jenseit, ihre Hände flehend zum Himmel gestreckt, auf den Knieen gelegen. Doch als sie jetzt ihre Tochter in die Wellen springen sahen, sprangen sie beide lautaufschreiend empor, und Willbrand lief mit dem Anruf: „mein Kind! mein Kind!“ grade in das Wasser, als Heinrich ihn noch erfaßte und flehentlich bat, mit ihm das Floß zu besteigen, das so eben vollendet sey. „Schaut doch nur hin,“ fuhr er freudig fort — „da hat sie ja der wackere Leuthold schon — und seht! da erreicht er mit ihr die kleine Insel — da trägt er sie hinauf! Nun ist's an uns, sie dort zu holen!“

Das Floß ward schnell in's Wasser gebracht. Willbrand sprang sogleich darauf; Heinrich folgte ihm, mit zwei langen Stangen versehen, die statt der Ruder dienen sollten. Doch kaum hatten sie einige Schritte vom Ufer gestoßen, als das Wasser mit zuvor noch nie geschehener Wuth zu toben anfing, aufwogend und schäumend, als würd'

es von unterirdiſcher Glut zum Kochen getrieben. Reißend ſchnell flog das gebrechliche Fahrzeug dahin.

Das verſammelte Volk folgte ihm mit lautem Geſchrei am Ufer entlang, bis nach der Gegend, welche der kleinen Inſel gegenüber lag. Frau Gertrud ward von Georg und einigen Bauern nachgetragen. Auch der Fremde, welcher indeß glücklich das Land wieder erreicht hatte, ſprengte dorthin.

Er kam eben an, als Willbrand und Heinrich gleichfalls in die Nähe der Inſel gelangten. Nur mit der ungeheuerſten Anſtrengung war es ihnen gelungen, ſich bis jetzt auf dem Floß zu erhalten. Ein raſender Sturm, der aus den Schlünden des Gebirgs ſich von neuem aufgemacht hatte, peitſchte die Fluth zu immer wilderer Bewegung. Da ſahen Alle, die am Ufer ſtanden, in dieſem Augenblick, wie eine hohe, hohe Welle, die drohend aufgerichtet, wie ein gewappneter Mann, hinter dem Fahrzeug her lief, plötzlich es erreichend, über daſſelbe hinwegſchlug, und

den Förster mit sich herunter riß. Eine zweite Welle warf das Floß an die Insel und Heinrich sprang an das Land.

„Ich wußt' es wohl," sagte drüben der alte Mann zu dem bestürzten Volke — „ich wußt' es wohl, daß es so enden würde. Die Wasserfey läßt sich ihr Opfer nicht entgehn. Nun aber ist's vorbei."

Wirklich legte sich von diesem Augenblick an der Zorn der empörten Fluth, und da der Zufluß von oben her gehemmt zu seyn schien, fiel das Wasser, wegen des schnellen Abflusses aus der Schlucht in's Thal hinaus so schnell, daß bald nachher schon mehrere Männer sich an verschiedenen Orten hinein wagten, um den unglücklichen Willbrand aufzusuchen und wo möglich noch zu retten, andere aber sich nach der Insel hinüber begaben, um den dort Ausgesetzten Hülfe zu bringen.

Noch immer lag Elisabeth ohne Bewußtseyn. Doch als man sie jetzt hinüber getragen hatte, und dort ihr eine Tragbahre bereitete, sie weiter fortzuschaffen, schien die

Stimme ihrer Mutter, die ſich lautjammernd an ihrer Seite niederwarf, ſie in's Leben zurückzurufen. Sie ſchlug die Augen auf, und, Leutholden und die Mutter neben ſich erblickend, lächelte ſie ſanft und reichte Beiden die Hand.

Da trat der Fremde heran, welcher bisher ſtarr, mit geſenktem Haupte, den dunkelglimmenden Blick auf das Waſſer geheftet, im ernſten Sinnen an ſein Roß gelehnt geſtanden hatte, reichte Leutholden die Hand, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Lebt wohl für die Ewigkeit! Mit Euch und Eurer Liebe iſt ein Höherer. Ich werde ſie fürder nicht ſtören. Mein iſt nun die Waſſerbraut!“ und dann zu Frau Gertrud, ihr einen Beutel voll Gold auf den Schooß legend: „Rettet damit des Todten Ehre! Ich wollte es ihm eher bringen: es hat nicht ſeyn ſollen!“ — Darauf wandte er ſich, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und jagte die Anhöhe hinan in den Wald.

Der Leichnam des Förſters ward weder heute, da ſich das Waſſer völlig verlaufen hatte, noch auch bei fortgeſetztem Nachforſchen am folgenden Tage gefunden. Auch den Fremden hat Niemand wieder geſehen, und da Leuthold allezeit ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, wenn die Rede auf ihn fiel, ſo hat auch Niemand je erfahren, wer er geweſen.

An dem Todtenmale Willbrands aber, welches die Landleute nach alter Sitte hoch auf dem Hügel der Förſterei gegenüber, errichtet hatten, da wollte noch viele Jahre nachher Mancher in ſtürmiſchen Nächten eine hohe dunkle Geſtalt ſitzen geſehen haben, und die dunkle Erſcheinung war in der ganzen Gegend unter dem Namen „der fremde Jäger" wohlbekannt.

Manon.

Mancher Deutsche, der um das Jahr 1800 in Paris war, erinnert sich vielleicht unweit des Louvre ein Frauenzimmer gesehen und gehört zu haben, die des Abends, gewöhnlich auf der Seite nach dem Carousel-Platz, zwischen einem Haufen von rohen und behauenen Steinen saß und das Mitleid der Vorübergehenden durch ihr Spiel und ihren Gesang in Anspruch nahm.

Ich fand sie dort eines Abends von einem kleinen Kreise von Zuhörern umgeben. Ich wollte vorübergehen; die sanfte klagende Stimme hielt mich fest; ich blieb stehen,

Das Lied ging eben zu Ende; niemand trat aus dem Kreiſe; alles blieb ſtill und ſchien erwartungvoll aufzuhorchen. Das Geſicht der Sängerin war mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt; eine Guitarre ruhte in ihrem Arm. Neben ihr ſaß eine alte Frau, eine Untertaſſe auf dem Schooß haltend, worin ſich die milden Gaben der Zuhörenden ſammelten.

In leiſen Accorden fing die Guitarre wieder an; die ſchwache, aber angenehme Stimme fiel ein. Sie ſang das Schickſal des Unglücklichen, der, von Allen verlaſſen, ſein Brod von fremder Hand erbittet. Mit welchem Ausdruck! mit welcher Innigkeit! Töne wie dieſe, die unter dem ſchwarzen Schleier hervordrangen, waren mir fremd aus einer franzöſiſchen Kehle. Ich fühlte mich im Innerſten bewegt.

Als es neun Uhr geſchlagen hatte, ſtand die Sängerin auf und ging. Ich folgte. Es war eine ſchlanke Geſtalt. Sie eilte mit ihrer Begleiterin über den Pontneuf nach

der Vorstadt St. Germain und schlüpfte in einer klein n Straße in ein altes Haus. Ich stand einige Augenblicke unschlüssig, ob ich ihr folgen sollte; Mitleiden und Neugierde sieg'en; ich kroch ihr die dunklen steilen Treppen bis in das fünfte Stockwerk nach. Hier öffnete sie ein kleines Stübchen, in welchem eine Lampe brannte und trat hinein, ohne mich bemerkt zu haben.

Da ich laut sprechen hörte, näherte ich mich der Thüre, als sie plötzlich sich öffnete und die alte Frau, eine Lampe in der Hand, vor mir stand. Meine Verlegenheit war nicht geringer, als ihr Schreck. Sie wich ein Paar Schritte zurück; ich nahm mich zusammen und folgte ihr, einige Entschuldigungen hervorstotternd. Meine Sängerin war bei meinem Anblick aufgesprungen und kam mir ängstlich entgegen. Ich sagte ihr, wie mich der Gesang auf's innigste gerührt und die Hoffnung, ihr vielleicht nützlich seyn zu können, mich bewogen hätte, ihr nachzufolgen. Sie machte eine kleine Verbeugung. — Mon-

sieur — fing sie an und schien im Begriff, mir Dank zu sagen; aber plötzlich, als ob sie sich anders besänne, rief sie sich selbst unterbrechend aus: nein, nein, mir kann Niemand helfen! Hastig erariff sie meine Hand und führte mich an ein Bett, worin ich jetzt erst einen jungen Mann erblickte, der, ohne mich zu bemerken, emsig mit etwas beschäftigt war, das vor ihm auf der Decke lag. Ich sah hin; es waren allerlei kleine Figuren aus Papier geschnitten, die er sich zu ordnen bemühte. „Manon, Manon," rief er mit heiserer Stimme, doch ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen. Sie trat zu ihm und strich ihm mit der Hand die schwarzen Haare aus der Stirn: „Was willst Du, mein armer Martinet? — „Du mußt mir einen neuen Kaufmann machen. Dieser wird heute septembrisirt mit seiner Frau; auch die kleine Iphigenia muß daran." Er schlug die Augen in die Höhe und sah Manon mit einem steren Blick und fürchterlichem Grin-

sen an. Ich wendete mich schaudernd von ihm weg.

Sehen Sie, sprach Manon, dieser Unglückliche da ist mein Mann, mein Wohlthäter! O man ist schrecklich mit ihm umgegangen. Er hat gelitten wie sein Erlöser. Auch jetzt hat man ihn mir nehmen wollen," fuhr sie fort: „aber ich werde ihn nur mit meinem Leben verlassen."

„Nein, mein armer Martinet, Manon verläßt Dich nicht!" — Sie setzte sich an sein Bett und küßte seine Hand.

Ich sah mich in dem Stübchen um. Das Bette ließ kaum noch Raum für einen Tisch und zwei alte Stühle. Hinter dem Bette stand ein Betpult, über welchem ein Kruciſix und einige Heiligenbilder hingen.

„Sie werden neugierig seyn," fing Manon wieder an, „zu wissen, was uns in diesen Zustand gebracht hat, und ich habe nichts zu verschweigen. Meines Mannes Vater war ein Kaufmann in der Straße St. Honoré, der diesem einzigen Sohne mit seiner

Handlung ein beträchtliches Vermögen zu hinterlassen dachte. Ich wohnte mit meiner Mutter in dem anstoßenden Hause. Wir lebten von Nähen und Waschen. Mein armer Martinet lernte mich kennen; es sind nun bald zehn Jahre; es war an einem Sonnabend — ich werde den Tag nicht vergessen — ich ging bei seinem Hause vorüber mit einem Körbchen, worin feine Wäsche lag. Er kam eben aus dem Hause. Das Körbchen wurde mir im Gedränge aus der Hand gerissen; die Wäsche fiel auf die Erde; er sprang hinzu und half sie mir wieder auflesen. Ich wollte ihm danken; er sprach einige freundliche Worte mit mir; ich ging, er blieb stehen und beim Umbiegen um die Straßenecke bemerkte ich, daß er noch auf demselben Flecke stand und mir nachsah. — Die Bekanntschaft war gemacht; wir sahen uns öfter und er gewann mich lieb."

„Seinen Aeltern war es nicht zu verdenken, daß sie den Umgang mit mir strafbar fanden. Sie waren so reich und ich ein

so armes Mädchen. Auch ist Gott mein Zeuge, daß ich nicht den Willen hatte, ihn für mich zu behalten. Wie oft habe ich ihn mit Thränen gebeten, seinen Aeltern zu gehorchen und mich zu lassen, ob er gleich mein Abgott war! — Ach diese Güte, diese Liebe! — Wenn er zu uns kam, dann setzte er sich in den großen Lehnstuhl, — es ist derselbe, auf dem Sie sitzen — und ich mich zu seinen Füßen auf jenes kleine Tabouret. Ich sah ihm in die großen schwarzen Augen oder auf die freundlichen Lippen, wenn er sprach; ich drückte seine Hände an meine Brust; ich unterbrach ihn mit einem schnellen Kusse und wir vergaßen dann oft unser Gespräch und alles um uns her. In dieser ganzen Zeit habe ich wenig gebetet. Mein Herz litt keinen andern Gedanken, als an ihn; ja, ich machte mir beinahe ein Verbrechen daraus, wenn mich einmal auf einen Augenblick etwas anderes beschäftigt hatte. Es war, als ob ich ihm dadurch etwas entzöge." —

Der Wiederschein dieser schönen Zeit schien ihre blassen Wangen zu röthen. Sie warf einen Blick nach dem Bett und verhüllte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche.

„Ich will kurz seyn," fuhr sie nach einer Pause fort: „Meine gute Mutter starb. Gott nahm sie zu sich, damit sie das Elend ihres Kindes nicht sähe. — Martinet's Aeltern wollten mit Gewalt erzwingen, was ihre Güte nicht vermocht hatte; da verließ er das väterliche Haus, beredete mich mit ihm zu gehen. Wir bezogen ein kleines Zimmer im entlegensten Theile dieser Vorstadt. Der Vater wollte nichts mehr von seinem Sohne wissen, aber wir verloren den Muth nicht. mein Mann gab Unterricht im Zeichnen und in der Musik; ich stickte und nähte. — So lebten wir kümmerlich bis in's Jahr 1793 und wußten kaum etwas von der Revolution, als um diese Zeit meines Mannes Vater als verdächtig angeklagt und gefänglich eingezogen wurde. — Sie sind fremd, mein Herr; Sie wissen nicht, was dies damals zu be-

leuten hatte. — Seine Frau wollte sich nicht von ihm trennen. Mein armer Martinet eilte hin, als er es erfuhr, erhielt die Erlaubniß mit seinen Aeltern zu sprechen. Das Unglück macht weich. Vater und Sohn versöhnten sich. Auch mir vergönnte man, sie zu besuchen; ich brachte ihnen täglich etwas zu essen. — O mein Gott! die armen alten Leute! Sie waren es besser gewohnt. — Manchmal, wenn ich des Morgens hinkam, knieten sie beide in einem Winkel und beteten mit Inbrunst; dann gingen sie mir entgegen und umarmten mich und wollten mir danken, aber das ertrug ich nicht; ich warf mich vor ihnen nieder, ich umschlang ihre Kniee und wir weinten mit einander."

„Im August wurden sie nach der Abtey gebracht und wir durften sie nicht mehr sehen. Unterdessen hatte mein Mann alles versucht, um ihre Freiheit zu erhalten; es war vergebens. — Den 2. September kam das Gerücht von der Ermordung der Gefangenen. Martinet eilte zitternd nach der Abtey —

Gott der Barmherzigkeit! Ich habe nur Worte und Thränen. — Als er hinkommt, da bringen die Henker seinen Vater geführt! Er dringt in den Kreis, er umklammert seinen Vater, er stürzt den Mördern zu Füßen; man mißhandelt ihn, man wirft ihn zu Boden und sein Vater mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, die ihn nicht verlassen wollten, werden vor seinen Augen niedergemetzelt. Ein Paar mitleidige Nachbaren nehmen sich seiner an; sie bringen ihn mir in's Haus, blutend, ohne Leben. — Kaum aber hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, da kam die Mörderrotte, riß ihn mit Gewalt aus meinen Armen und vergönnte mir nicht einmal, sein Schicksal zu theilen. — Ach, ich spreche nur kalte Worte! — Wohin man ihn gebracht hatte, erfuhr ich nicht; ich hielt ihn für todt. Ein hitziges Fieber warf mich nieder; vier Wochen lag ich ohne Bewußtseyn. Als ich wieder besser ward und die Erinnerung des Vergangenen zurückkehrte, wie oft habe ich da zu Gott

gefleht, daß er mir den Tod senden möchte; aber der Allmächtige wußte besser, was mir gut war. Ich mußte ja noch meines armen Martinets Pflegerin seyn."

„Es war im Juni des folgenden Jahres, da bringt ein Bekannter mir die Nachricht, daß mein Mann noch lebe und bald seine Freiheit wieder erhalten werde. In dem Augenblicke waren alle Leiden vergessen; ich frage, ich verlange auf der Stelle zu ihm gebracht zu werden. Mit Thränen in den Augen bittet mich der Mann, meine Freude zu mäßigen, verspricht mir bald weitere Nachricht, und läßt mich zwischen ungeduldiger Sehnsucht und ängstlicher Erwartung schwankend zurück. — Einige Tage darauf klopfte es an meiner Thüre; derselbe Freund tritt herein. Erschrecken Sie nicht, ruft er mir zu; die Thüre öffnet sich noch ein Mal; es ist mein unglücklicher Martinet, blaß, hager, mit verworrenen Haaren. Ich schreie laut auf, ich werfe alles von mir, was ich in den Händen hatte, ich fliege auf

ihn zu; er sieht mich starr an. Manon, schreiet er mit verzerrten Zügen und schlägt ein gräßliches Gelächter auf. — Er hatte den Verstand verloren! — Jetzt wissen Sie genug. Meine Zunge ist Eis, aber hier, indem sie sich heftig an die Brust schlug, hier — —"

Sie kniete am Bette nieder und verbarg das Gesicht.

Ich legte meine Börse auf den Tisch, drückte ihr die Hand und ging schweigend und mit zerrissenem Herzen.

Eine kleine Reise entfernte mich auf einige Wochen aus Paris. Am andern Morgen nach meiner Rückkehr eile ich, die arme Manon zu besuchen. Ich klopfe an die Thüre; niemand antwortet; ich öffne sie; die alte Frau sitzt vor dem Bette; über das Bett ist ein weißes Tuch gebreitet. — „Wo ist Manon?" — „Sie schläft," antwortete die Alte weinend und schlug das Tuch zurück. — Sie schlief den Schlaf, von dem kein Erwachen ist. Der oft vergebens gerufene

Erretter hatte sie endlich erbarmend in seine Arme genommen. Die Augen waren geschlossen; auf den Lippen hatte die befreite Seele noch ein leichtes Lächeln zurückgelassen. Ihr Antlitz war, wie Tasso sagt, ein nächtlicher, doch heiterer Himmel. *)

Die Alte erzählte mir, daß der arme Martinet vor wenigen Tagen gestorben sey. — Seine treue Manon war ihm bald gefolgt.

---

*) Gerus. liber. C. XII. 81.

Dresden,
gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

Bei der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden sind folgende schöngeistige Schriften von A. Apel, H. Clauren, Th. Hell, E. v. Houwald, Fr. Kind, Fr. Laun, W. A. Lindau, G. Schilling, K. Streckfuß, van der Velde und andern erschienen und um die beigesetzten Preise durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell u. Fr. Kind, auf das Jahr 1817. 6 Thlr. 1818. 6 Thlr. 1819. 9 Thlr.
A. Apel, die Atolier. Tragödie m. A. 1 Thlr.
— Kunz von Kaufung. Trauerspiel. 20 Gr.
Das Gespenst. Drei Erzählungen von Fr. Laun, Fr. Kind und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gl.
Der Mantel. Drei Erzählungen v. Fr. Laun, K. Streckfuß und G. Schilling 1 Thlr. 6 gl.
Ich und meine Frau. Drei Erzählungen von Fr. Laun, W. A. Lindau und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gl.
H. Clauren. Lustspiele. 2 Thle. 1818. 2 Thlr. 6 gl.
— — Scherz und Ernst. 2 Thle. 1818. 1 Thl. 18 gl.
— — — — — 3r. 4r. Th. 1819. 1 Thl. 21 gl.
Th. Hell, Bühne der Ausländer. 11. 12. Band. 1819.
E. v. Houwald, Erzählungen. 1819. 1 Thlr. 3 gl.
Fr. Laun, Zwei Bräute für einen Mann. 1819. 2te Aufl. 1 Thlr.
— — Die Gevatterschaft. Neue Aufl. 1809. 1 Thlr.
— — Historien ohne Titel. 2 Thle. 2te Aufl. 1808. 1 Thlr. 12 gl.
Fr. Laun. Die stille Jungfrau. 2 Thle. 2te Aufl. 1808. 1 Thl. 18 gl.
W. A. Lindau, Lebensbilder. 2 Thle. 1816. 1 Thl. 12 gl.
Amphitryon. Lustspiel von F. v. Kleist. Herausgegeben von A. Müller. 2te Aufl. 16 gl.
Salomon, Parabeln. 1819. 1 Thlr.
K. Streckfuß, Erzählungen. 1812. 1 Thlr.
Dramatisches Taschenbuch. 2te Aufl. geb. 18 gl.
C. J. van der Velde, Erzstufen. 3 Thle. 1819.

Für den geneigten Leser:

Die erste Sammlung der Schriften von Gustav Schilling besteht aus 20 Bänden, welche im Ladenpreise 20 Thlr. kosten. Um aber den Freunden dieser neuen Sammlung den Ankauf der frühern zu erleichtern, geben wir solche nur 13 Thlr. Sächs. oder Pr. Cour., wofür sie durch alle solide Buchhandlungen zu erlangen ist.

Es sind in jener Sammlung enthalten: 1) Das Weib wie es ist. 2te verb. Aufl. 2. 3. 4.) Die Ignoranten. 3 Thle. 3te verb. Aufl. 5. 6. 7. 8.) Der Liebesdienst. 4 Thle. 9. 10.) Die schöne Sibylle. 2 Thle. 3te verb. Aufl. 11.) Bagatellen von Z. Kukuck. 2te verb. Aufl. 12. 13. 14. 15.) Erzählungen. 4 Thle. 16. 17. 18.) Geschichten. 3 Thle. 19. 20. 21.) Irrlichter. 3 Thle. 22. 23.) Abendgenossen. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 24.) Das Orakel. 25. 26.) Laura im Bade. 2 Thle. 27. Der Beichtvater. 2te aus 2 in 1 Band gedrängte Aufl. 28. 29.) Die Saat des Bösen. 2 Thle. 30.) Clarchens Geständnisse. 2te aus 3 in 1 Band gedrängte Aufl. 31.) Die Wunderapotheke. 32. Der Weihnachtabend. 2te verb. Aufl. 33.) Die Neuntödter. 34.) Die Geister des Erzgebirges. 35. 36.) Flocken. 2 Thle. 37. 38.) Gotthelds Abentheuer. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 39) Wallmann der Schütze. 40.) Die Nachwehen. 41) Freudengeister. 42.) Die Bedrängten. 43. 44.) Der Roman im Romane. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 45.) Die Heimsuchung. 46.) Blätter aus dem Buche der Vorzeit. 47.) Orangen. 2te aus 2 in 1 Band gedrängte Aufl. 48.) Flämmchen. 49.) Die Verfucherinnen. 2te verb. Aufl. 50.) Das Teufelshäuschen.

Die gegenwärtige zweite Sammlung erscheint in Lieferungen zu 2 Bänden, welche im Ladenpreise 2 Thlr. gegen Vorausbezahlung aber nur 1½ Thlr. kosten.

In der ersten Lieferung sind enthalten: 1.) Der Mann wie er ist. 2te verb. Aufl. 2. 3. 4.) Verkümmerung. 3 Thle.

Ausser diesen Sammlungen sind noch einzeln erschienen und bei uns zu haben:

G. Schilling,	die Brautschau. 2 Thle. 1809.	2 Thlr. 12 gl.
— —	der Madchenhüter. 3 Thle. 1810.	2 Thlr.
— —	Röschens Geheimnisse. 3te Aufl.	2 Theile. 1 Thlr. 12 gl.
— —	Glossen über einige Städte und Gegenden des nördlichen Deutschlands im Jahr 1806.	21 gl.
G. Schilling,	Mondsteinwürfe von Z. Kukuck d. j.	21 gl.
— —	Drako, Dämon der Hölle.	18 gl.

Arnoldische Buchhandlung.

Erzählungen

von

C. W. Contessa.

Zweiter Theil.

Dresden, 1819.
in der Arnoldischen Buchhandlung.

Schriften

von

C. W. Contessa.

Zweiter Band.

Inhalt.

Der Instinkt.
Vergib uns unsre Schuld.

Der Instinct.

Erstes Kapitel.

Der Oheim trat in Eduards Zimmer, eine Tasse Kaffee und seine Pfeife in der Hand, wie es seine Gewohnheit war, wenn er diesem etwas vorzutragen dachte.

„Schon wieder fort?“ fragte er, als ihm Eduard mit Hut und Reitpeitsche entgegen kam. „Schon wieder herumstreifen?“

„Es wird mir hier zu eng' im Schloß,“ lächelte Eduard: „ich muß, ich muß in's Weite.“

„In's Weite, nur immer in's Weite!“ sagte der Oheim, indem er seine Last in die

angenehme Beschränkung des Sofakissen senkte — „als ob es dort anders wäre, so lange man nicht selbst anders wird! Ich liebe das nicht. Man kann heut' zu Tage beinah' kein Buch mehr aufschlagen, ohne daß einem daraus diese unendliche Sehnsucht nach der Weite und Ferne wie ein Thauwind i 's Gesicht bliese."

„Auch das Höchste wird gemißbraucht, lieber Onkel. Aber werfen Sie nur einen Blick zum Fenster hinaus. Welche Frische, welcher Glanz nach dem nächtlichen Gewitter! Ist es nicht als ob die Natur von dem Geliebten erzähle, der heut' Nacht bei ihr war? — Ich wette, Sie bekommen selber Lust zu einem Spazierritt."

„Ein ander Mal, Eduard. — Du bist doch zum Mittagessen wieder hier? Wir haben Gesellschaft und es giebt mehrere Gründe, die mich deine Gegenwart wünschen lassen."

„Vermuthlich wieder ein Gastmahl von weiblichen Vollkommenheiten zehn Meilen in die Runde? Auf's Butterbrot gestrichene

Empfindſamkeit und häusliche Tugenden mit einer Meerrettigſauce, daß einem le Augen übergehen; zum Nachtiſch gefrorne Sentiments und Gelee von zartem Gefühl? Nicht wahr, Onkelchen? — Oder eine Kunſtausſtellung von gemahlten Statuen und hölzernen Gemählden? Eine Preisbewerbung um meine koſtbare Hand?"

„Es wäre mir lieb, Herr Neffe, wenn Du endlich anfingſt, Dich um ein wenig Vernunft zu bewerben. Wie lange ſoll das unſtäte Leben ohne Zweck noch währen? Du biſt einmal der Erbe meines Vermögens, der Herr dieſer ſchönen Güter — —"

„Mein gütiger Oheim beglückt keinen Undankbaren."

„Lorum, larum! Heirathe, bring' mir eine freundliche, hübſche Nichte in's Haus; das iſt die beſte Manier, mir deinen Dank zu zeigen."

„An mir liegt die Schuld nicht, wenn es nicht ſchon längſt geſchehen iſt; davon ſollen Sie ſich heute wieder überzeugen. Ich

werde die Schönen mit großer Aufmerksamkeit recognosciren; ich werde ihnen Gelegenheit geben, die Batterien aller ihrer Reize auf mich spielen zu lassen und gelingt es einer von ihnen, meinem Herzen auch nur eine Contusion beizubringen, so gebe ich Ihnen mein Wort, ehe der Sommer vergeht, umschließ ich das wilde Leben mit dem Pferch der heiligen Ehe und hänge meine goldene Freiheit in den Rauch, um sie mir schnittchenweise zur Beförderung der Verdauung von meiner Frau zuschneiden zu lassen! — Guten Morgen, lieber Onkel!"

Damit sprang er hinaus und warf sich auf das Pferd. Der Onkel erhob sich kopfschüttelnd und ging, seine Toilette zu machen.

Zweites Kapitel.

Der Mittag war über Eduards Erwartung angenehm hingegangen. Man hatte ſich zwar in hergebrachter Steifheit zu Tiſche geſetzt und die erſte Viertelſtunde war lediglich dem Lobe des ſchönen Wetters und der delikaten Krebsſuppe gewidmet worden, allein der Wein und ein Paar muntre Köpfe in der Geſellſchaft warfen bald Leben in das todte Meer. Eduard fand überdieß ſeine beiden blonden Nachbarinnen der Aufmerkſamkeit nicht unwerth und der Ohrim war ſelig an der Seite einer lebhaften Brünette, die ſeine kleinen Galanterien mit vertraulicher Neckerei erwiederte.

So ſtand die Sonne ſchon ziemlich tief, als die Geſellſchaft ſich erhob, um im Garten den Kaffee zu trinken, der ſie in einer geräumigen, hohen Laube erwartete. Man hatte dort die Ausſicht auf das friſche Grün eines weiten Raſenplatzes, den die mannichfaltigſten Baumgruppen begränzten.

„Welche seltsame Gestalt kommt dort auf uns zu!“ — rief die muntre Brünette. — „Sieht der Mann nicht so fremdartig aus, wie ein auf die Erde gefallener Mondbewohner?“

„Oder wie ein Genie,“ — bemerkte einer, — „welches der deutsche Patriotismus, eben um des Fremdartigen willen, verhungern läßt oder einsperrt.“

„Es ist dennoch etwas Nobles in der Figur,“ — fiel ein Anderer ein. „Vielleicht ein vacirender Minister oder wohl gar ein vertriebener Kron-Prätendent. Man kann heut' zu Tage nicht wissen.“

Unter diesen Bemerkungen hatte sich ein langer, hagerer Mann genähert, dessen Kleidung aus der Trödelbude zusammengewürfelt schien. Mit abgezogenem Hute und vielen Complimenten bat er um die Erlaubniß, eine hohe Gesellschaft durch ein kleines Concert unterhalten zu dürfen. Sie wurde ihm mit Freuden zugestanden. Er trat hinaus und winkte mit dem Hute; drei andere

Männer, zwei Knaben und zwei junge Mädchen kamen aus dem Gebüsch; eine ältliche Frau blieb in einiger Entfernung zurück. Sie stellten sich in einen Halbkreis um ihren Anführer, dem man jetzt eine Violine überreichte, und gaben der Gesellschaft eine Musik, welche die angenehmste Wirkung nicht verfehlte. Von den beiden Mädchen, welchen der schwarze Rock mit dem kurzen Leibchen von gleicher Farbe und das rothe Mieder mit silbernen Knöpfen und Schnüren gar artig stand, spielte die ältere die Harfe, die jüngere blies die Flöte oder schlug das Tambourin, das an ihrem Gürtel hing.

Während die Musik nach und nach schwächer ward, zogen sich die Spielenden allmählich auf die Seite, bis auf den ältern Knaben, der mit seiner Flöte in der Mitte des Platzes stehen blieb. — Jetzt war alles still. Der Flötenspieler fing eine langsame doch frohbewegte Melodie an; von Zeit zu Zeit antwortete ihm ein Waldhorn mit den übrigen Instrumenten wechselnd in gedämpf-

ten Tönen. Endlich schwiegen diese gänzlich und die Flöte rufte ihnen vergebens in einzelnen Klagelauten. Die Harfenspielerin trat hervor und sang, sich auf ihrem Instrument begleitend, mit großer Anmuth die folgenden Verse:

Wer weckt mit seinen Klagen
des Waldes Wiederhall?
Willst du dein Lied mir sagen,
du süße Nachtigall?

Du sprichst zu meinem Herzen;
es hört voll Sehnsucht zu.
Ich fühle deine Schmerzen,
ich leide so wie du.

Laß unser Leid uns sagen,
du traute Nachtigall!
Es töne unsern Klagen
des Herzens Wiederhall.

Die Harfe ging in leisen Accorden weiter. Die Flöte ließ sich noch in einigen Tönen

vernehmen, dann ſang der Knabe mit einer angenehmen Stimme zur Antwort:

In unſern Blüthetagen,
da lächelt uns das Glück,
da ſpricht auf unſre Fragen
das Leben hold zurück.

Bald geht der Pfad mit Neigen
durch öde Wüſteneyn;
die holden Stimmen ſchweigen
und laſſen uns allein.

Hier fiel die erſte Stimme mit ein, und beide ſangen in inniger Bewegung:

Doch ſieh, durch's Herz zieht Friede,
wie Mondſchein durch die Nacht;
es iſt dem Leid im Liede
ein ſüßer Troſt erwacht.

Im Liede blüht das Leben
uns ſchöner wieder auf
und auf den Tönen ſchweben
wir fröhlich himmelauf. —

Als nun die übrigen Instrumente, in die Melodie einfallend, den Schluß machten, erschallte den Sängern der allgemeinste Beifall. Jeder suchte ihnen etwas Verbindliches zu sagen und als man erfuhr, daß Idee und Ausführung von dem allen der schönen Sängerin selbst verdankt werde, so trug dies nicht wenig dazu bei, das Interesse zu erhöhen, welches ihre angenehme Gestalt und ihr Gesang erzeugt hatten. Eduard besonders fühlte Empfindung und Fantasie auf's lebhafteste angeregt. Er wünschte sehnlich, mit diesem wunderbaren Wesen in nähere Bekanntschaft zu treten und hätte dem Oheim um den Hals fallen mögen, als dieser durch eine Einladung auf sein Schloß für die Befriedigung dieses Wunsches sorgte. Der Anführer der kleinen Gesellschaft betheuerte, daß er die hohe Gnade mit dem dankbarsten Herzen zu schätzen wisse und zur Recreation und Satisfaction einer gnädigen Versammlung alle seine Kräfte aufbieten werde. Darauf ließ er noch einige Musikstücke folgen

die seinen Leuten Gelegenheit gaben, die Fertigkeit eines jeden auf seinem Instrumente an den Tag zu legen, und da es darüber anfing dunkel zu werden, so brach endlich alles auf und zog paarweis, unter Voraustretung der Musik, nach dem Schlosse zurück.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen brachten die neuen Gäste der beym Frühstück versammelten Gesellschaft ihren Morgengruß in einigen artigen Liedern, die sich alle durch Gefälligkeit, oft durch Neuheit und Originalität auszeichneten.

Jetzt hatte man bessere Gelegenheit die interessanten Ankömmlinge zu mustern. Die Damen fanden die halb bäurische Tracht der beiden Mädchen und die flammenden Augen des ältern Knaben, dessen Gesichtszüge die

fremde Abkunft verriethen, recht hübsch; die Aufmerksamkeit der Männer ward ungetheilt jenen beiden zu Theil. Wenn auch die ältere die regste Theilnahme für sich hatte, so zog doch das runde Gesichtchen der jüngern mit der kleinen verschmitzten Nase und den frischen Rosen-Lippen sehr viele auf seine Seite. Eduard bemerkte mit Unruhe, daß der Onkel zu den ersteren gehörte und sich ungewöhnlich geschäftig um die schöne Sängerin bewies.

Unterdeß hatten sich einige an den hagern Anführer gemacht und ihn über seine Lebensgeschichte befragt. — „Ich getraue mich zu behaupten," antwortete er, „daß meine Schicksale, mit gehöriger Ordnung und Ausführlichkeit erzählt, zu nicht geringem Divertissement einer hohen Gesellschaft gereichen würden. Ohne mir in Dero Augen einen Werth geben zu wollen, mag ich wohl sagen, daß ich zu gegenwärtigem armseligen Stande nicht geboren und erzogen war; allein ich schien von Jugend auf, wenn ich mich also ex-

primiren darf, zum wahren Last-Esel und Sünden-Bock aller Narren und Spitzbuben bestimmt zu seyn. N'est pas toujours heureux, qui est digne de l'être.

Die weitern Fragen über seine Begleiter brach er kurz mit der Versicherung ab, daß sie alle zu seiner Familie gehörten.

Thätig und unverdrossen sorgte er nun für die tägliche Unterhaltung der Anwesenden. Einige Dilettanten unter den letztern und ein Paar Bediente des Onkels, die etwas musikalisch waren, traten der Familie bey, und man hatte alle Abende ein ziemlich wohlbesetztes Conzert. Das beliebteste aber blieben immer die Lieder und Scenen, welche die Harfnerin, von ihrer jüngern Gefährtin und dem Flötenspieler unterstützt, zum Besten gab. Die beiden letztern führten auch ein paar Mal pantomimische Tänze mit ungemeiner Behendigkeit und Zierlichkeit auf.

Indeß war Eduard dem Gegenstande seiner Bewunderung und seiner Wünsche um keinen Schritt näher gekommen, denn das

Mädchen wich jedem Versuche zur Annäherung, der von ihm oder von andern gemacht wurde, höflich aber ernst zurückweisend aus, und er sah sich also lediglich auf Blicke und kleine Dienstleistungen gestellt, um ihr den Zustand seines Herzens zu erkennen zu geben. Des Abends spät, wenn alles im Schlosse still war, schlich er sich regelmäßig in einen großen, leer stehenden Saal, in welchem alte Waffenrüstungen hingen und der an das von dem Alten mit seiner Frau und den beiden Mädchen bewohnte Zimmer stieß. Dort vergönnte ihm eine mitleidige Spalte in der Thür zuweilen noch den Anblick der Geliebten im züchtigen Negligee, oder ließ den Wohllaut ihrer Stimme zu seinen entzückten Ohren gelangen.

Als er eines Abends sich auf seinen gewöhnlichen Posten begeben wollte, war in dem anstoßenden Zimmer schon alles still. Eine Lampe flackerte erlöschend auf dem Tische. Er schloß daraus, daß die Familie schon zu Bette sey und war im Begriff sei-

nen Rückzug anzutreten. In dem Augenblick öffnete sich ihm gegenüber die andere Saalthür leise knarrend; es trat jemand behutsam herein und näherte sich auf den Zehen. Es war so finster, daß Eduard durchaus nichts erkennen konnte. Er drückte sich in eine Ecke und beschloß den Ausgang abzuwarten. Die leisen Schritte des Ankömmlings gingen nach dem Orte zu, den er eben verlassen hatte und schienen sich, nach einigen schweren Seufzern, eben wieder davon zu entfernen, als plötzlich auf der andern Seite eine der alten Waffenrüstungen mit Donnergeprassel zur Erde stürzte. Ein lauter Schrei ließ sich in der Mitte des Saales hören; darauf war alles still. Eduard, dem es unheimlich zu Muthe ward, suchte tappend die große Mittelthür zu erreichen, stieß aber auf ein Mal hart an jemand an. „Wer da? wer da?" erschallte es hinüber und herüber, doch erfolgte von beiden Seiten keine Antwort, und Eduard bemühte sich desto eiliger, die Thür zu finden. Allein da vermuthlich die

andere Person von gleichem Verlangen getrieben ward und ihren Rückzug nicht minder beschleunigte, so konnte es nicht fehlen, das sie nicht beide im nächsten Augenblick zum zweiten Mal an einander rennten. In der Angst griff Eduard zu; der Ergriffene aber fing gräßlich an zu schreien: „wer da? Hülfe! Licht! Diebe! Mörder!“ Die Seitenthür sprang auf, es ward hell, die ganze Künstler-Familie stürzte erschrocken heraus. Eduards erster Blick suchte seinen Gegner und fiel — auf seinen Onkel, der mit weit geöffnetem Munde, in welchem noch einige Dutzend Diebe und Mörder zu schweben schienen, ihn anstarrte. Die Zuschauer wußten nicht, was sie denken sollten. Im lächerlichsten Aufzuge, die Nachtlampe in der Hand, stand der Vater der beiden Mädchen unbeweglich da und seine Beredsamkeit hatte ihn ganz verlassen. Die runde Nachthaube unter dem Kinn zugebunden, kleidete seinem langen, hagern Gesicht vortrefflich und um die Schultern hatte er in der Eile, sich nicht

zu erkälten, einen Unterrock seiner Frau geworfen. Der Oheim, der, jetzt erst die Frauenzimmer bemerkend höchst verlegen die Nachtmütze abzog und sich an sie wendete, gab ihm das Leben wieder. Er ergoß sich in einen Strom von Entschuldigungen, daß er in einem so respectwidrigen Aufzug erscheine und seine Frau suchte vergebens ihn nach dem Zimmer zurückzubringen.

Herr Jesus, was ist das, unterbrach ihn auf einmal die jüngere Tochter, indem sie, sich hinter ihn versteckend, nach einem grossen Tische hinwies, der mit einem rothen Teppich bedeckt in der Mitte des Saales stand — der rothe Tisch bewegt sich. Die ganze Versammlung sah erschrocken den rothen Tisch, dann sich unter einander an, und die Frauenzimmer machten Miene, davon zu laufen; Eduard aber erinnerte sich der Stimme, die er gehört hatte, ging hin, den Teppich aufzuheben und siehe da! der Kammerdiener des Oheims kroch beschämt auf allen Vieren hervor.

„Aber um Gottes Willen," fuhr ihn der Oheim an, froh, an diesem Ableiter seinen Unmuth und seine Verlegenheit entladen zu können, „was macht der Kerl da unter dem Tische?"

„Verzeihen Sie, gnädger Herr," stotterte der Mensch, „ich wollte — es sind immer so viele Mäuse hier im Saal, ich wollte eine Mausefalle aufstellen."

„Was schwatzt der Pinsel," schrie der Oheim, in dieser einfältigen Antwort einen Doppelsinn argwöhnend — „jetzt in später Nacht? und unter dem Tische?"

Es kam endlich heraus, daß ihm ein Mädchen aus dem Schlosse hier eine Zusammenkunft zugesagt und er bei dem fürchterlichen Geprassel der Rüstung vor Schreck dorthinunter gekrochen sey.

Eduarden kam diese Aussage verdächtig vor, denn er kannte diesen Menschen, der unter dem Schein der ehrlichsten Einfalt die größte Schlauheit verbarg. Aber wie konnte er jetzt daran denken? Er benutzte lieber die

Gelegenheit, ſich ſeiner Herzenskönigin zu nähern und ihr zu ſagen, daß nur ſie ihn hiehergezogen und ſo das Abenthauer veranlaßt habe. Sie ſchlug erröthend die Augen nieder und ſchwieg. Er faßte ſanft ihre Hand, die ſie nicht zurückzog und drückte ſeine heißen Lippen darauf; da trat der Onkel haſtig hinzu, entſchuldigte ſich nochmals bei den Frauenzimmern, wünſchte gute Nacht und zog ihn mit ſich fort. Schweigend ging er voran; Eduard fühlte nicht den mindeſten Beruf, das Schweigen zu brechen. An ſeiner Thür ſagte er, ohne ſich umzuſehen: gute Nacht! und Eduard eilte ſelig auf ſein Zimmer. —

Am andern Abend, nach dem gewöhnlichen Conzert, nahm Angelika, ſo nannte man die Harfnerin, ſchweigend ihre Harfe und nachdem ſie mit einigen Accorden erwartungsvolle Stille verbreitet hatte, ſang ſie:

Wer klopft ſo ſpät an meine Zelle?
wer iſt's bei ſpäter Nacht? —

„Die Liebe steht auf deiner Schwelle
und bittet: aufgemacht!
Ich bringe süße Spenden,
die lindern alle Pein;
ich will dein Sehnen enden,
drum laß mich schnell hinein."

Was weckst du wieder das Verlangen
in meiner stillen Brust?
In deinen Blumen lauschen Schlangen
und bald stirbt deine Lust.
Was auch dein Mund versprochen,
ich lasse dich nicht ein.
Du hast dieß Herz gebrochen,
wer kann ihm Trost verleihn?

Da klopft es wieder an der Zelle.
Wer ist's bei Mitternacht?
„Ein treuer Freund steht auf der Schwelle
und fordert aufgemacht!
Ich bringe keine Gaben,
ich bringe dir bloß mich.
Zwei schwarze Männer graben
ein Haus für mich und dich."

Du letzter Troſt, o ſey willkommen!
Mach auf dein ſtilles Haus.
Die Welt hat alles mir genommen;
ich trete froh hinaus.
Es bannt das trübe Sehnen
des Todtengräbers Spruch;
die letzten Kummerthränen
verwiſcht das Leichentuch.

Die Harfe verhallte leiſe. Eduard ſah Thränen in Angelika's Augen glänzen. Sie ſtand auf, lehnte die Harfe an die Wand und ſchlüpfte zur Thür hinaus.

Ihr Vater ſchien unzufrieden mit ihrem Betragen; der Onkel wollte unbefangen ſcheinen, es gelang ihm aber ſchlecht und Eduard fühlte, daß das Barometer ſeiner Hoffnungen beträchtlich gefallen ſey. Gern wär er ihr gefolgt, aber es kamen neue Gäſte, die ihn zum Bleiben zwangen. Ein alter Freund des Oheims, den die Trauer um ſeinen im Zweikampf gebliebenen ältern Sohn lange Zeit von allen Menſchen entfernt hatte,

beſuchte jenen zum erſten Mal wieder in Geſellſchaft ſeines jüngern, der mit Eduard erzogen worden und jetzt nicht längſt von ſeinen Reiſen zurückgekehrt war. Die Erſcheinung des jungen Diethorſt ſetzte den Zirkel der anweſenden Damen ſichtbar in Bewegung. Eduard ſelbſt mußte ſich geſtehn, nie einen ſchönern Mann, von edlerm Anſtand und ruhig ſicherer Haltung geſehen zu haben. Um deſto befremdender war es ihm, zu bemerken, daß er beim Erblicken von Angelika's Vater beſtürzt und wirklich in Verlegenheit zu ſeyn ſchien. Auch der Alte war betroffen und verließ ſogleich das Zimmer. Eduards Freund ſetzte ſich während einiger gleichgültigen Fragen nach jenem, den er vor einiger Zeit mit ſeiner Geſellſchaft in einem Bade getroffen zu haben erwähnte, wieder ins Gleichgewicht und miſchte ſich dann in's allgemeine Geſpräch, welches er bald zu beleben wußte, daß man erſt ſpät aus einander ſchied.

Viertes Kapitel.

Beim Erwachen am folgenden Morgen fand Eduard auf seinem Bette eine halb aufgeblühte Rose. Um den Stiel wand sich ein kleiner Zettel mit den Worten: Abschied und Andenken. Eine bange Ahnung fiel ihm auf das Herz. Er sprang aus dem Bette, kleidete sich eilig an und lief nach dem grossen Saal. In dem Seitenzimmer war alles still und er wagte es endlich anzuklopfen. Niemand antwortete. Er klopfte stärker, kein besserer Erfolg. Nun öffnete er leise die Thür und trat — in ein leeres Zimmer. Der Anblick machte ihn starr und heftete ihn einige Augenblicke unbeweglich auf eine Stelle; dann aber flog er in den Hof hinab, Erkundigung einzuziehen. Man sagte ihm, Angelika sey mit allen ihren Begleitern schon vor Tagesanbruch fortgegangen. Ein Bedienter überreichte ihm ein Billet an den Oheim, welches ihm der Alte gegeben hatte.

Es enthielt Danksagungen und Entschuldigung ihrer plötzlichen Abreise, wozu ein unvermutheter Vorfall sie gezwungen. Eduard nahm das Billet und stürmte damit in des Onkels Schlafzimmer. Dieser konnte sich die Ursache ihrer Abreise eben so wenig erklären, und schien darüber fast nicht minder unruhig zu seyn. Eduard ließ sein Pferd satteln und ritt ihnen auf dem Wege nach, den sie nach Aussage der Bedienten eingeschlagen hatten. Eine Stunde weit blieb er auf ihrer Spur, aber dann konnte ihm niemand weiter Nachricht geben. Nach langem, vergeblichen Umherirren nahm er hoffnungslos den Rückweg nach dem Schlosse.

Nicht weit davon kam ihm ein Reuter entgegengesprengt. Es war Diethorst. „Hast Du sie gefunden?“ schrie er Eduard schon von weitem zu. Eduard verneinte mißmuthig. „Du wirst mir meine schnelle Entfernung vergeben,“ fuhr jener fort, indem er sein Pferd anhielt; „ein dringendes Geschäft ruft mich nach D... Leb wohl auf baldiges

Wiederſehn!" — Er gab ſeinem Roß die Sporen und jagte weiter.

Im Schloſſe fand Eduard bei ſeiner Zurückkunft den größten Theil der Gäſte im Begriff abzureiſen. Die Uebrigen folgten ihnen den andern Tag. Auch der alte Diethorſt brach auf. Die Stille, die nunmehr im Hauſe einkehrte, ſo willkommen ſie ſonſt geweſen wäre, ſchien dieß Mal ſeinen Bewohnern ſehr läſtig. Der Onkel war den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer beſchäftigt; Eduard ſtrich auf der Jagd umher und wenn beide bei Tiſch zuſammen kamen, gab es nur eine ſehr magere, einſylbige Unterhaltung. Es war, als ob jeder vor dem andern etwas verbergen wollte und ſeine eigenen Worte als Verräther fürchtete.

So verfloſſen acht Tage. Eduard konnte ſtundenlang vor der verwelkenden Roſe ſtehen; er überraſchte ſich oft ſelbſt über den ſeltſamſten Bildern und Träumen und mußte ſich geſtehn, daß Angelika einen tiefern

Eindruck auf ihn gemacht habe, als je ein Mädchen vor ihr.

Da trat eines Morgens sein Bedienter mit schlauer Miene in sein Zimmer. „Wissen Sie schon, gnäd'ger Herr?" fing er an — —

„Was soll ich wissen?" antwortete Eduard verdrießlich. „Nur heraus mit der wichtigen Neuigkeit! Du weißt, ich kann die Vorreden nicht leiden."

„I daß das schöne Harfenmädchen wiedergefunden ist, mein' ich nur" versetzte Johann lächelnd. Eduard sprang auf und faßte ihn bei beiden Schultern. — „Sie ist bei einer Schauspielertruppe drüben im Sächsischen. In D... hat er sie selber gesehen."

„Er? Wer denn? Wer hat sie gesehn? So sprich doch, Pinsel!"

„I nun, August, den der Herr Onkel weggeschickt hatte, ist gestern Abend wieder gekommen und hat mir's im Vertrauen entdeckt. Er hat sie selbst gesehn."

Eduard griff nach den Stiefeln und befahl, die Pferde zu satteln. — „Aber, gnädiger Herr," sagte Johann säumend — —

„Was für ein Aber?"

„Der Herr Onkel sind ja auch verreis't."

„So? — Desto besser! So braucht er gar nichts von meiner Reise zu erfahren."

In einer halben Stunde saß Eduard mit seinem Johann zu Pferde und trabte nach der Grenze.

Fünftes Kapitel.

In der Dämmerung des folgenden Tages zu D... angelangt, war seine erste Frage nach dem Comödienzettel. Es wurde Maria Stuart gegeben und eine fremde Schauspielerin trat in der Rolle der Maria auf. Das mußte Angelika seyn. Er eilte nach

dem Schauspielhause. Eben trat Maria auf die Bühne. Es blieb ihm kein Zweifel. Zwar konnte er wegen der Entfernung, in welcher er stand, ihre Gesichtszüge nicht ganz deutlich erkennen, allein es war Angelika's Stimme, ihr Gang, ihr schlanker Wuchs. Nur etwas größer schien sie ihm und ihr Haar etwas dunkler; doch ließ sich das letztere leicht aus der Wirkung des Kerzenlichtes erklären.

Aber wie verschieden von dem Bilde, welches die Harfnerin in ihm zurückgelassen hatte, war der Eindruck, den heut' die Schauspielerin auf sein Herz machte. Diese Anmuth, diese Würde in Wort, Geberde und Stellung riß ihn zur Bewundrung fort. Wie eine Gottheit stand sie vor ihm im Glanze der Verklärung, und wenn er jene geliebt hatte, hätte er vor dieser die Knie beugen und anbeten mögen. — Nicht ohne Unruhe sah er aller Blicke auf sie gerichtet und vernahm das Lob, das ihr allgemein zu Theil ward. Es war ihm, als ob diese Blicke,

dieſes Händeklatſchen ſie nur entweiheten; es ſollte ſie niemand ſehen, niemand bewundern, als er. Alle männliche Zuſchauer kamen ihm als Nebenbuhler vor.

Kaum war endlich Maria im letzten Acte, von Thränen und rauſchendem Beifall begleitet, zum Tode gegangen, als er ſich durch die Menge drängte und nach der hintern Thür des Hauſes lief, durch welche, wie man ihm geſagt, die Schauſpieler zu kommen und zu gehen pflegten.

Es wurde bald lebhaft auf der Straße, die Wagen raſſelten, das Schauſpiel war aus. Mehrere Haufen von Nachhauſekehrenden gingen an ihm vorüber. Der Name Maria war auf allen Lippen. — Nun fingen auch die Schauſpieler an, ſich zu entfernen. Es war dunkel geworden und Eduard fürchtete beinah', daß Angelika unbemerkt entſchlüpft ſeyn könnte; da kommt endlich ein Frauenzimmer, einen grünen Schleier über's Geſicht, am Arm eines dicken Herrn. Es iſt Maria! er erkennt ſie an Wuchs und

Kleidung. Es ist Angelika! Sein Herz pocht ungestüm. Er tritt ein paar Schritte hastig näher — und fliegt erschrocken drei Schritte wieder zurück; der dicke Herr war niemand anders als der Onkel, nicht weniger erstaunt als er über die unvermuthete Zusammenkunft. Beide sahen sich starr an; keiner wußte recht, was er thun oder was er sagen sollte. In dem Augenblicke kommt eine Post-Chaise die Straße herabgerasselt und hält vor dem Hause still. Ein Mann springt heraus, in welchem Eduard seinen Freund Diethorst zu erkennen glaubt. Angelika läßt den Arm des Onkels fahren, läuft auf den Fremden zu; dieser sagt ihr ein Paar Worte in's Ohr, bietet ihr seinen Arm, führt sie zum Wagen, hebt sie hinein, springt selber nach und — dahin fahren sie!

Nicht leicht mögen wohl, seit dem Sündenfall unserer ersten Aeltern, zwei Menschen alberner sich gegenüber gestanden haben, als der Onkel und Eduard in diesem Moment. Eduard war ganz betäubt; der Onkel faßte

ſich zuerſt. „Wollen wir nicht in den Gaſthof gehen?“ ſagte er mit kleinlauter Stimme. Eduard folgte ihm maſchinenmäßig und ſchweigend, und ſo gelangten ſie, ohne ein Wort gewechſelt zu haben, vor die Thür des Gaſthofes.

„Aber lächerlich iſt die Geſchichte doch,“ kehrte ſich hier der Onkel zu Eduard, „ſehr lächerlich, obgleich ein wenig impertinent und unbegreiflich obendrein. Wie kommſt Du denn hieher, Eduard?“

„Ich hörte geſtern früh, daß Sie verreiſ't waren, ich hatte Langeweile zu Hauſe und beſchloß einmal ein paar Tage in der Stadt zu leben, wo ich freilich nichts weniger erwartete, als daß ich das Glück haben würde, Sie zu treffen beſter Oheim.

„Sehr verbunden. Mich rief ein äuſſerſt wichtiges Geſchäft hieher. Der Krieg rückt uns immer näher. Wir ſprechen davon ein ander Mal. — Maria Stuart zog mich in's Schauſpielhaus, wo Du wahrſcheinlich auch warſt; ich erkenne höchſt verwundert in

der schönen Königin unsere schöne Angelika, wie Du wahrscheinlich auch gethan hast; ich gehe am Ende des Stücks auf das Theater; Mamsell tritt mir aus dem Ankleidezimmer entgegen, ich gebe ihr meine Freude über dieses unvermuthete Treffen zu erkennen; Mamsell scheint sehr verwundert, verlegen, antwortet mir keine Sylbe; ich biete ihr meine Begleitung an, Mamsell besinnt sich einen Augenblick, lacht dann laut auf, ergreift meinen Arm, fährt mit mir die Treppe hinunter, daß ich fast den Hals breche; wir treten aus dem Schauspielhause, wo mich der liebe Neffe, wahrscheinlich auch auf Mamsell wartend, durch seine Gegenwart überrascht; die Post-Chaise rasselt, Mamsell macht sich sehr unartig von mir los und so weiter! das ist verdrießlich zu wiederholen. Laß uns hier in die Gaststube treten und uns restauriren. Ich habe entsetzlichen Hunger.

Das Gespräch an der Gasttafel war sehr lebhaft und drehte sich abwechselnd um die neue Schauspielerin und um die neuesten

Kriegsvorfälle. Eduard und der Onkel nahmen an der noch leeren Seite des Tiſches Platz. Ein junger Mann, den beide ſogleich für den Schauſpieler erkannten, welcher heut' den Mortimer geſpielt hatte, ſetzte ſich, ſie höflich grüßend, ihnen gegenüber. Der Onkel knüpfte bald ein Geſpräch mit ihm an, indem er einiges zum Lobe ſeines Spieles ſagte.

„Sie machen da eigentlich nur der ſchönen Maria ein Compliment," erwiederte der junge Menſch; denn wer ihr gegenüber in meiner Rolle ein Stock bleibt, den hat der liebe Gott zum Schurzfell oder zur Elle, nicht zum Cothurn beſtimmt. Den armſeligſten Stümper, wenn er nur Augen hat und ein geſundes Herz über dem Magen, muß die Anmuth ihrer Perſon, die Herrlichkeit ihres Spieles begeiſtern, mit fortreiſſen und über ſich ſelbſt erheben."

Der Oheim meinte, er ſey zu beſcheiden.

„Zu entſchieden vielmehr in meinem Lobe," lächelte jener; „Sie könnten ja leicht

andrer Meinung seyn. Indeß ob ich gleich zu den alten Anbetern der schönen Maria gehöre und also wohl ein wenig partheiisch seyn mag, so stehe ich doch nicht an, mich dreist auf das eigene Urtheil der Herren zu berufen."

„Sie kannten sie also schon vorher?" fragte Eduard lebhaft.

„Was sollte ich nicht," rief der Schauspieler aus. „Unsere Bekanntschaft ist nicht von gestern. O wenn Sie sie erst, wie ich, in so vielen und verschiedenen Rollen gesehen hätten, überall gleich vortrefflich — —

„Darf ich fragen," unterbrach ihn Eduard —

„Dann würden Sie sie erst bewundern," fuhr jener mit einer höflichen Verbeugung gegen Eduard fort, ohne sich jedoch im mindesten unterbrechen zu lassen. „Es liegt nun einmal, ich weiß nicht, soll ich sagen, der Fluch auf dem deutschen Schauspieler, daß er sich in den heterogenen Elementen bewegen, bald Fisch, bald Vogel seyn muß. Doch

möchte das noch hingehn, wenn es nur bei dem reinen Trauerspiel oder Lustspiel sein Bewenden hätte; allein da laufen bei uns noch so viele wunderliche Amphibien zwischen beiden durch, die alle wieder beinah' in so viel besondere Gattungen zerfallen, als es Individuen giebt, und der Schauspieler, welcher sich durch alles dies durchwindend nicht entweder sich selbst verwirrt und verliert, oder in einer alles über einen Leisten schlagenden Manier untergeht, muß wahrlich kein gewöhnlicher Mensch seyn."

„Wollen Sie mir erlauben," hub Eduard von neuem ungeduldig an — —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," — unterbrach ihn der fertige Sprecher, dessen laute Stimme sich Zuhörer am Tisch zu werben anfing, — „Sie meinen, daß eben diese Nothwendigkeit sich in so mannigfaltige Formen und Gestaltungen zu modeln, die Gewandtheit und mechanische Fertigkeit des Schauspielers in hohem Grade befördern müsse. Sie haben Recht; allein dies wird

doch immer auf Kosten der wahren Kunst geschehen, wenn der Genius nicht über ihm waltet, oder die Natur ihn nicht wenigstens mit scharfer Urtheilskraft und klarer Besonnenheit begabt hat."

Eduard rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, öffnete den Mund zum Sprechen, hustete; aber sein Gegner war unerbittlich. — „Alle die so verschiedenen Gattungen unsers Schauspiels," fuhr er fort, erfodern auch eine eben so verschiedene Behandlung. Das ist meine Meinung. Ich will hier nicht die Mannigfaltigkeit, die Beweglichkeit, das kleine Detail des Lustspieles neben die Einfachheit, die Ruhe und die breiten Massen des höhern Trauerspiels stellen, weil es sich hier von selbst versteht; obgleich viele berühmte Schauspieler nichts davon zu wissen scheinen, den beliebten Conversationston, wie ein angebornes Gebrechen, in den Fürstensaal, den Tempel, ja in den Himmel selbst mitschleppen und mit dem lieben Gott selbst wie mit dem Vetter Michel

converſiren würden; ich will als Beiſpiel nur zwei Trauerſpiele eines und ebendeſſelben Dichters anführen. Ich meine Schillers Wallenſtein und die Braut von Meſſina, von denen das erſte durchaus charakteriſtiſche Meiſterwerk offenbar eine gröſsere Männigfaltigkeit und Individualität in Ton und Geberde zuläſst, ja verlangt, als die ideale Haltung des zweiten."

Hier ſtand Eduard haſtig auf und bat den Oheim um Verzeihung, daſs er ihn verlaſſen müſſe. Es ſey ihm ein Einfall gekommen, deſſen Ausführung keine Verzögerung erlaube und wovon er ihm den Erfolg bei ſeiner Rückkunft mittheilen werde. Hierauf entfernte er ſich eilig.

Sechstes Kapitel.

Aus der Ungewißheit, was er thun solle, welche ihn bis dahin unter der Leitung des Onkels gelassen hatte, riß ihn nämlich jetzt auf einmal der Gedanke, daß er vielleicht auf der Post erfahren könne, auf welchem Wege ihm der Fremde, den er für Diethorst gehalten, die schöne Angelika entführt habe. Er fand auch in der That dort keine Schwierigkeit. Man nannte ihm die nächste Station, und es fiel ihm sogleich ein, daß dieß der Weg nach dem Gute des alten Diethorst sey. Eine gemischte und eben darum desto mächtigere Empfindung von Liebe und Erbitterung bewegte seine Brust und trieb ihn an, den Flüchtlingen zu folgen. Ehe ihm selbst noch sein Vorsatz klar geworden war, hatte er schon Postpferde bestellt und war nach dem Gasthofe zurückgeeilt, um seinem Bedienten einige Befehle und eine Nachricht für den Oheim zurückzulassen, und fuhr im raschen Trabe zum Thore hinaus.

Die frische Nachtluft kühlte ihn zwar bald von aussen ein wenig ab und schlug auch dadurch aus der wallenden Mischung von Gedanken und Empfindungen in seinem Innern einige ernste Reflexionen über den eigentlichen Zweck dieser Spazierfahrt nieder, allein sie hatten keine andere Wirkung auf ihn, als daß er nach einiger Zeit, sich dem weith herrschenden Zufall gläubig vertrauend, in einen sanften Schlummer fiel, aus welchem ihn erst das Horn des Postillons vor dem Posthause erweckte.

Von Station zu Station verfolgte er nun die Spur der Ungetreuen und langte so am andern Tage gegen Abend in einem Städtchen an, wo alles in größter Verwirrung und Bestürzung zu seyn schien. Mit leichenblassem Gesicht erzählte ihm der Postmeister, auf seine Frage, daß eben ein verwundeter Husar mit der Schreckensnachricht zum Thore hereingesprengt sey, der Feind streife in der Nähe herum und müsse noch hiehar bald hier seyn. Nur mit der größten

Mühe gelang es Eduard, dem ängstlich Hin- und Herlaufenden noch einen Bescheid auf seine weitere Erkundigungen abzupressen. Ein Herr und ein junges Frauenzimmer, brachte er endlich heraus, wären allerdings vor einigen Stunden angekommen; da aber schon gegen Mittag das Gerücht von der Annäherung des Feindes sich verbreitet, habe man ihnen Postpferde verweigert und könne nun nicht wissen, ob sie irgend wo in einem Gasthofe geblieben oder etwa eine andere Gelegenheit zum Fortkommen benutzt hätten.

Eduard, dem die ungeduldige Erwartung das Herz zu raschern Schlägen trieb, begann eilig von Gasthof zu Gasthof zu wandern; allein bei der allgemeinen Verwirrung glückte es ihm nicht, irgend Jemand zu finden, der ihm Rede gestanden hätte. In den meisten Häusern war man mit Einpacken und Verstecken der besten Sachen beschäftigt; der Marktplatz wimmelte von Menschen, die theils hin- und herlaufend, theils in einzelnen Gruppen versammelt, Besorgnisse, Ahnun-

gen und schreckliche Gerüchte gegen einander austauschten und, indem sich jeder dabei der Lebhaftigkeit seiner aufgeregten Einbildungskraft überließ, die allgemeine Bestürzung und Angst mit jeder Minute steigerten. Von der einen Seite drängten sich flüchtende Landleute mit ihren Habseligkeiten in die Stadt, während einzelne beladene Wagen auf der entgegengesetzten davon eilten. Es fing an dunkel zu werden. Die Weiber rangen die Hände, die Kinder schrien, und die Männer hatten nicht üble Lust es ihnen nachzuthun. Auf dem Rathhause versammelte sich der Magistrat, um zu überlegen, was zu thun, damit der Stadt kein Schaden geschehe. Der muthvolle Syndicus schlug vor, die Thore zu schließen und die Tapferkeit der Bürger zur Vertheidigung aufzufordern; allein der Bürgermeister hielt ihm die niederschlagende Bemerkung entgegen, wie diese Tapferkeit, die freilich gestern, da man den Feind noch weit entfernt geglaubt, stolz in die Wolken gegriffen habe, seit heute Mit-

tag auf's jämmerlichste zusammengeschrumpft, ja seit einer halben Stunde gänzlich in Angstschweiß zerflossen seine, und man fand endlich nach reiflicher Erwägung, das Beste, was man thun könne, sey — gar nichts zu thun, sondern in geduldiger Ergebung den Verlauf der Sache abzuwarten.

Eduard, dem, nach langem vergeblichen Umherlaufen, die Nothwendigkeit den männlichen Entschluß aufdrang, kehrte endlich müde, hungrig und verdrießlich in dem nächsten Gasthofe ein. Er glaubte nicht an die Nähe feindlicher Truppen, höchstens, meinte er, konnten es einzelne Versprengte seyn, die sich bis hierher verirrt haben möchten. Indeß wenn auch wirklich die Furcht an ihm ihre ansteckende Kraft ausgeübt hatte, so spürte ihn doch jetzt der Hunger zu mächtig an, um nicht den Leuten im Wirthshause mit der Beredsamkeit eines Demosthenes die Nichtigkeit und Leerheit aller dieser Schreckensgerüchte zu beweisen — denn es galt ein Abendbrot. Da sein Bestreben nun durch

die Ruhe, in welcher Viertelstunde auf Viertelsstunde verfloß, aufs wirksamste unterstützt wurde, so spendete endlich auch die Küche der Wirthin seiner Beredsamkeit den ersehnten Preis.

Welche Ueberraschung, welche Freude aber, als ihm das bedienende Hausmädchen unter andern Vorfällen des Tages erzählte, es sey auch heute ein fremder Herr mit einer Dame hier angekommen, der Herr aber bald darauf auf einem für schweres Geld gemietheten Pferde weiter geritten, nachdem er die Dame der Vorsorge und Obhut der Frau vom Hause angelegentlich empfohlen und versprochen habe, morgen wieder hier zu seyn.

Auf der Stelle mußte das Mädchen hin und die fremde Dame, die niemand anders seyn konnte als Angelika, in seinem Namen, um die Erlaubniß bitten, ihr einen Augenblick aufwarten zu dürfen; allein sie kehrte sogleich mit der Botschaft zurück, daß die fremde Dame eben im Begriff sey, zu Bette zu gehen und keinen Besuch annehme, auch

übrigens gar nicht die Ehre habe, ihn zu kennen.

„Sie hat nicht die Ehre mich zu kennen!“ rief Eduard ergrimmt aus. „Unerhörte Falschheit! aber sie soll mich kennen lernen, sie soll mich sehen, und mein Anblick sie und ihren Geliebten wenigstens beschämen.“

Der Hausknecht wurde herauf beschieden, versprach gegen ein gutes Trinkgeld, ihn sogleich von der Rückkehr des fremden Herrn zu benachrichtigen — und Eduard, dem nun vor der Hand nichts weiter zu thun übrig blieb, begrub seinen Zorn und seine Liebe in die weichen Kissen des hochgethürmten Bettes.

Siebentes Kapitel.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als ein heftiges Klopfen an der Hausthür den Schläfer erweckte. Schlaftrunken fährt er in die Höhe, sein Zimmer ist von rother Gluht erleuchtet, die durch die Fenster bricht; im Hause hört er hin- und herlaufen, Thüren zuschlagen, Geschrei, auf der Straße laute Stimmen, verworrenes Getöse. Er springt aus dem Bette an's Fenster; über die jenseitigen Häuser wirbeln ihm Rauch und Flammen entgegen; es fällt ein Schuß und noch einer und wieder einer, Reuter sprengen durch die Straßen, Thüren krachen, aus den benachbarten Häusern tönt wildes Jauchzen, Fluchen und Jammergeschrei durcheinander.

Eduard, die Wahrheit ahnend, wirft sich in die Kleider und eilt die erste Treppe hinab. Ein gräßliches Getümmel schallt aus dem Hause herauf. Auf der zweiten Treppe begegnet ihm ein Soldat, ein ohnmächtiges Frauenzimmer in seinen Armen tragend.

Gott, wenn das Angelika wäre! Er kehrt um, er folgt dem Soldaten, der mit seiner Beute in ein offenstehendes Zimmer eilt, worin eine Lampe brennt, und sie dort auf ein Sofa niederlegt, ohne Eduard zu bemerken, der hinter ihm steht. Die aufgelöst'en Haare weichen aus dem Gesicht des Frauenzimmers zurück; es ist Angelika! Mit einem kräftigen Stoße wirft Eduard den überraschten Räuber zu Boden, ergreift die Ohnmächtige, und ehe sich jener aufraffen kann, ist er mit ihr aus dem Zimmer und hat die Thür von aussen verschlossen.

Das Glück begünstigte ihn wunderbar. Hart an der offenen Wirthstube, worin die Plünderer tobten, führte es ihn vorbei, über die Straße hinweg in ein enges Gäßchen. Dort war alles still und öde. Schon glaubte er sich in Sicherheit, als plötzlich ein wildes Geschrei in seine Ohren dringt und hinter ihm sich ein Haufen Verfolgender zeigt. Die Angst treibt ihn rascher an, allein mit jedem Augenblick hört er die Stimmen näher

und näher. Eine offene Thür bietet sich ihm dar, er springt hinein, durcheilt das Haus, den Hof, ein Garten stößt daran, mit einem Fußtritt öffnet er sich den Eingang, gelangt an das andere Ende — da hemmt eine Mauer, sich weit hindehnend, seine Schritte und schneidet ihn von jeder Hoffnung ab. Entsetzen greift ihn an das Herz, seine Brust hebt sich krampfhaft empor. — Ihm allein gelänge es vielleicht, die Mauer zu erklimmen, doch wie könnte er sie zurücklassen! — Schon werden die Stimmen seiner Verfolger von neuem laut. Er legt die theure Last an die Erde und sucht in gräßlicher Angst noch einen Ausweg. Vergebens! Ueberall weisen undurchdringliche Mauern ihn verspottend zurück. Er sieht Fackeln durch das Gebüsch schimmern, sich nähern, schon streckt der Wahnsinn der Verzweiflung seine Hand nach ihm aus; doch das Glück ist ihm treu geblieben. An einen Baum gelehnt, erblickt er in dem Augenblick eine Leiter. Es wird wieder hell vor seiner Seele. Er ergreift

die Leiter, stellt sie an die Mauer, nimmt mit frischem Muth die Geliebte, die Gerettete auf den starken Arm, und indem diese durch die Bewegung aus der Ohnmacht erwachend, aber noch halb bewußtlos, sich fest an ihn anschließt und ihm so die Last erleichtert, schwingt er sich von Sprosse zu Sprosse. Nur das noch, das noch! ruft er sich selbst zu, wenn seine Kraft zu sinken beginnt. Die Mauer ist nicht hoch; er ist oben! Behend wird die Leiter nachgezogen, auf der andern Seite wieder hinabgelassen — noch zwei Minuten — und er fühlt festen Boden unter seinem Fuß und sieht sich im Freien. Doch war dort noch keine Sicherheit für ihn. Ohne Säumen eilt er den Abhang hinunter, durch Wies' und Feld und erreichte die Landstraße, die nämliche, auf welcher er gestern gekommen. Hier aber verließen ihn die Kräfte, die Knie brachen unter ihm ein und er sank gänzlich erschöpft zu Boden.

Da lag nun hinter ihm das unglückliche Städtchen, in welchem das Feuer immer

weiter um sich zu greifen schien; die dunkeln Wolken zogen, von der Glut geröthet, über ihm hin und deutlich drang das Jammergeschrei der geängstigten Einwohner zu seinen Ohren. Um ihn her aber war es still und friedlich; leise schlüpfte der Nachtwind durch die flisternden Zweige, im nahen Gebüsche flötete die Nachtigall und freundlich ging dort über dem Hügel der Mond auf.

„Wo bin ich?" lispelte seine Gefährtin, indem sie die Augen aufschlug und staunend um sich her sah.

„Gerettet!" sprach Eduard mit matter Stimme und drückte ihre Hand fest an sein hochaufschlagende Brust.

Achtes Kapitel.

Das Rasseln eines Wagens, der von der Stadt herzukommen schien, belebte ihn von neuem.

Er sprang empor und rief den Wagen an.

Er hielt. Eine kurze Darstellung seiner Lage, noch mehr aber vielleicht der volle Beutel, womit er seine Worte unterstützte, verschafften ihm und seiner Begleiterin einen Platz auf dem Fuhrwerk.

Der Eigenthümer war ein Einwohner des Städtchens, der ebenfalls sich und die Seinigen in Sicherheit brachte und sein Haus getrost der Plünderung Preis gegeben hatte.

„Verloren geht doch, was verloren gehen soll," sagte der alte Mann, „und meine Nachbaren, die so fest an ihren Schneckenhäusern klebten, werden darum nicht weniger einbüßen. Ich aber habe wenigstens mich und die Meinigen aus den Fäusten der Menschen gerettet, die schwerer lasten als Gottes Hand. Aber das Frauenzimmerchen wird sich erkälten," fuhr er fort, sich zu seiner Frau wendend, „gieb doch meinen blauen Mantel her, Mutter, die Nachtluft ist kalt."

„Und Sie, junger Herr, nehmen Sie einen Schluck aus der Korbflasche; das macht frisches Blut.“

Eduard erzählte nun umständlich das Abentheuer der letzten Stunde und seine Rettung. Gerührt drückte ihm die Gerettete die Hand. „Wie soll ich Ihnen danken!“ sprach sie, „Sie haben sich zwei Menschen auf Lebenszeit verpflichtet.“ — In Thränen ausbrechend hob sie darauf ihre Augen gen Himmel und rief: „O Gott, wo mag er jetzt seyn! Werd' ich ihn jemals wiedersehen!“

„Ihre Hand, junger Herr,“ sagte der Alte, „Sie sind ein braver Mann. Das thut Ihnen nicht jeder nach, da nehmen Sie Ihr Geld zurück. Ich müßte mich ja schämen.“

Eduard aber lächelte bitter und schwieg, denn Angelika's letzte Worte hatten auf's neue einen Stachel in sein Herz gedrückt.

Neuntes Kapitel.

In Osten kündigte sich der Tag an, als der Alte vor einem einsam stehenden Wirthshause zu halten und die ermüdeten Pferde zu füttern befahl. Ein fremder Reisewagen stand vor der Thür, der Eduarden ganz und gar nicht fremd vorkam; ihn näher zu untersuchen stieg er ab, und beym Himmel! er hatte sich nicht getäuscht, es war des Oheims Wagen. Nichts hätte ihn freudiger überraschen können. Hastig eilte er in's Haus. Da saß der gute Oheim ruhig beym Kaffee; ihm gegenüber ein Unbekannter, in einen Mantel gehüllt. „Eduard!" schrie der Onkel vor Erstaunen, „ist es dein Geist?" „Sie haben Recht, mich so zu fragen," entgegnete Eduard lächelnd; „beinah' wär' ich auf eine Geister-Visite bei Ihnen reducirt worden."

„Unglücklicher Don Quixote," fuhr der Onkel fort, „welcher Prinzessin bist Du nach-

gelaufen, während dein glücklicher Oheim ſich an der Seite deiner Dulzinee wohl befand?"

Mit großen Augen ſah ihn Eduard an und fragte: „Wie meinen Sie das?"

„Ich meine," rief jener, „daß Du ein großer Narr warſt, hinter einer Lüge her in's Blaue hinaus zu rennen."

„Eine Lüge? Wie ſo?"

„Du kannſt noch fragen? Oder haſt Du etwa gefunden, was Du ſuchteſt?"

„Allerdings, mein guter Oheim; das hab' ich."

„So? Gratulire! Ich glaubte, Du wärſt etwa der ſchönen Angelika nachgelaufen und muß Dir geſtehn, daß ich Dich ein wenig auslachte, als ich eben dieſer ſchönen Angelika geſtern früh auf der Straße begegnete."

„Sie begegneten ihr? Geſtern früh? Die wirkliche Angelika? Sie? — Erlauben Sie mir, lieber Onkel, daß ich nun auch ein wenig lache."

Der Onkel zog die Stirn kraus. „Ich ſehe nicht ein, was dabei zu lachen iſt,"

sprach er ärgerlich, „wenn ich einem hübschen Mädchen begegne. Aber ich muß dem Gelächter des Herrn Neffen zum Trotz nur sagen, daß ich ihr nicht allein begegnet, sondern auch den ganzen Tag beinah' nicht von ihrer Seite gekommen bin, ja daß sie mit mir und unserm alten Freunde da in einem Wagen bis hierher gefahren ist, wo ich das unerwartete Vergnügen habe, den lieben Neffen anzutreffen."

Eduard warf einen Blick auf den Fremden, der, schnell von seinem Sitze aufspringend, ihn begrüßte. Es war der alte, hagere Violinspieler, Angelika's angeblicher Vater.

„Ich freue mich, Sie wieder zu sehen," wandte sich Eduard zu ihm, „besonders da ich so glücklich gewesen bin, Ihrer Tochter einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sie ist bei mir und ich eile sie zu holen."

Der Onkel ergriff ihn beim Arm: „Wen willst Du holen, Eduard? Wer ist bei Dir?"

„Wer anders als Angelika! Ich sage Ihnen ja, daß ich sie gefunden habe, ja was noch mehr, ich habe sie gerettet.“

Kopfschüttelnd sahen der Onkel und der Alte sich an.

„Da ist sie selbst,“ rief Eduard aus und eilte der Eintretenden entgegen. „Kommen Sie, liebe Angelika; Sie finden hier alte Bekannte. Ihr Vater erwartet Sie und mein Oheim freut sich gewiß herzlich, Sie so unerwartet wiederzufinden.“

Angelika erröthete und sah ihn befremdet an; der Onkel schien zu versteinern.

„Eine böse Zauberin müssen Sie doch seyn,“ fuhr Eduard fort, „da Sie an zwei Orten zugleich seyn können. Während Sie diese Nacht ohnmächtig in meinen Armen hingen, während ich mit Ihnen über die Mauer flüchtete, haben Sie zu gleicher Zeit auch, wie mein Oheim behauptet, ruhig neben ihm in seinen Wagen gesessen. Ei, ei, das ist nicht fein, die Leute so zu foppen.“

Er sah alle drei einen nach dem andern mit triumphirendem Lächeln an, aber niemand wollte mitlächeln; vielmehr kam es ihm vor, als ob ein heimliches Grauen die Verwunderung auf ihren Gesichtern ablöste.

„Aber Eduard," brach der Oheim endlich los, „was redest Du für wunderliche Dinge? Besinne Dich. Entweder Du sprichst im Traume oder — — / Er trat ein paar Schritte von ihm zurück. — Sagen Sie ihm doch, Angelika, wo sie diese ganze Nacht gewesen sind, vielleicht erweckt ihn Ihre Stimme."

„Die Sache würde wirklich sehr sonderbar seyn," lächelte Angelika, „ja sehr ernsthaft, wenn sie nicht ein Scherz von ihm wäre. Ihr Herr Neveu möchte mich wacker auslachen, wenn ich ihm noch obendrein betheuern wollte, die ganze Nacht nicht von Ihrer Seite im Wagen gekommen zu seyn."

Nun kam die Reihe zu versteinern an Eduard. Mit schlaff herabhängenden Armen und halb geöffnetem Munde starrte er Ange-

lika an und es war in der That für seinen Verstand zu befürchten. Siehe, da öffnete sich die Stubenthür zum zweiten Mal und herein trat die Lösung des Räthsels — eine zweite Angelika nämlich, der ersten an Gestalt und Gesichtszügen beinahe völlig gleich; und wenn sie auch etwas größer und weniger blond schien als diese, so hob doch die ähnliche Kleidung, — beide waren in dunkelfarbige Ueberröcke gehüllt — diesen Unterschied für den ersten Anblick wieder auf und machte die Verwechselung um so möglicher.

Die beiden Frauenzimmer flogen einander in die Arme. Der Alte ging auf sie zu, umfaßte sie beide und drückte freundlich einen Kuß auf die Stirn der Zuletztgekommenen. Sodann wandte er sich an die beiden erstaunten und sprachlosen Zuschauer.

Sie sehen in diesen beiden Mädchen zwei Zwillingsschwestern und meine Nichten. Ihre Mutter ist meine Schwester. Der Augenschein wird es Ihnen erklärlich machen, wie der Herr Neveu behaupten konnte, in Ange-

lika's Gesellschaft angekommen zu seyn, und — indem er sich zu Eduard wandte — Sie hat er ohne Zweifel schon belehrt, das Sie sich getäuscht und daß nicht Angelika'n, sondern ihrer Schwester Mariane das Glück Ihrer Begleitung zu Theil geworden ist."

„Also Du bist wirklich mit der andern da gekommen?" fragte der Onkel.

Eduard nickte mit dem Kopfe, ohne seinen Blick von den Schwestern zu wenden.

„Aber wie ist denn das alles zugegangen," fuhr jener fort; „wo hast Du sie getroffen? wie denn? und warum — sprich doch, Eduard, erkläre mir" —

Eduard schüttelte den Kopf.

„Du willst nicht? Du willst mir nicht erzählen? nicht erklären? O Du mußt durchaus!"

Eduards Gefährtin erhob sich von Angelika's Brust, ging auf Eduard zu und ergriff seine Hand. „Wenn die Bescheidenheit," sprach sie, „Ihnen die Erzählung Ihrer großmüthigen Handlung verbietet, so fordert das

Herz sie von mir. Vor allem aber nochmals meinen heißen Dank meinem edlen Beschützer und Erretter. Vereinige deine Worte mit den meinen, Angelika, wenn Du deine Schwester liebst; vielleicht erhalten sie dadurch größern Werth für ihn."

„Macht mir doch den jungen Menschen nicht übermüthig," rief der Onkel, „schob Stühle für die beiden Frauenzimmer an den Tisch und schenkte Kaffee ein; „erzählen Sie uns lieber, wodurch er so glücklich gewesen ist, einen solchen Dank zu verdienen. Doch erst noch eine Frage: Sie waren also die Maria Stuart vorgestern Abend in D...?"

„Ich war es," antwortete Mariane erröthend, „und wenn ich nicht irre, so waren Sie" — —

„Der Tropf, den Sie sammt jenem Coridon, mit langer Nase, vor dem Schauspielhause stehen ließen."

„Vielleicht entschuldigt es meine Unart ein wenig," lächelte Mariane, „wenn ich Ihnen sage, daß der Freund, der mich Ihnen

so schnell entführte, mich zu einer geliebten Mutter bringen wollte, von der ich durch ihn Nachricht erhalten hatte."

„Unsre Mutter?" unterbrach sie Angelika; „was sagst Du? Auch ich empfing vor kurzem Nachricht von ihr, und war im Begriff, zu ihr zu reisen. Wo ist sie?"

„Das sollst Du und der Oheim nachher erfahren; wir haben uns viel zu sagen."

„Warum aber hat mir denn die schöne Angelika nicht gleich von ihrer schönen Schwester gesagt?" rief der Onkel. „Es war doch ein wenig boshaft, mich so lange im Irrthum herumtappen zu lassen. Doch ich bitte, fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, schöne Mariane."

„Die Erzählung meines Abentheuers ist sehr kurz," hub Mariane an. „Wir kamen auf unserer Reise nur bis in jenes Städtchen, einige Meilen von hier, wo man uns wegen der angeblichen Nähe des Feindes die Mittel zum weitern Fortkommen verweigerte. Wir beschlossen also, dort zu bleiben, indem

wir nicht zweifelten, der kommende Morgen werde die Furcht zerstreuen, die alle Gemüther wie eine drohende Wetterwolke umzogen hatte. Indeß ob wir gleich für uns noch nichts fürchteten, so mußte doch die Lage des Orts, wo meine Mutter sich aufhielt, dem Kriegsschauplatz um mehrere Meilen näher, uns mit Besorgnissen erfüllen, und mein Begleiter wurde durch meine Angst bewogen, noch an demselben Tage auf einem theuer genug gemietheten Pferde die Reise fortzusetzen. Ich blieb also allein zurück. — Mitten in der Nacht weckt mich ein fürchterlicher Lärm im Hause und auf der Straße. Ich eile aus meinem Zimmer, die Treppe hinunter; ein Schwarm fremder Soldaten kommt mir mit Geschrei entgegen, ich will umkehren, ein nervigter Arm umfaßt mich, hebt mich empor und die Sinne vergehen mir. Was nachher mit mir vorgegangen, werden Sie am beßten aus dem Munde meines Retters erfahren, denn als ich wieder zu mir

kam, fand ich mich im Freien, gerettet und ſicher in ſeinen Armen."

„Nun Eduard," rief der Onkel, „wie haſt Du das angefangen? Ich ſitze auf Kohlen."

Eduard ergänzte die Erzählung mit kurzen Worten. Als er geendet hatte, reichte ihm der Onkel die Hand über den Tiſch: „das war nicht übel, Eduard, mein braver Junge!"

„Beim Himmel, es war brav und edel," rief der Alte und faßte ſeine andere Hand.

„Ich finde," ſagte Eduard halb verdrießlich, „bei der ganzen Geſchichte nichts beſonderes und verwunderliches, als eben dieſe Verwunderung darüber, die dem menſchlichen Geſchlecht ein ſchlechtes Compliment macht und — —"

Mariane fiel ihm in's Wort: „Sie werden mir durch alle dieſe Beſcheidenheit meinen Dank nicht verkümmern und wenn Sie auch für meine Schweſter zu handeln glaubten, ſo verringert ihn doch auch dies nicht

im mindesten, sondern macht Sie mir nur noch viel Werther.“

Angelika stand mit feuchten Augen, und bis an die Fingerspitzen roth, von ihrem Stuhle auf, nahm ihre Schwester bei der Hand und verließ mit ihr das Zimmer. Der Alte folgte ihnen.

„Jetzt, bester Oheim,“ fing Eduard an, als sie allein waren, „jetzt erlauben Sie mir nun auch die Frage, auf welche Art sie hieher kommen?“

„Auf die natürlichste von der Welt, Eduard. Deine plötzliche Abreise überraschte und beunruhigte mich, denn sie sah einem dummen Streiche impertinent ähnlich. Um vielleicht üble Folgen zu verhüten — was lachst Du denn? — beschloß ich Dir nachzureisen, um so mehr, da dein Weg auch der Weg nach dem Gute meines alten Freundes Diethorst ist, dem ich zugleich seinen Besuch zu erwiedern dachte. Im Begriff abzureisen begegne ich der schönen Angelika und unserm Alten. Mein Erstaunen kannst Du Dir

denken. Ich lasse etwas von meiner Reise fallen; sie wollen auch nach dieser Gegend hin. Du kennst mich, ich diene gern ohne Ansehn der Person — ich weiß nicht, was er zu lachen hat! — ich kann nun einmal niemand etwas abschlagen, nun — und so sind wir denn da."

Hier trat der Alte wieder herein. Er schien sehr bewegt, und als seine Nichten ihm nach einer Weile folgten, suchten sie vergebens ihre rothgeweinten Augen zu verbergen.

Es wurde nun gerathschlagt, was zu thun sey, und die Männer hielten es einstimmig für das zweckmäßigste und sicherste, auf der Stelle nach D... zurückzukehren, da weiteres Vordringen theils tollkühn, theils unmöglich, ja selbst längeres Bleiben gefährlich sey, und sich in D... am ersten die nöthigen Nachrichten erwarten ließen, um fernere Maßregeln zu bestimmen. Nachdem es hierauf dem Onkel gelungen war, die Besorgnisse der Frauenzimmer, besonders Mariannens,

einigermaaßen zu zerstreuen, gab er Befehl zur Abreise, und die Gesellschaft trat in seinem Wagen den Rückweg nach D... an.

Zehntes Kapitel.

Von Fieberschauern ergriffen war Eduard angelangt, und nach einer halb schlaflos, halb in schweren Träumen zugebrachten Nacht, fand er sich am andern Morgen unvermögend das Bette zu verlassen. Der herbeigerufene Arzt machte eine bedenkliche Miene, die noch um vieles bedenklicher wurde, als er in der Geschichte der zwei letzten Tage die wahrscheinliche Ursache der Krankheit erfahren.

Auch Mariane befand sich nicht wohl, und da der Onkel den Alten vermocht hatte, zwei an die seinigen anstoßende Zimmer in

demſelben Gaſthofe zu beziehen, ſo konnte Angelika mit Bequemlichkeit ihre Sorgfalt zwiſchen ihrer Schweſter und dem kranken Freunde theilen.

Indeß waren auch die beſten Nachrichten in Anſehung der feindlichen Armee eingelaufen. Was jenes Städtchen in Angſt und Schrecken verſetzt hatte, war nur ein Streifcorps geweſen, welches ſich vor Anbruch des Tages ſchleunig wieder zurückzog. Auch hatte der Onkel die Freude, den Schweſtern die beſtimmte Verſicherung bringen zu können, daß der Ort, wo ihre Mutter ſich aufhalten ſollte, gänzlich außerhalb der Richtung ſeines Weges gelegen war.

Obgleich von dieſer Seite beruhigt, peinigte doch Marianen jetzt der Gedanke an die ängſtliche Ungewißheit, in welcher ihr Freund und Begleiter um ihretwillen ſeyn mußte. Sie verhehlte es nicht mehr, daß dieſer Freund der junge Diethorſt ſey, und der Onkel ſendete auf der Stelle Eduards

Bedienten mit einem Briefe von Mariannens Hand an ihn ab.

Er brachte bei seiner Rückkehr einige Zeilen von Diethorst mit, deren Inhalt Mariannens Wiederherstellung auf's wunderbarste beschleunigte. Sie konnte nun die Sorge für den kranken Eduard mit Angelika theilen, und die Art, wie sie dieß that, so wie die muntere Laune, die jetzt wieder sich enthüllend, einzelne Strahlen zu schießen anfing, erwarben ihr den ersten Platz nach Angelika in dem Herzen des Onkels, der stets geschäftig, theils für Eduards Pflege, theils für die Unterhaltung seiner reizenden Pflegerinnen besorgt, sich in der Gesellschaft der letztern ungemein glücklich zu fühlen schien.

Eines Abends, als er bei einer Bowle Punsch — die er des kühlen Wetters wegen, wie er vorgab, eigentlich aber nur um sich und die ändern ein wenig zu begeistern, in Vorschlag brachte — der Gesellschaft aus einem Lafontainischen Romane mit vielem Feuer vorgelesen und seinen Zuhörerinnen Thränen

entlockt hatte, versagte ihm sein Bette hartnäckig die sonst so willig gewährte Ruhe. Gefühle und Gedanken, die schon lange schlummernd in seinem Herzen lagen, waren jetzt aufgeweckt worden und traten mit einer Keckheit und Lebendigkeit vor ihn, vor welcher er fast erschrack; die heimliche Sehnsucht ward jetzt erst sich ihrer selbst bewußt und sprach sich dreist in Wünschen aus, und die Hoffnung, welche muthlos in einem Winkel gesessen hatte, hob den Kopf empor und entfaltete die Flügel.

Er sprang aus dem Bette, warf den Schlafrock über, und das Zimmer mit großen Schritten messend, machte er seinem Herzen in Ausrufungen und abgerissenen Sätzen Luft, während denen er sich selbst unbewußt das Zimmer verlassen hatte, und leise über den Vorsaal nach Eduards Zimmer geschlichen war, wo Angelika am Krankenbette wachte. Er horchte; im Zimmer war alles still; behutsam öffnete er die Thüre: Angelika saß, den Rücken nach ihm gekehrt, am Bette des

ſchlafenden Eduard; der Bediente des Letztern ſchnarchte auf einem Lehnſtuhl im Hintergrunde. Unbemerkt ſtand der Onkel eine Weile mit hochklopfendem Herzen und wagte kaum zu athmen. Eduard regte ſich; Angelika, geliebte Angelika! rief er träumend und breitete die Arme aus. Angelike kniete leiſe an ſeinem Bette nieder, faßte ſeine Hand und drückte ſie an ihre Bruſt und küßte ſie und weinte laut. Der Onkel fühlte es ſich eiskalt wie Fieberſchauer den Rücken hinablaufen und wie mit einem Schlage war die Glut ausgelöſcht, die ihn hieher getrieben hatte. Halb bewußtlos zog er ſich nach der Thüre zurück und wollte eben hinausſchlüpfen, als er den Vorſaal öffnen und jemand leiſe näher kommen hörte. Dieß riß ihn aus der Betäubung, und die Furcht entdeckt zu werden, trieb ihn hinter einen Bettſchirm, den man zufällig dicht an die Thür geſchoben hatte. Kaum war dies geſchehen, als Philipp, ſein Kammerdiener, behutſam auf den Zehen ins Zimmer trat. Er ſtutzte, wie

es schien, über die Scene am Bette und stand still; da aber in diesem Augenblick Eduard erwachend die Augen aufschlug, gab ihm ein böser Dämon in Gestalt des Schreckens, den Gedanken ein, sich ebenfalls hinter dem Bettschirm zu verbergen. Das Unglück wollte, daß er auf diesem hastigen Rückzuge den Fuß des Onkels auf seinem Wege traf, und dessen Hühneraugen so unsanft begrüßte, daß der Schmerz dem Onkel einen lauten Schrei abzwang. Eduard und Angelika fuhren erschrocken empor, der Bediente taumelte vom Lehnstuhl auf und der Onkel, sich entdeckt sehend, packte wüthend seinen Kammerdiener von hinten an beiden Armen und fuhr so, ihn vor sich herschiebend, zur Thür hinaus, doch ohne daß es einem halben Blick nach dem Bette entgangen wäre, wie Eduard seinen Arm vertraulich um Angelika's Nacken geschlungen hatte. Auf dem Vorsaal angelangt, ließ der Ergrimmte seine Beute nicht fahren; der Kammerdiener aber, halbtodt vor Schreck, dachte an keinen Wi-

derſtand, und ſo langte das unglückliche Paar ſchiebend und geſchoben in großer Schnelligkeit auf dem Zimmer des Onkels an.

Hier ließ er ihn los und warf ſich erſchöpft in einen Stuhl. Wie ein Schlaftrunkner ſtand Philipp an der Thür und ſchien ſich ſelbſt verloren zu haben. Es erfolgte eine lange Pauſe.

„Aber was zum Teufel,“ fuhr der Onkel endlich auf: „was hatte er denn ſo ſpät dort zu ſuchen?“

Philipp ſah ſeinen Herrn eine Weile ſtarr an, dann überzog allmählich ein freundliches Grinſen ſein Geſicht. „Gnäd'ger Herr,“ ſtotterte er endlich heraus: „es hat ein jedes Ding ſeine Urſach.“

„Freilich, Pinſel,“ rief der Onkel ungeduldig: „die Urſache will ich eben wiſſen.“

Philipps Geſicht ward noch freundlicher. „Wenn der gnädge Herr es nicht ungnädig vermerken wollen,“ hub er an: „es trifft doch jeden die Reihe — früh oder ſpät —

aufgeschoben ist nicht aufgehoben — das Heirathen mein' ich nämlich."

Der Onkel sah ihn verwundert von der Seite an. — „Mein Sündlein hat nun auch geschlagen," fuhr Philipp fort: „die Mamsell scheint mir nicht abgeneigt zu seyn; sie ist immer sehr freundlich und zuthätig gegen mich — die Mamsell Angelika mein' ich nämlich — und wenn der gnädge Herr nichts dawider haben — —

Der Onkel sprang auf und stellte sich dicht vor Philipp, ihm starr ins Gesicht sehend. Philipp fuhr fort: „Das Leben taugt doch nicht viel; und ich wette, der gnäd'ge Herr hat auch schon manchmal so gedacht — das Junggesellenleben mein' ich nämlich; und da ich sechs und dreißig Jahre alt bin, so hab' ich die höchste Zeit, denk' ich, und wollte mich vorhin gegen die Mamsell erklären; denn wenn man erst die vierzig auf dem Rücken hat, so ist man ein Esel, denk' ich — —

Hier faßte ihn der Onkel beim Arm und

führte ihn nach der Thüre. „Du bist ein Narr,“ – sagte er, innerlich höchst ergrimmt, aber mit einer sehr freundlichen, ja weichen Stimme — „Du bist ein Narr, lieber Philipp, denk' ich, oder Du bist besoffen, guter Junge! Pack Dich zum Teufel, liebe Seele! Gute Nacht!“

Damit schob er ihn zur Thür hinaus und verriegelte sie.

Eilftes Kapitel.

Als der Onkel am folgenden Tage ein Geschlichtchen von einem vergeßnen Buche, mit vieler Anstrengung spaßhaft zu seyn, vortrug und sich befliß, das Lächerliche bei dem gestrigen Vorfall lediglich den Schultern seines Philipps aufzuwälzen, schien man ihm gern zu glauben, ja man war sogar gutmüthig ge-

nug, ein wenig darüber zu lachen. Indeß ließ sich doch bald bemerken, daß in die bisherige Harmonie der Gesellschaft eine schwere Dissonanz gefallen war. Der Onkel zog sich von Angelika immer mehr zurück, seine ganze Aufmerksamkeit Marianen schenkend, und Eduard und Angelika waren ihm gegenüber sichtbar verlegen.

Die Ankunft des jungen Diethorst, die um diese Zeit erfolgte, ob sie gleich neues Leben brachte, mußte doch, indem sie auf die Verhältnisse durchaus verändernd einwirkte, die Spannung immer noch mehr erhöhen. Es war dem Onkel so wenig als Eduard entgangen, wie heftig Diethorsts überraschender Eintritt ins Zimmer Angelika'n erschreckt und alles Blut von ihren Wangen gejagt hatte, und wie umgewandelt von diesem Augenblick an ihr Betragen war. Wenn sie sich mit Eduard allein befand, zeigte sie sich unruhig und ängstlich, versank oft in stilles Nachdenken, ihre Augen schwammen in Thränen, und wenn Eduard sie bat, sich ihm zu

vertrauen, schien der Klang seiner Stimme sie aus einem schweren Traum zu wecken, ihr Blick senkte sich freundlich auf ihn, sie ergriff seine Hand, die Lippen öffneten sich zum Sprechen, plötzlich aber wieder, als ob sie sich besönne, wandte sie das Auge, stand hastig auf und verließ weinend das Zimmer. Wenn alle sich bei Eduard versammelt hatten, nahm sie keinen Theil an der allgemeinen Unterhaltung, die überhaupt ihr kärgliches Leben nur durch Diethorsts und des Alten Bemühung fristete, sondern saß in sich gekehrt, und nur selten flog ein Blick nach Diethorst oder Eduard auf. Ueberdieß waren beide Schwestern sehr oft in heimlichem Gespräch mit Diethorst, und schon zweimal hatte sich dieser mit ihnen, unter dem Vorwande eines Spatziergangs, auffallend lange Zeit entfernt.

Nach einigen Tagen benutzte der Onkel einen solchen Spatziergang zu einem ungestörten Besuch bei Eduard. Es war ihm schon

beim Eintritt anzusehn, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

„Wie geht es mit Dir, Eduard?“ fing er an, sich neben ihm auf dem Sopha niederlassend. „Wirst Du bald die Reise vertragen können? Ich denke, das Beste für uns ist, wir gehen nach Hause. Ich muß Dir gestehn, mir kommt es vor, als ob wir beide hier, seit der Ankunft unsers jungen Freundes, eine klägliche Rolle spielten.“

Eduard seufzte tief auf.

„Hab' ich nicht recht?“ fuhr der Onkel fort. „Man hat große Geheimnisse vor uns, man macht verdächtige Spaziergänge, und läßt uns allein, man hat für niemand Augen und Ohren als für den jungen Herrn, den Herzenstürmer, den Zehnzolligen Alexander — die Weiber messen ja doch eigentlich, wie ein preußischer Unterofficier, männliches Verdienst nur nach Zollen. Du dauerst mich, ehrlicher Junge, aber ich will Wasser trinken bis an mein Ende, wenn die Mädchen nicht beide in den Menschen verliebt sind. —

Du dauerst mich, aber glaube Deinem Onkel, den die Erfahrung weise gemacht hat: wer den Weibern vertraut, baut Häuser auf Märzschnee; wer den Weibern vertraut, will auf einem Regenbogen in den Himmel steigen, oder Gold destilliren aus der Abendröthe; wer den Weibern vertraut, sucht die Weisheit im Narrenhause; oder kurz: der Weise, welcher den Weibern vertraut, gehört selbst ins Narrenhaus, und wenn wir aufrichtig seyn wollen, so müssen wir alle beide dem Schicksal Dank sagen, daß es uns noch hier auf dem Sopha sitzen läßt."

Hier unterbrach der eintretende Diethorst die Herzenserleichterungen des Oheims. „Ich freue mich, lieber Eduard," hub er an: „Dich außer dem Bette und dem Anschein nach keiner Pflege mehr bedürftig zu finden; ich freue mich darüber um so mehr, da Du heut Deine sorgsame Freundin und Pflegerin verlierst."

Eduard erblaßte; der Onkel sprang auf und stellte sich dicht vor den Sprechenden.

Dieſer fuhr gelaſſen fort: „Angelika's und Mariane's Mutter iſt hier, wie Sie beiderſeits wohl ſchon vermuthet haben werden. Sie iſt krank und wir fanden heute ihren Zuſtand ſo bedenklich, daß Angelika es für Pflicht hielt, ſich keinen Augenblick mehr von ihr zu trennen. Ich habe daher den Auftrag, ihre Entſchuldigung, ihren Dank und ihr herzliches Lebewohl Dir ſowohl als Ihnen zu überbringen.

„Das klingt ja wie ein förmlicher Abſchied," rufte der Onkel aus. „Will denn die ſchöne Angelika ſich auf immer uns entziehen?".

„Das ſcheint ihre Abſicht," erwiederte Diethorſt. Der Onkel warf einen bedeutenden Seitenblick auf Eduard. „Sollte es denn nicht erlaubt ſeyn," fragte er weiter: „die Mutter eines ſo intereſſanten Schweſternpaares kennen zu lernen!"

„Schwerlich," ſagte Diethorſt lächelnd. „Ich erinnere Sie daran, daß ſie krank iſt."

Eduard blieb ſeiner mannigfach aufge-

reizten Empfindungen nicht länger Meister. Sie brachen in Worte aus, die den Freund hart verletzen mußten. Diethorst antwortete Anfangs mit Gelassenheit und suchte ihm sein Unrecht darzuthun; allein je mehr dies Eduard selbst fühlte, desto mehr erbitterte ihn die Ueberlegenheit, welche jener durch seine Kaltblütigkeit, über ihn auch hier errang, und wie das Gefühl eines begangenen Unrechts leicht zu einem zweiten treibt, so ließ er, vom Onkel kräftig unterstützt, nicht eher ab, als bis auch Diethorst, aus seiner Fassung tretend, ihre unziemliche Reden auf gleiche Art beantwortete, worauf Eduard ihn bat das Zimmer zu verlassen und sich vorbehielt, ihn auf eine andere Art zur Rechenschaft zu ziehen, so bald es seine Gesundheit erlaubte.

„Recht wohl," erwiederte Diethorst: „ich bitte, mich von Ihrer völligen Wiederherstellung zu benachrichtigen, und werde dann beide Herren ersuchen, einen kleinen Spatziergang mit mir zu machen." — Hierauf entfernte er sich.

„Dumme Geschichten!“ brummte der Onkel, hastig auf und ab schreitend: „dumme Geschichten! Sind es die Weiber wohl werth, daß man sich um ihrentwillen den Hals brechen soll? —

Zwölftes Kapitel.

Eduard, von Sehnsucht, Ungeduld, Eifersucht und Liebe ohne Ablaß schmerzlich bewegt, mit jeder Minute Angelika's Abwesenheit unerträglicher und die Erbitterung gegen Diethorst, den er für den Urheber derselben hielt, immer lebendiger fühlend, sah kaum nach einer schlaflosen Nacht den Morgen des dritten Tages nach jenem Vorfall anbrechen, als er einen Zettel mit der Nachricht an Diethorst sandte, daß er sich stark genug zu einem Spaziergang glaube. Des

Onkels Vorstellungen und Einreden waren vergeblich. Diethorst schrieb zurück, daß er um vier Uhr Nachmittag die beiden Herrn abholen werde.

„Aber Eduardchen," sagte der Onkel erblassend, als dieser seinen Johann befahl, die Pistolen in Stand zu setzen: „glaubst Du denn, daß die Sache so ernstlich gemeint ist? Ich halte Diethorst nicht für den Mann —

„Ich halte Diethorst für den Mann," unterbrach ihn Eduard: „der selbst ein Mann ist und auch uns für Männer hält."

Zur bestimmten Stunde erschien Diethorst. Sie folgten ihm schweigend. Schweigend führte er sie durch die Stadt, nach einer entlegenen Vorstadt. Hier, da sie eben an einem öffentlichen Garten vorüber gingen, bat er sie, einen Augenblick einzutreten und ihn zu erwarten, weil ihm noch ein nothwendiges Geschäft zu besorgen übrig sey. — Der Garten war wenig besucht. Der Onkel nahm in einer Laube Platz; Eduard, dem die Unruhe in seiner Brust keine Ruhe verstattete,

schlenderte weiter fort in der schattigen Allee, die in ein kleines Gehölz führte.

Auf einmal schlagen die Akkorde einer Harfe an sein Ohr; er dringt seitwärts durch das Gebüsch, ein hoher Zaun hält ihn auf; die Harfentöne klingen fort, sie kommen aus einem jenseit gelegenen Garten. Er bleibt horchend stehen; die Melodie ist ihm bekannt. Jetzt fällt eine weibliche Stimme ein, deren erster Anklang seinem Ohr süß tönt, ein Freundes Wort in fremdem Lande — und dieses Lied — von Angelika's Lippen hat er es vor wenig Tagen erst gehört — Angelika, ruft er aus, vor Freude bebend: in einem Augenblick ist der Zaun übersticgen, er liegt zu Angelika's Füßen, er umfaßt ihre Knie, bedeckt ihre Hände mit Küssen. Eduard! stammelt die Ueberraschte, und die Arme, die ihn zurückstoßen wollen, ziehen den Glücklichen an die hochklopfende Brust! — Doch dieses süße Selbstvergessen war nur ein kurzer Sonnenblick aus trüben Wolken. Angelika fuhr bald erschrocken empor, wand sich

heftig aus seinen Armen und rief, in Thränen ausbrechend, aus: Auch diesen Kampf soll ich noch bestehen! Eduard, wenn meine Bitte, meine letzte Bitte Ihnen werth ist, so verlassen Sie mich. Ich glaubte nicht, Sie jemals wiederzusehen.

Angelika, sprach Eduard mit Heftigkeit: ich habe Dich wieder, Du bist mein, ich lasse Dich nicht! Mit aller Kraft eines Wesens lieb' ich Dich! und Deine Augen, ja sie haben es mir gesagt, daß Du mich wieder liebst! Ich verlasse Dich nicht!

Sie müssen es, sagte Angelika ernst: um Ihrer Ehre und meiner Ruhe willen. Ich sah Ihre wachsende Zuneigung zu mir, ich fühlte, daß dieses thörige Herz sie erwiederte und floh, um Ihnen und mir eine zu späte Reue zu ersparen. Wenn auch Ihr Stand mich nicht von Ihnen entfernte, so dürfte doch auch nur ein reines unentweihtes Herz das Opfer Ihrer Liebe anzunehmen wagen, ein Herz von keiner unglücklichen Leidenschaft gebrochen, und das kann ich

Ihnen nicht mehr bieten. — Ich will in dieser Stunde, wo wir uns zum Letztenmale sehen, kein Geheimniß mehr vor Ihnen bewahren; drum hören Sie mich an. Der ältere Bruder des jungen Diethorst lernte mich bei meiner Mutter kennen; er gewann mich lieb und bot mir seine Hand. Diese unglückliche Neigung entzweite ihn mit seinem Vater, und ach! sie war es auch, die ihm den Tod brachte. Ein rohe Aeußerung eines Freundes über sein Verhältniß mit mir, veranlaßte einen Zweikampf, in welchem er blieb. Nun wissen Sie alles. Eduard, nun gehen Sie! Ich beschwöre Sie, mich zu verlassen — und keinen Versuch mehr, mich jemals wieder zu sehn! —

Sie stand auf. Eduard hielt sie zurück. „Angelika, Geliebte, edles Mädchen, ich lasse Dich jetzt um so weniger!“ rief er aus.

Indem erschallte es jenseit des Zaunes: „Eduard! Eduard! wo steckst Du?“ — Er sprang auf und stampfte mit dem Fuße. „Auf Wiedersehn, Angelika! ich verlasse

Dich einen Augenblick, aber wir sehen uns wieder! Ist Dir mein Leben werth, so denke daran, daß wir uns wiedersehen müssen!"

Er kletterte eilig über den Zaun zurück und vereinigte sich mit Diethorst und dem Onkel, die ihn suchten. Alle Kampflust war in seinem Busen erloschen, und er hätte Diethorsten um den Hals fallen und ihm sein Unrecht abbitten mögen. — Es ist doch anders, als wir dachten, flisterte er dem Oheim in's Ohr. Der Oheim sah ihn mit großen Augen an und blieb stehen; allein Diethorst bat zu eilen, und schritt so wacker zu, daß jener der Anstrengung, ihm zu folgen, seine Neugierde unterordnen mußte.

Als sie durch einige Nebenstraßen vor ein ansehnliches Gebäude gelangt waren, öffnete Diethorst die Thüre und winkte mit der Hand, hineinzutreten. „Wohin wollen Sie uns führen?" fragte der Oheim. — „Sie werden hier einen alten Bekannten finden," erwiederte Diethorst: „der Sie zu sehen wünscht." Der Oheim wollte abermals vor

Verwunderung stehen bleiben, aber Diethorst nahm ihn bei der Hand und führte ihn die Treppe hinauf. Er klopfte an eine Thür, und der alte Oheim der beiden Schwestern empfing sie. In froher Erwartung trat Eduard ein, weil er auch Angelika zu finden glaubte; allein seine Augen durchliefen vergebens das Zimmer. Diethorst schlug die Gardinen eines Bettes zurück, und Eduard erblickte darin ein Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren, dessen blasses Gesicht noch die Spuren einer hohen Schönheit trug. Der Onkel näherte sich dem Bette mit Befremdung; sie streckte ihm die Hand entgegen; plötzlich blieb er stehen, sein Gesicht veränderte sich. — O mein Gott, rief er höchst bewegt mit schwankender Stimme. Welche Züge sind dies? Ist's möglich? Amalie! — Er ergriff die dargebotne Hand und drückte sie an seine Brust.

Vergeben Sie meinem Herzen den Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, sprach jene mit schwacher Stimme: der herannahende Tod

bricht alle Bedenklichkeiten, die mich so lange von Ihnen entfernt haben, und ich entschließe mich, für meiner Kinder Glück zu thun, was nie die Sorge für mein eignes über mich erhalten haben würde. Es sind nun zwei und zwanzig Jahre, daß ich Sie kennen lernte — der Befehl Ihres Vaters entfernte Sie bald nachher plötzlich von mir, ich weiß es — —

„Ach an welche glückliche Zeit erinnerst Du mich, Amalie!“ unterbrach sie der Oheim: „aber auch an welches Unrecht, an welche Grausamkeit, mich nie ein Wort von Dir hören, mich in dem Wahne zu lassen, Du seyst längst gestorben! Gott ist mein Zeuge, mit welcher Unablässigkeit ich, als mein Vater todt war, nach Dir geforscht, wie ich Geld, Mühe und Freunde in Bewegung gesetzt, Nachricht von dir zu erhalten, und doch alles vergebens!“

„Die Schande war nun einmal gegen mich eingebrochen,“ erwiederte Amalie: „ich hatte nun schon bei meiner herannahenden

Entbindung meiner Aeltern Haus und Meine Vaterstadt verlassen, und mein Entschluß stand fest, todt für die Welt zu seyn, und nur der Erziehung meiner Kinder zu leben. Die Unterstützung meiner Mutter, und nach dem Tode meines Vaters das mir zugefallne kleine Erbtheil, ließen mir keine Nahrungssorgen nahen, und ich war zu stolz, mich Ihnen aufzudringen, mich in Verhältnisse eindrängen zu wollen, in die ich nicht gehörte, oder wohl gar von dem Mitleid zu erpressen, was mir die Liebe nicht freiwillig gewährte.

„Ach, Amalie, rief der Oheim: wie war es möglich, mich so zu verkennen?"

„Ich glaube wohl," lächelte Amalie: „daß ich Unrecht hatte; indeß wer weiß, ob es zu bereuen ist. Meine Kinder sind aufgewachsen, ohne den Namen ihres Vaters zu kennen, und würden ihn auch nie von mir erfahren haben, wenn nicht die Gewißheit, sie bald verlassen zu müssen, die Sorge für ihre Zukunft und, ich will es nicht läug-

nen, auch der Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, mich umgestimmt und bewogen hätten, mich dem Herrn von Diethorst zu entdecken. — Sie kennen meine Kinder bereits; Angelika und Marianna sind meine Töchter."

Die Ueberraschung schien den Onkel zu lähmen. Er sank auf einen am Bett stehenden Sessel, und starrte eine Weile unbeweglich Amalien an. Diethorst öffnete ein Nebenzimmer und führte Mariannen und Angelika heraus.

„Ihr kanntet euren Vater, ohne ihn zu kennen," sprach Amalie. „Erst heute hat Marianna das Geheimniß ihrer Geburt erfahren, und Angelika in diesem Augenblicke erst von ihrer Schwester."

Angelika war heftig erschüttert, und knieete weinend vor den Onkel hin; Marianna faßte seine Hand und küßte sie. Der Onkel saß schweigend, und seine in Thränen schwimmenden Augen fielen bald auf Amalien, bald auf seine Kinder. — Endlich ermannte er

sich, hob Angelika auf, küßte sie und Mariannen auf die Stirn, und trat vor ihre Mutter.

„Geliebte Amalie," sprach er, ihre Hand fassend, „welch köstliches Geschenk machst Du mir mit diesen Kindern! Die Sorge für Dein und ihr Glück soll von nun an das heiligste Geschäft meines Lebens seyn. — Doch für Angelika ist wohl schon gesorgt," fuhr er fort, sich zu Eduard wendend; „tritt näher, Eduard. Mein Neffe liebt sie, und wenn ihre Mutter nichts dagegen hat — —

„Ich weiß es," sagte Amalie: „und habe des armen Mädchens Kampf gesehn." — Sie fügte Angelika's und Eduards Hände zusammen.

„Und wenn Sie, Herr Vater, nichts dagegen haben, rief Diethorst, und mir die heutige Ueberraschung vergeben können, so ist für Mariannen auch gesorgt. Meines Vaters Einwilligung habe ich bereits." — Er führte

Marianna dem Onkel zu, der lächelnd ihre Hände vereinigte. — „Ich lernte schon vor drei Jahren," fuhr er fort: „mit meinem Bruder zugleich die beiden Schwestern kennen, und so viele und so schöne Weiber ich auch seitdem sah, so kehrt' ich doch bei meiner Rückkehr nach Deutschland auch zu meiner ersten Liebe zurück."

„Aber ein wunderbares Ding, Kinder," sagte der Oheim: „ist es doch um den Instinkt! Ich liebte doch die Angelika gleich vom ersten Augenblick an, und nun kommt es heraus, daß dies lediglich die Stimme der Natur war." — Es folgten nun Erklärungen und Erzählungen, und der Onkel drang darauf, Amalien und seine Töchter bald auf sein Gut zu führen. Auch ließ ihm dieser Gedanke keine Ruhe mehr, und da am folgenden Tage Amalie sich besser zu befinden schien, reiste er allein ab, um auf dem Schlosse alles zu ihrer Reise und zu ihrem Empfang in Bereitschaft zu setzen.

Doch mitten in seiner frohen Geschäftigkeit, traf ihn nach wenig Tagen die Nachricht von Amaliens Tode. Zu sehr erschöpft, hatten selbst die frohen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit ungünstig auf sie gewirkt. In den Armen ihrer Kinder war sie verschieden, und Diethorst und Eduard führten, nach einigen Wochen, dem aufs neue verwaisten Herzen des Onkels seine Kinder zu.

„Aber beim Himmel" — saate der Onkel noch oft, wenn er Angelika'n ansah — „es ist doch eine wunderbare Sache um den Instinkt!"

Vergib uns unsre Schuld.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte zu Magdeburg Herr Vollrad, ein angesehener Kaufmann, der theils seinem Fleiße, theils der Heirath mit einer reichen Wittwe den Genuß eines beträchtlichen Vermögens verdankte. Da seine Ehe kinderlos blieb, hatte er die verwaiseten Kinder eines armen Verwandten in sein Haus aufgenommen und erzog sie als die seinigen. Bald darauf starb seine Frau. — Georg und Klara vergalten ihm seine Sorge für ihr Wohl durch die herzlichste Liebe, die sie gegen ihn und durch die innigste Zuneigung, die sie zu seiner Freude von frühster Kindheit an gegen einander hegten.

Da Georg siebzehn Jahre alt war, sandte er ihn nach Augsburg sich dort in dem Hause eines Handelsfreundes, der große Geschäfte mit dem Auslande trieb, zum tüchtigen Kaufmann auszubilden.

Nach einer sechsjährigen Abwesenheit kehrte jetzt Georg in die Heimath zurück.

Der Abend wiegte sich auf den Fluthen der Elbe. An ihren Ufern hin zog Georg einsam, in sich selbst versunken. Die Thürme von Magdeburg hoben sich aus dem herbstlichen Nebeldust. Georg blickte auf und seufzte.

Nach einer so langen Abwesenheit sollte er das Haus wieder sehen, das ihn auferzogen; auf ihn wartete daheim der herzliche Willkommen seines Pflegers und zweiten Vaters und seiner geliebten Schwester; ringsum, wo er hin sah, traten ihm Wälder und Hügel, Dörfer und einzelne Bäume, wie alte Bekannte entgegen und schienen, die Bilder seiner fröhlichen Knabenzeit vor ihm vorüber führend, sich seiner Wiederkehr zu

freuen. Doch Georg vermochte alles dessen nicht froh zu werden; ein banges Gefühl, das er sich selber klar zu machen scheute, drückte seine Brust zusammen. Er sah seitab der Straße auf einem kleinen beras'ten Hügel, mitten im Felde, eine alte Eiche; er kannte sie wohl, denn sie war oft das Ziel seiner Ausflüge gewesen und manche Stunde hatte er in ihrem Schatten in Ahnungen der Zukunft v rträumt; das Landvolk erzählte sonderbare Geschichten von dem Baume und keiner ging ohne heimliche Scheu an ihm vorüber. Georg lenkte sein Roß nach dem Hügel, stieg ab und setzte sich an dem bemooften Stamme nieder. Die Erinnerung der vergangenen Zeit ward mit jedem Augenblicke lebendiger in seiner Seele; doch, alle andern zurückdrängend, hob sich die Gestalt seiner Schwester Klara empor. Er gedachte ihrer friedlichen Spiele und wie sie sich geliebt und ihre Herzen aneinander gehangen, von früher Kindheit an, wie er nur in der innigsten Vereinigung mit ihr sich seines Le-

bens bewußt geworden und er gedachte seines Schmerzes bei dem Abschied und hielt das liebliche Bild, in Thränen schwimmend, an seinem Herzen, wie damals. Als aufblühende Jungfrau hatte er sie verlassen; jetzt sollte er sie wiedersehen als die Gattin seines Pflegevaters.

Vor wenig Wochen erst hatte er die Nachricht seiner Vermählung und den Befehl zur Heimkehr von diesem erhalten, da der entsetzliche Krieg, welcher nun schon so lange verwüstend durch Deutschlands Gaue zog, jede Verbindung zwischen den entfernten Provinzen erschwerte und oft gänzlich aufhob. Er bewahrte noch den Brief seines Vetters und zog ihn jetzt hervor; seine Blicke hafteten auf einem kleinen Zettel, der darin lag, auf welchem ihm Klara selbst, mit zitternder Hand, wie es ihm schien, ihre Verbindung gemeldet hatte und er erschrak über sich, da er seine Thränen auf das Papier fallen sah. Seine Augen mit der Hand bedeckend, saß er lange Zeit und da er wieder

aufſchaute, war es ihm, als ſäße er auf einer ungeheuern Brandſtätte der vergangenen Zeit und die grauen Thürme vor ihm, von der Glut der Abendſonne geröthet, ragten wie rieſenhafte Trümmer aus der Verwüſtung. Er verſank in tiefes Nachſinnen, ſeine Augen ſchloſſen ſich; in einem ſonderbaren Zuſtande zwiſchen Traum und Wachen flogen wunderliche Bilder, mit einer faſt furchtbaren Lebendigkeit der Farben bekleidet, vor ihm vorüber. Er ſah Klaren in unnennbarem Liebreiz vor ſich ſtehen und er breitete ſeine Arme aus nach ihr, voll unendlicher Sehnſucht und Liebe, aber eine ſchwarze Rieſenfauſt ſtreckte ſich plötzlich zwiſchen ihn und ſie und drängte ihn abwehrend zurück; er ſah ſich ſelbſt mit einem Dolch bewaffnet, ein feuriger Buchſtabe brannte an ſeiner Stirn, aber ein Engel wiſchte ihn hinweg mit ſeiner Hand und entrang ihm den Dolch; gleich darauf ſank ein mächtiges, ehernes Schild vom Himmel und ein Mann, auf einem weißen Rößlein reitend, rührte an

das Schild mit seinem Schwerte, daß es laut erdröhnte und sogleich stiegen Rauchsäulen aus den Dörfern rings umher, in der Stadt schlug die Flamme an mehrern Orten zugleich empor, die Thürme standen in rother Gluth, überall war Getümmel und Angstgeschrei, Schrecken und Verwirrung und er sah sich noch einmal, wie er unter derselben Eiche, wo er jetzt saß, blutend und sterbend am Boden lag. Da öffnete er seine Augen mit Gewalt und blickte scheu um sich her und wunderte sich, daß alles so ruhig und still war. Kein Lüftchen regte sich; aber durch die falben Blätter des Baumes ging ein leises Rauschen und ihm däuchte, als hört' er eine heisere Stimme „wehe! wehe!" rufen. Ein plötzliches Entsetzen überkam ihm; er warf sich auf sein Pferd und trieb es in gestrecktem Laufe nach der Stadt.

Mit herzlicher Freude empfing Herr Volrad seinen Pflegling, den er allezeit wie seinen wahren Sohn geliebt und gehalten hatte.

„Ey!" rief er und betrachtete ihn mit leuchtenden Augen: „ey! was iſt doch aus meinem Pflänzlein ein anmuthiger und ſtattlicher Baum worden! So er auch Früchte trägt, die ſeinem Ausſehn gleichen, bin ich wohl ein glücklicher Gärtner zu nennen." Georg kam ſich bei dem Vergleich, er wußte ſelbſt nicht warum, wie der unheimliche Drudenbaum vor, den er eben verlaſſen; es überlief ihn ein leiſer Schauder und er beugte ſich auf Vollrads Hand nieder, ſeine Verwirrung zu verbergen.

„Aber da ſtehe ich" fuhr dieſer fort: „und freue mich allein und denke nicht der Trauernden da drüben in ihrem Kämmerlein, die wohl noch größeres Recht hat ſich zu freuen, denn ich! deine Schweſter hatte ſeit kurzem einen ſtillen Kummer, den ſie mir verhehlte; doch merkt' ich wohl, ihre heimlichen Thränen galten niemand anders als dir. Da du nicht kamſt und auch nicht ſchriebſt, mochte ſie dich wohl ſchon verlohren achten und mochte mir's doch nicht eingeſtehen.

Dein Anblick wird nun, hoffe ich, allen Gram von ihrem Herzen lösen."

Er faßte mit diesen Worten Georgs Hand und zog ihn mit sich fort nach Klarens Gemach. Vor der Thür aber blieb er stehen und sprach lächelnd: „du hast dich bas verwundert, Georg, da du meinen Entschluß vernommen? Doch wer konnte wohl eines solchen Schatzes Hüther seyn, ohne dessen zu begehren? Der Frühlingshimmel dieser Augen trieb auch wohl aus dürrerem Stamme noch das grüne Reislein der Liebe!" — Georg schwieg und Herr Vollrad öffnete die Thüre.

Georg erblickte zwei weibliche Gestalten; die eine auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, so wie er Klaren einst verlassen, die andere hoch und schlank emporgeschossen, in der Fülle vollendeter Schönheit und bei der Verwirrung, in welcher er sich befand, stand er zweifelhaft, an welche er sich wenden sollte. Doch als Herr Vollrad ausrief: „Nun da bring' ich dir den Verlornen!"

und die letztere aufſprang und ihm entgegen eilte und das Licht der Kerze in Vollrads Hand ihr Geſicht beſtrahlte, da erkannte er die theuern Züge ſeiner Klara und ſtreckte die Arme nach ihr aus, ſie an das ungeſtüm ſchlagende Herz zu drücken. Auch ſie breitete die Arme gegen ihn; doch plötzlich blieb ſie ſtehen, ſchlug die Augen nieder, eine dunkele Glut überflog ihre Wangen, ihre Arme ſanken herab und da Vollrad ſie im ſelben Augenblick erbleichen ſah, ſprang er beſorgt hinzu und umfaßte ſie. Sie lehnte den Kopf an ſeine Bruſt; ein Thränenſtrom brach aus ihren geſchloſſenen Augen; Georg aber knieete vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und küßte ſie. „Was treibt ihr, Kinder?“ rief Herr Vollrad verwundert aus. Klara ſchien ſich zu beſinnen, neigte ſich gegen Georg, ihn aufzuheben: „Georg, mein Bruder!“ ſprach ſie mit leiſer Stimme und ihre Lippen berührten ſeinen Mund. Ein Gefühl, das er noch nie gekannt, überwältigte ihn; heftig ſchlang er ſeinen Arm um ſie;

seine Brust rang nach Athem; er fühlte, daß Klara zitterte in seinen Armen.

„Nun betrachtet euch doch nur ein wenig und freut euch!“ rief Herr Vollrad. „Es hat sich keins vor dem andern zu schämen. Und gehört ihr wohl beide in des lieben Gottes schönsten Blumenflor, so ihm auf deutschem Boden gewachsen. Dies Knöspplein da,“ er zeigte auf Klarens Gesellschafterin — unsre stille Theresia, ist aus wälscher Erde hieher verpflanzt und trägt die Sehnsucht nach dem warmen Himmel seines Vaterlandes noch immerdar auf seinen blassen Wangen.“

Georg ließ Klaren aus seinen Armen und schaute hin. Therese schlug die großen dunkeln Augen nach ihm auf und dann zu Boden und neigte sich demüthig vor ihm.

„Weil wir von Blumen sprechen“ — fuhr Herr Vollrad redselig fort — „morgen sollst du meinen Garten sehen und dich verwundern, wie alles so ganz anders worden.“

Ach, wohl war alles so ganz anders ge-

worden! Das fühlte Georg im Tiefſten ſeines Herzens. Die alte ſüße Vertraulichkeit zwiſchen ihm und Klaren war entflohen. Er ſehnte ſich nach dem Augenblick, wo er ohne Zeugen mit ihr reden könnte und doch bangte, doch graute ihm davor.

Für heut' aber durfte er kein Alleinſeyn mit ihr erwarten. Die Zeit der Abendmahlzeit erſchien, mit ihr nach alter Sitte die ganze Hausgenoſſenſchaft und Georg begrüßte die alten Bekannten. Während des Eſſens war Klara ſtill und ſchien oftmals in tiefes Nachſinnen zu verſinken und nur, wenn Georg erzählte, nahm ſie aufmerkend Theil. Herr Vollrad ſprach in der Freude ſeines Herzens fleißig den Becher an und trank auch Georgen tapfer zu. Dabei war des Erzählens kein Ende, beſonders als die Rede auf die jetzigen Angelegenheiten der Stadt fiel, ſo daß Mitternacht herankam, als Herr Vollrad erſt daran dachte, daß Georg müde ſeyn könne von der Reiſe.

„Ich habe dir dein traulich Kämmerlein

mit der Aussicht nach dem Garten wieder bereiten lassen," sprach er und rufte einen Diener herbei, Georgen zu geleiten. Darauf umarmte er ihn noch einmal und wünschte ihm gute Nacht. Klara bot erröthend ihrem Bruder die Wange zum Kuß und so schieden sie von einander. Georg aber stand lange wie ein Träumender, und starrte die Thür an, durch welche sie hinweggegangen, bis der wartende Diener ihn endlich an seine Gegenwart erinnerte.

Die Stadt Magdeburg theilte sich damals zwischen Hoffnung und banger Erwartung. Da man nach der Entfernung des geächteten Administrators, Christian Wilhelm von Brandenburg, auch die Wahl des Herzogs von Sachsen kaiserlicher Seits mit Unwillen vermerkte, indem der Kaiser seinen eigenen Sohn auf den erzbischöflichen Stuhl erheben wollte, die Stadt auch deshalb bereits im vorigen Jahr eine mehr als sechs-

monatliche Einschließung von den Kaiserlichen erduldet hatte, war jetzt, nicht gar lange vor Georgens Ankunft, der zurückgekehrte Christian Wilhelm, die Gelegenheit benutzend, plötzlich und in der Stille zu Magdeburg erschienen und hatte mit dem Rath ein Bündniß abgeschlossen, worauf sich die Stadt unter schwedischen Schutz begeben. Bald darauf ward vom König Gustav Adolph der Oberste Dietrich von Falkenstein gesandt und vom Magistrat zum Commandanten der Stadt bestellt.

Vielen bangte nun vor der Rache des Kaisers, die sie wie ein verderbenschwangeres Gewitter über der Stadt schweben sahen; der größere Theil aber vertraute der nahen Hülfe des schwedischen Heeres, welches schon ganz Pommern in Besitz und auch aus den Meklenburgischen Landen die Kaiserlichen vertrieben hate.

Unter diesen Umständen, da die Bewegung, in welcher sich alle Gemüther befanden, Georgen selbst wider seinen Willen zur

Theilnahme an der allgemeinen Angelegenheit hinriß und er ſich überdies der Geſchäfte ſeines Vetters mit regem Eifer annahm, blieb ihm nur geringe Zeit übrig, ſich des Umgangs mit ſeiner Schweſter zu erfreuen. Auch ſchien Klara gefliſſentlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu ſeyn, zu vermeiden; ſie war immer von Thereſen begleitet, die mit ihrer Großmutter, wie er vernahm, ein Stübchen im Hauſe bewohnte, welches Herr Vollrad der letztern aus Mitleid eingeräumt und Georg ſelbſt, obwohl von heimlicher Sehnſucht ohn' Unterlaß nach Klaren hingezogen, fühlte ſich doch in ihrer Nähe allzeit von einer ſeltſam beklemmenden Empfindung und einer ihm ſelbſt unerklärbaren Scheu ergriffen und von ihr hinweggedrängt. So kam es denn bald, daß ſie einander faſt nur bei der Mittags- und Abendmahlzeit begegneten. Hier aber wurden ihm, in der trüben und unzufriedenen Stimmung, die ſich ſeiner immer mehr bemeiſterte, Vollrads heitere Geſpräche und gutmüthige Scherze mit jedem

Tage unerträglicher; besonders war ihm dessen Stimme nie rauher und unangenehmer vorgekommen als jetzt, wenn derselbe sie mit liebkosenden Worten an Klaren wendete oder sich beigehen ließ, ihr Lob zu preisen. Er nur allein, so schien es ihm, wußte ganz, was Klara war; seinen Augen nur war die ganze Fülle ihrer Anmuth unverborgen, in seinem Busen nur lebte ein würdiges Bild von ihr und ihm allein wäre es zugekommen, ihr Lob auszusprechen, wenn seine Lippen es gewagt hätten; Vollrads Worte dünkten ihm nur Entheiligung und reizten ihn zum Unwillen. Herr Vollrad ward der Veränderung, die sich mit ihm begab, wohl inne; er bekümmerte sich darüber und fragte ihn öfters theilnehmend nach der Ursache; doch wie hätte Georg, der sich oft selbst ein Räthsel war, und den Schleier von dem, was in seinem Herzen vorging, nicht hinwegzuziehen traute, wie hätte er fremden Blicken die heimlichsten Gefühle seines innersten Wesens zu enthüllen vermocht!

So waren mehrere Wochen seit seiner Rückkehr vergangen, als er einst eines Abends spät, den langen Gang nach seinem abgelegenen Zimmer hinabschreitend, vor sich einen hellen Schein aus einer Mauerblende bemerkte, in welcher, wie er wußte, ein uraltes steinernes Bild stand, dessen Ursprung und Bedeutung niemand kannte. Er war als Knabe nie ohne Grauen vor ihm vorübergegangen. Da er sich befremdend näherte, sah er eine alte Frau, auf ungewöhnliche Art mit einem rothen Mantel bekleidet, die vor dem Bilde auf den Knieen lag. Ein Licht stand in der Blende. Die Alte raffte ihre Krücke vom Boden und versuchte sich zu erheben. „Reicht mir die Hand ein wenig, daß ich aufstehen kann," sprach sie auf italiänisch mit einer rauhen Stimme. Georg, der Sprache kundig, schloß daraus, daß es Theresens Großmutter sey und half ihr empor.

„Dies ist das Bild der heiligen Klara," fuhr sie fort: „die hier in diesem Hause, dessen Schutzheilige sie einst war, jetzt unge-

kannt und unverehrt, wie eine Fremde und Geächtete dasteht in Mitte des Unheiligen. In stiller Nacht geh' ich hieher, zu beten, ich eine Fremde und Geächtete wie sie, und es ist heute nicht das erstemal, daß ich sie Thränen vergießen sah ob eurer Verblendung."

Georg betrachtete die Alte voll Verwunderung. Sie holte das Licht aus der Nische und leuchtete ihm in's Gesicht. „Ja, ja," hub sie von neuem an: „das sind der Mutter Züge, das ist ihr Blick!" Ach die Unglückliche! sie hat die kurze Verirrung schwer genug gebüßt und büßt sie jenseit noch. Bete mein Sohn, bete für Deine Mutter!"

„Ihr kennt mich? rief Georg. Ihr kanntet meine Mutter?"

„Wohl kannt' ich sie!" entgegnete die Alte. „Auf diesen Armen hab' ich sie als Kind] getragen, um ihretwillen verließ ich unser schönes Vaterland und folgte ihr unter diesen rauhen Himmel, ach! nur um sie in fremder, ungeweihter Erde zu begraben!"

„Ihr irrt euch, gute Frau," sprach Georg. „Meine Mutter war eine Deutsche, aus deutschem Blute stammen wir, ich sowohl als meine Schwester."

Sie sah ihm lange schweigend ins Gesicht. „Deine Schwester?" rief sie endlich: „Deine Schwester? bist Du denn gewiß, daß sie wirklich Deine Schwester ist?"

Georg starrte sie an. Wie ein Blitzstrahl zuckte die Frage durch sein Innerstes und regte es gewaltig auf. Mit bebenden Lippen stammelte er: „Wahnsinnige, was hast Du gesagt? was willst Du mit mir machen?"

„Wahnsinnig nennst Du mich," sprach die Alte: „weil ich Deines Herzens geheimsten Wunsch berühre! Nun so sag' ich Dir denn hier vor dem Bilde der Heiligen, die meine Worte vernimmt: Klara ist nicht Deine Schwester!"

Georg wankte rückwärts und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Wir sind hier nicht sicher," fuhr jene fort: „kommt morgen Nacht, wenn alles

schläft, zu mir auf mein Kämmerlein, dann soll Euch alles klar werden."

„Nein, heute noch! jetzt gleich!" rief Georg und faßte sie heftig bei der Hand. Sie legte den Finger auf den Mund und sprach: „Still! still! Für heute kein Wort mehr! Ich muß erst mit mir selbst zu Rathe gehen; ein Geheimniß, das so lange in der Brust geroſtet, ist ein Theil von uns selber geworden und mag man sich dessen nicht so leicht entschlagen, wie einer schlechten Kupfermünze. Gute Nacht! Auf Wiedersehen. Und damit wandte sie ihm den Rücken und verschwand mit ihrem Lichte in einem Seitengange. Georg sah dem Scheine zu, der immer schwächer und schwächer werdend, an dem Gewölbe spielte, er hätte ihn aufhalten mögen, um nicht ganz allein zu seyn, und als nun alles still und dunkel war um ihn her, da fing ihn an zu grauen vor seinen eignen Gedanken, die wie Gespenster in seiner Seele aufstiegen und bald in wilder Verwirrung durch einander tobten; er eilte nach

seinem Zimmer und warf sich auf sein Lager.

Doch der Schlaf, den er, sich vor sich selbst zu retten, herbei sehnte, wollte nicht erscheinen und so lag er, tausend widerstreitenden Gefühlen zur Beute wehrlos hingegeben. Bald schalt er die Alte eine Wahnwitzige, eine Lügnerin, bald wieder überließ er sich der Hoffnung, daß sie doch wahr geredet haben könnte. Jetzt war das Wort zu dem Räthsel seines Herzens gefunden, jetzt wußte er, was Klara ihm von früher Kindheit an gewesen, nun kannte er die Regung, die ihn jetzt bei ihrem Wiedersehen überraschte, und dies Bewußtseyn ging wie eine heitre Morgenröthe ordnend und erquickend über der verworrenen Nacht seines bisherigen Lebens und seiner Empfindungen auf. Er wagte, sich Klaren von gleicher Liebe und Sehnsucht glühend, vorzustellen, seine Fantasie berauschte ihn mit den süßesten Bildern, dann aber brach wieder zerstörend der Gedanke in seinen Himmel ein, daß ja Klara

für ihn verloren, daß ihr Beſitz auf immer ihm verſagt, entriſſen ſey — er erfüllte ſein Herz mit Unmuth und Bitterkeit, und Vollrad erſchien ihm in dieſem Augenblick nicht wie ſein Pfleger und Wohlthäter, ſondern nur wie der Räuber ſeines Glücks, der unrechtmäßige Eigenthümer eines Schatzes, deſſen ganzen Werth er nicht einmal kenne, der Zerſtörer jeder Freude ſeines Lebens.

Es ging ſchon hoch gegen Morgen, als er erſt in einen unruhigen Schlummer ſank, aus welchem er ſpät und abgemattet, wie nach einer langen Krankheit, erwachte. Da Herr Vollrad ihm mit einem freundlichen guten Morgen entgegen trat, und ihn dann verwundert nach der Urſache ſeines bleichen und verſtörten Anſehens befragte, vermochte er ihm nichts zu antworten, vielweniger ihn anzuſehen und wandte ſich von ihm ab, weil er fürchtete, ſein Geſicht möchte der Verräther ſeines Herzens werden. Er verſuchte ſich durch angeſtrengte Arbeit zu betäuben, doch ohne Unterlaß klangen die Worte

des Alten vor seinen Ohren: Klara ist nicht deine Schwester! Vollrads Nähe wurde ihm mit jedem Augenblicke drückender und er ergriff den ersten Vorwand, sich zu entfernen, streifte überall, Zerstreuung suchend, in der Stadt umher, erschien weder Mittags noch am Abend bei Tische, und harrte ungeduldig der Zeit, wo ihm die Alte die Erklärung ihrer Worte verheißen hatte. Bei seiner Heimkehr am späten Abend erfuhr er, daß Herr Vollrad zur ungewöhnlichen Zeit auf's Rathhaus berufen worden und noch nicht wieder zurück sey.

Sein Weg führte ihn bei Klarens Zimmer vorüber. Durch eine Spalte der Thür bemerkte er Licht in demselben. Unwillkührlich blieb er stehen und da alles still war darin, trieb es ihn, das Auge an das Schlüsselloch zu legen. Er nahte sich zitternd, und sein Auge traf gerade auf Klaren, die ihre Haarzöpfe auseinander flechtend, in der Mitte des Gemaches stand. Seine Brust hob sich ungestüm, er mußte sich aufrichten, um Odem

zu schöpfen. Indem aber öffnete sich die Thür und Klara trat, das Licht in der Hand, auf die Schwelle. „Georg!“ rief sie: „du hier?“ Er fuhr zurück und starrte sie an. Ach! so herrlich war sie ihm noch nie erschienen! Das entfesselte, reiche Haar floß in tausend Locken und Ringeln über den nur halb bedeckten Busen nieder; ihre Wangen glühten in holder Schaam und Verwirrung. Er streckte seine Arme verlangend nach ihr aus, doch unfähig, seinen begehrenden Blick zu ertragen, schlug sie die Augen nieder, reichte ihm die Hand und mit einem leisen: gute Nacht! das über ihre Lippen zitterte, schritt sie zurück und wollte die Thür schliessen. Georg aber drängte sich ihr nach; es war ihm, als ob die Welt rings um ihn her versänke und verschwände, er sah nur die Geliebte, nur des heißen Triebes der Leidenschaft war er sich bewußt; seiner selbst nicht mehr mächtig, umfaßte er Klarens schlanken Leib, er fühlte das Beben ihrer Glieder, er fühlte das heftige Klopfen ihres

Herzens an seinem, und bedeckte ihren Mund, und ihre Augen und ihre enthlößten Schultern mit glühenden Küssen. „Georg!“ stammelte sie ängstlich, mit erstickter Stimme. „Georg! was beginnst Du?“ und strebte sich ihm zu entwinden. Er aber umstrickte sie nur fester und rief: „Nein! Nein! Du bist nicht meine Schwester, Klara! Du bist nicht meine Schwester!“ Da rang sie sich mit Macht aus seinen Armen und trat zurück und sah ihn an mit festem Blicke: „Unseliger,“ sprach sie: „und wenn ich es nicht wäre? Nicht Dir gehör' ich an! Du wirst und darfst mich nie besitzen!“ Sie sank in einen Sessel und verhüllte das Gesicht; Georg hörte sie schluchzen. Er warf sich vor ihr nieder, breitete die Arme nach ihr und wagte es nicht mehr, sie zu berühren. Da trat Therese herein; erstarrend blieb sie in der Thür stehen. Georg sprang auf; Klara winkte ihn mit der Hand hinweg und er wankte hinaus, und einem Trunkenen gleich nach seinem Zimmer.

Er gedachte in diesem Augenblicke der verheißenen Zusammenkunft nicht mehr, die er kurz vorher so ungeduldig herbeigewünscht hatte, allein die Alte stand schon auf dem Gange, seiner wartend und zog ihn mit sich fort. Da sie in ihrem Kämmerlein angelangt waren, verschloß und verriegelte sie die Thür, hieß ihn sich setzen und aufmerksam anhören, was sie ihm berichten werde. Nur mit Anstrengung vermochte er sich zu sammeln und ihren Worten zu folgen.

Sie erzählte ihm nun: wie seine Mutter, Franziska Gualtieri mit Namen, zu Bologna in Italien geboren und unter ihrer Obhut und Pflege in Zucht und Frömmigkeit aufgewachsen sey; wie dieselb: mehrere vortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewiesen habe, da ihr Sinn von Jugend auf nach dem Kloster gestanden, bis endlich ein Deutscher sie einst in der Kirche gesehen, hierauf in dem Hause ihres Oheims, bei welchem sie nach ihrer Eltern Tode gewohnt, den unbemittelten Alten durch seinen Reich-

thum verblendend, Zutritt gesucht und gefunden, und sich in das Herz des frommen und unerfahrnen Mädchens einzuschleichen und, ohne Zweifel mit Beihülfe teuflischer Künste, darin also festzusetzen gewußt habe, daß sie bei seiner Rückkehr nach Deutschland den Entschluß gefaßt, ihren Oheim und ihr Vaterland heimlich zu verlassen und ihm zu folgen.

„Ich konnte mich nicht von ihr trennen," fuhr die Alte fort: „da ich sie allzeit als mein eigenes Kind geliebt und so zogen wir mit einander in dieses fremde Land. Er führte uns aber nicht nach seiner Heimath, sondern brachte uns nach einer Stadt, die Erfurt heißt, unter dem Vorwande, daß er seine Eltern erst auf seine Heirath vorbereiten müsse. Hier besuchte er uns nun ab und zu, vertröstete die arme Franziska, die sich gesegneten Leibes befand, von einer Zeit auf die andre, ließ es uns aber indeß, wie ich bekennen muß, an nichts fehlen. Auch gaben sich die guten Leute, bei welchen wir

wohnten, alle Mühe, uns armen Fremdlingen behülflich und gefällig zu seyn.“

„Auf einmal aber zeigte sich in dem Betragen von Franziskas Geliebten eine gar merkliche Veränderung; seine Besuche wurden selten und wenn er kam, schien er zerstreut, verlegen, konnte nicht mehr dreist aus den Augen sehen und eilte jederzeit, wieder fortzukommen. Endlich, als er uns einst eine Anweisung auf eine sehr beträchtliche Summe Geldes zurückgelassen, blieb er ganz weg. Franziska schrieb an ihn — ach! einen Tiger hätten ihre Briefe zum Mitleid bewegen können! —, sie erhielt keine Antwort. Ein sicherer Mann, der abgesendet wurde, Erkundigung einzuziehen, kehrte mit der Nachricht zurück, wie der Treulose sich bereits vor mehrern Wochen mit einer sehr reichen Frau vermählt. Schreck und Gram wirkten zerstörend auf das verrathene Herz meiner unglücklichen Franziska. Sie starb, nachdem sie eines Knäbleins genesen, in meinen Armen. Ihre letzten Worte sprächen

den Namen des Verräthers und Segen über ihr Kind aus. Dieses Kind aber war't Ihr."

„Durch eine seltsame Fügung des Himmels mußte es sich nun begeben, daß die Frau unsers Wirthes beinahe zu derselben Zeit gleichfalls von einem Knaben entbunden wurde, der aber gleich nach der Geburt verschied. Der Mann, welcher seinem Gemahl mit großer Liebe zugethan war, befürchtete, daß diese Trauerpost einen gar übeln und gefährlichen Eindruck auf sie machen möchte, da sie, noch tief gebeugt über den Verlust ihres ersten Kindes, ihre ganze Hoffnung auf das Leben dieses zweiten gestellt hatte und sich überdem in einem sehr schwachen und bedenklichen Zustande befand; die Angst gab ihm also den Gedanken ein, sich an mich zu wenden mit dem Verlangen, Euch an den Platz seines eben verstorbenen Kindes unterzuschieben. Da ich nun, Euern Vater von ganzer Seele hassend, ihm nicht die Freude an Euch als seinem Sohn gönnte

und mir auch davor bange war, er möchte Euch zu sich nehmen und, der neuen Lehre zugethan, wie er war, Euch ebenfalls in diesem Irrwahn auferziehen, so gab ich den Bitten unsers Wirthes nach, der sich noch zu der alleinseligmachenden Kirche bekannte; die Hebamme ward durch ein Stück Geld gewonnen und Euerm Vater mit Franziska's Tode auch zugleich der Eurige berichtet. So wurdet Ihr als der Sohn jenes Mannes erzogen, und da seine Frau ein Jahr später noch ein Mädchen gebar, galtet Ihr und Klara sowohl vor der Mutter derselben, als vor der ganzen Welt für Geschwister. Mir aber wuchs nun die Sehnsucht nach meinem schönen Vaterlande immer höher an das Herz, und obgleich die guten Leute mich ungern missen wollten, und es mir auch hart ankam, mich von Euch zu trennen, konnte ich's doch endlich nicht länger ertragen, und zog von dannen nach meiner Heimath.

Ruhig und zufrieden lebte ich hier bei meiner verheiratheten Tochter und hätte die-

ses unglückliche Deütschland ganz vergessen, wenn nicht das Andenken meiner armen Franziska und das Verlangen, etwas von dem Schicksal ihres Kindes zu erfahren, mich zuweilen daran erinnert hätte. Da führte mich, es mögen nun drei Jahre her seyn, ein besondrer Zufall, oder vielmehr die Hand Gottes, mit einem Manne zusammen, den ich mehrmals zu Erfurt gesehen und gesprochen, und der des Handels wegen öftere Reisen nach Italien zu machen pflegte. Dieser berichtete mir nun zu meinem großen Schrekken, daß eure Eltern, das heißt, die dafür gehalten wurden, durch mancherlei Unglücksfälle in ihrem Gewerbe gänzlich zurück gekommen und endlich an einer bösartigen ansteckenden Krankheit, welche damals in dortigen Gegenden viele Menschen hinwegraffte, bereits vor mehrern Jahren Beide kurz hinter einander plötzlich verstorben seyen; die zwei hülflos hinterlassenen Kinder habe ein weitläuftiger Verwandter und reicher Kauf-

mann in Magdeburg, Herr Vollrad mit Namen, zu sich genommen." —

„So war also, was ich vermeiden wollte, dennoch geschehen. Ihr befandet Euch in den Händen eines Mannes, der, wie ich voraussetzen konnte, mit dem Gift seiner ketzerischen Lehre auch Euer junges Herz erfüllt hatte. Dieser Gedanke — und auch wohl noch ein andrer, den ich Euch nicht nennen kann — ließen mir Tag und Nacht nicht Ruhe und schlugen mich gänzlich nieder. Weit entfernt auch, daß die Zeit, die Kraft ihres ersten Eindrucks hätte mildern sollen, stieg ihre Gewalt vielmehr mit jedem Tage. Ich erkannte den Finger Gottes, der mich noch einmal nach der Fremde wies, um vielleicht, wenn es noch möglich, einen Verirrten auf den Weg des Heils zurück zu führen und eine Seele zu retten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, da mein Schwiegersohn in Angelegenheiten eines Kardinals nach Wien gesandt wurde, und begab mich mit ihm auf die Reise, begleitet von meiner Enkelin Theresia.

Von Wien gelangten wir, unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren, welche das auflodernde Kriegesfeuer in unsern Weg warf, unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau, glücklich hier an, wo ich zwar nicht Euch, aber in Herrn Volrad's Hause ein Plätzlein fand, auf welchem ich Eure Wiederkehr erwarten wollte."

Die Alte hielt hier in ihrer Erzählung inne und Georg sprach: „Weiß Klara, daß sie nicht meine Schwester ist?"

Die Alte schien nachzudenken. „Vielleicht," entgegnete sie endlich mit einem seltsamen Lächeln: „vielleicht hat die Schutzpatronin dort auf dem Gange es ihr verrathen!"

„Und mein Vater?" fragte Georg weiter: „lebt er noch? Und wo?"

Sie sah ihn lange schweigend an. In ihren tiefliegenden Augen loderte ein Feuer auf, vor welchem ihm graute. „Er lebt!" fuhr sie endlich heraus: „er lebt in Freud' und Herrlichkeit! Aber diesseits noch, das

weiß ich, wird ihn die Strafe seines Meineids treffen!"

„Wo aber lebt er?" rief Georg: „wie nennt er sich?"

„Fragt mich nicht weiter!" sprach sie mit rauhem Tone. „Ein Schwur bindet meine Zunge. Gute Nacht. Ich will zu Bette gehen. Wir sprechen uns weiter. Zweierlei aber will ich indeß Euch an das Herz legen. Erstlich, daß ihr des Zweckes gedenkt, um dessen Willen Gott einer schwachen Frau die weite, gefahrvolle Reise möglich gemacht und sie mit Kraft gerüstet; zweitens, daß ihr an nichts verzweifeln mögt! An nichts, sage ich Euch! Wunderbarer fügen sich oft die Dinge dem gläubigen Gemüth, als je der fege Verstand zu ahnen wagte."

Indem sie hierauf die Thüre öffnete, ihn hinauszulassen, trat Therese herein und schien heftig zu erschrecken über seine Gegenwart. Sie hatte geweint, wie ihre Augen verriethen. Die Alte zog sie mit einem zornigen Blick

herein, schob Georgen mit der andern Hand hinaus und schloß die Thür.

Als Knabe hatte Georg einen alten Diener in Vollrad's Hause oft ein Mährlein erzählen gehört, von einem Königssohn in Asien, der ausgezogen war, das Paradies zu suchen, und wie er mit seinen Gefährten endlich, nach langer Irrfahrt durch die Wüste, es wirklich, von einem Berge herab, vor sich liegen gesehen in unbeschreiblicher Schönheit. Doch als nun alle freudig darauf zueilten, gewahrten sie, daß es rings von einem ungeheuern Abgrund umgeben war, der ihnen den Eintritt wehrte. Und so standen sie an dem Abgrund und schauten hinüber nach dem Wunderlande, das in ewigem Morgenglanz und Frühlings-Frische sich vor ihnen ausbreitete. Tausend farbige Blumen prangten auf den grünen Auen, goldne Früchte winkten aus dunkelm Laube, Quellen rauschten, himmlische Töne und erquickende Wohlgerüche schwammen auf lauen Lüftchen zu ihnen herüber, keiner vermochte mehr sein

Auge hinwegzuwenden von dem Anblick, keiner dachte an die Rückkehr, keiner wich von seiner Stelle, und so standen sie an dem Abgrund in der sengenden Wüste und streckten ihre Arme hinüber, in heißem Verlangen und verzehrender Sehnsucht viele Tage und Nächte lang, bis sie endlich schwindelnd in den Abgrund stürzten, oder im Wahnsinn dahin starben.

Georg erinnerte sich jetzt oft der Erzählung und fand in dem Schicksale des unglücklichen Königsohns mit furchtbarer Wahrheit sein eigenes geschildert. Als er dessen einst in einem Gespräch mit der Alten erwähnte, bei welcher er sich, wie von einer unbekannten Gewalt getrieben, fast wider seinen Willen noch oft einfand, und die bald aller Heimlichkeiten seines Herzens sich bemächtigt hatte, sprach sie: „Warum schlagt Ihr keine Brücke über den Abgrund?" Finster entgegnete er: „Nur das Verbrechen kann sie bauen!" Da ergriff sie hastig seine Hand und rief: „In dem Schoos der wah-

ren Kirche findet Ihr Vergebung solcher Schuld!" Georg schauderte und schwieg.

Herr Vollrad, den Georgs Trübsinn und verstörtes Wesen ängstigte, mühte sich vergeblich, ihn davon zu heilen. Sein Bestreben machte vielmehr das Uebel nur noch ärger. Er fiel endlich auf den Gedanken, ihn mit Aufträgen, wozu sein ausgebreiteter Handel die Hand bot, bald da, bald dorthin zu senden, um ihn zu zerstreuen. Georg faßte begierig die Gelegenheit zur Entfernung auf, allein kaum hatte er dem Hause den Rücken gewendet, als er auch schon das heftigste Verlangen spürte, wieder dahin zurückzukehren, und er eilte jedesmal, nur sein Geschäft zu beendigen, um dann zu Hause, gleich unfähig, Klarens Anblick zu missen, wie zu ertragen, dasselbe Spiel von neuem anzufangen.

Da er die alten Verhältnisse zu Vollrad und zu Klaren, die ihm sonst das Leben werth gemacht hatten, so gewaltsam zerrissen fühlte und das neue, wonach sein Herz be-

gehrte, der eherne Fuß des Schicksals schon im Aufkeimen niedertrat, ward jetzt oft die Sehnsucht in ihm laut, wenigstens seinen Vater zu kennen, daß er doch jemand hätte auf der weiten Erde, dem er angehörte und den er lieben dürfe. Die Alte bestand hartnäckig darauf, ihn nicht zu nennen, und er war oft dem Entschlusse nahe, Vollraden das Geheimniß seiner Geburt mitzutheilen, in der Hoffnung, daß dieser ihm vielleicht zur Entdeckung seines Vaters behülflich seyn möchte. Allein theils hielt ihn immer noch ein der Alten geleistetes Versprechen zurück, theils ward es ihm schwer, bei dem geheimen Groll gegen Vollrad, der, jedes bessere Gefühl umstrickend, in seinem Herzen immer höher wuchernd um sich griff, seinen Mund gegen jenen selbst zu den allergleichgültigsten Worten zu öffnen.

In dieser Lage, von seiner innern Unruhe ohne Rast wie ein Geächteter umhergetrieben, suchte er jede Gelegenheit auf, sich wenigstens zu betäuben und brachte seine Zeit

meist an öffentlichen Orten, in Trinkstuben und Spielgelagen hin, obgleich er fühlte, daß er bei solchem Treiben immer mehr in sich zu Grunde ging.

An einem Abend befand er sich auch in einem Hause, wo viele Bürger zusammen zu kommen pflegten, und die Gesellschaft war heut besonders zahlreich, da gute Nachrichten eingelaufen waren, indem die Truppen, welche der Administrator zusammen gebracht, neuerdings wieder, durch Zulauf aus den umliegenden Städten verstärkt, nicht unbedeutende Vortheile über einige gegen sie abgesendete kaiserliche Regimenter davon getragen hatten. Da bemerkte Georg, an einem Tisch ihm gegen über, einen Mann, dessen Gesicht ihm gar wohl bekannt dünkte, und je länger er ihn ansah, desto mehr, und er konnte endlich nicht daran zweifeln, daß es ein kaiserlicher Hauptmann sey, ein Italiäner von Geburt, den er einst zufällig bei einem Volksauflauf zu Nürnberg mit eigner Lebensgefahr aus den Händen des Pöbels gerettet hatte

Indem er nun voll Verwunderung über dessen Hierseyn aufstand, ihn näher zu betrachten, gewahrte auch der Fremde seiner, sprang auf, und war plötzlich unter der Menge verschwunden.

Georg ging nachdenkend über das seltsame Ereigniß nach Hause und da er sich erinnerte, daß Theresens Großmutter einst im Gespräch eines kaiserlichen Hauptmanns gleiches Namens mit jenem gedacht hatte, ging er zu ihr, sie weiter darum zu befragen.

„Ich weiß schon," unterbrach ihn die Alte, da er kaum seine Erzählung angefangen: „der Hauptmann Montenero. Ihr habt ihm vor drei Jahren das Leben gerettet."

„Ihr wißt es?" fragte Georg erstaunt. „Vielleicht kommt bald eine Zeit, da er's Euch danken kann," fuhr die Alte fort: „sicherlich habt Ihr ihn heut gesehn?"

„Auch das wißt Ihr?" rief Georg. „Ihr wißt, daß er hier ist?"

„Nun ja," erwiederte sie: „Ihr werdet mich doch nichts neues lehren wollen?" Da er aber weiter in sie drang, schien sie verlegen zu werden, wich seinen Fragen aus und meinte, sie hätte nur heut einen Mann über die Straße gehen sehen, der dem Hauptmann Montenero viel geglichen, ohne Zweifel aber seyen sie beide durch eine bloß zufällige Aehnlichkeit getäuscht worden.

Sie stand während dieses Gesprächs vor einem geöffneten Wandschrank und indem jetzt Georg seine Augen dahin wandte, sah er einen sauber gearbeiteten Dolch darin liegen. Es überkam ihn eine seltsame Begier darnach, und er streckte die Hand aus, ihn zu ergreifen. „Das ist kein Werkzeug für Euch plumpe Deutsche!" rief die Alte, und wollte es ihm wieder entreißen, er aber trat zurück, zog den Dolch aus der Scheide und betrachtete die scharfe Schneide und Spitze mit funkelnden Augen. „Was macht Ihr damit?" sprach er: „laßt ihn mir!" „O!" rief die Alte: „meine Hand ist noch stark

genug ihn zu führen! Doch wenn er Euch gefällt, mag's drum seyn! behaltet ihn und gebraucht ihn wohl.“ Georg steckte ihn in seinen Busen und entfernte sich schleunig, nicht anders, als trüg' er einen kostbaren Schatz mit sich davon. —

Die Freude der Magdeburger, über die erhaltenen Vortheile, erlitt bald darauf einen harten Stoß, da Graf Pappenheim, von seinem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg zurückkehrend, sich der Stadt näherte und die Truppen des Administrators aus der ganzen umliegenden Gegend vertrieb, auch der kaiserliche Feldherr Tilly erschien und ein gar drohendes Abmahnungsschreiben an den Prinzen Christian Wilhelm erließ; doch wuchs ihr Muth von neuem, als Tilly, den reißenden Fortschritten des

Königs Gustav Adolphs von Schweden zu begegnen, sich wieder von Magdeburg entfernte und die zurückgelassenen kaiserlichen Generale, Pappenheim und Wolf v. Mannsfeld, besonders nach dem mißlungenen Angriff der Schanze in der Kreuzhorst, zur Einschließung und Belagerung der Stadt weiter keinen bedeutenden Versuch machten. Zu gleicher Zeit blieb der Zusammentritt der protestantischen Stände zu Leipzig und die Rüstung des Kurfürsten von Sachsen nicht unbekannt, und alles war froher Hoffnung und guter Dinge. Viele von der jungen Bürgerschaft bezeigten laut ihren Willen, die Stadt mit Gut und Blut zu vertheidigen, und übten sich in Handhabung der Waffen.

So traf sich's, daß Georg einst bei einem Büchsenschießen zugegen war, welches auf dem Marsch *) gehalten wurde. Er setzte sich, dem lustigen Treiben eine Weile zuschauend, und wie er so auf das Knallen

*) Eine Elbinsel.

und auf das Einschlagen der Kugeln in die Scheibe horchte, ging ein Bekannter an ihm vorüber und sprach: „Nun aber wie dann, wenn an dem Ziele ein Menschenleben stände, und wir dagegen mit dem Rohre?“ diese Frage fiel ihm seltsam auf's Herz, er versank darüber in Nachsinnen, und es kamen allerlei wunderliche Gedanken über ihn, in denen er sich verlor, so daß er sich nicht aufrufen hörte, da ihn die Reihe traf, und derselbe Freund ihn daran erinnern mußte.

„Nun, wo seyd Ihr?“ sprach dieser, indem er ihm die Büchse in die Hand gab. „Nehmt Euch zusammen! treffen thut Noth. Der Graumantel hat sich noch keinen an's Herz kommen lassen.“

Die Scheibe stellte diesmal das Bild eines Mannes vor, welches beweglich war, so daß es vor dem in Anschlag liegenden Schützen vorübergezogen wurde. Auf der Brust trug es ein rothes Herz, wornach jeder zielte.

Als nun Georg noch wie im halben Traume dastand, die Büchse aufgelegt, mit brennender Lunte, und das Bild draußen erschien, daß er darnach schießen sollte, da fuhr er auf einmal erschrocken zurück. „Was ist das?" schrie er: „was macht Ihr?" Das Bild hatte einen grauen Mantel, wie ihn Herr Vollrad zu tragen pflegte, und Georgen kam es in diesem Augenblick nicht anders vor, als sey es Vollrad selber, der dort vorüber schritte und ihn traurig ansähe. „Nach dem kann ich nicht schießen!" rief Georg noch einmal. Da erhub sich ein lautes Gelächter unter den Umstehenden und sie riefen ihm zu: „Was habt Ihr vor? Seht Ihr Gespenster? So schießt doch zu, sonst ist's zu spät! „Da kam er zu sich und schämte sich, legte schnell die Büchse an, und brannte los. — Der Zieler zeigte den Schuß. „Wohl getroffen!" schrien alle. „Mitten durch's Herz!" Er schaute hin; das Bild schien mit jammervoller Miene nach dem blutigen Herzen zu zeigen; es ward

ihm dunkel vor den Augen, er taumelte zurück und lehnte sich an die Wand. Viele traten an ihn heran und wünschten ihm Glück zu dem besten Schusse, seine Geschicklichkeit preisend, er hörte aber kaum, was sie sagten, es überfiel ihn eine große Angst und trieb ihn schnell hinweg aus dem Getümmel.

Als er nach langen Umherirren nach Hause kam, begegnete ihm Klara auf dem Vorsaal vor ihrem Zimmer. Er hatte sie seit jenem Abend, da ihm die Alte das Geheimniß seiner Geburt entdeckte, nicht wieder allein gesehen. Sie erschrak über sein verstörter, bleiches Gesicht und die Fieberglut, die in seinen Augen loderte, und wendete sich nach ihrem Zimmer. Er aber eilte auf sie zu, umfaßte sie heftig und rief: „Klara, ich weiß es nun gewiß, Du bist nicht meine Schwester!“ Sie wand sich aus seinen Armen. „Geh! geh! Unglücklicher! verlaß mich! verlaß dies Haus!“ sprach sie mit leiser Stimme: „ich wußt' es längst!“

„Verlassen? Dich!" rief er: „und weiter hast Du keinen Trost für mich, kein Mitleid mit der Qual, die mich verzehrt? Sprich nur ein Wort," fuhr er leise fort: „ein Wort nur. Laß mich nicht so gehen. Die Hölle ist in meiner Brust. Ich kann alles, um Dich zu besitzen. Mitten durch das Herz, durch's blutige Herz habe ich getroffen! Nun ja! was ist's denn weiter? Selbst um den Himmel bist Du nicht zu theuer erkauft!"

„Wahnsinniger!" schrie sie mit Entsetzen: laß ab von mir! Hinweg!" — Er wollte ihre Hand fassen, sie aber stieß ihn heftig zurück, eilte nach ihrem Zimmer, und er hörte, wie sie den Riegel vorschob.

Er schlug sich mit der Faust an Stirn und Brust, und indem er sich wendete zu gehen, sah er Theresen, die ängstlich auf ihn zukam. „Wo wollt ihr hin?" sprach sie. „Geht nicht zu meiner Großmutter, ich bitte Euch, geht nicht zu ihr! Es ängstigt mich, wenn ich Euch bei ihr sehe." — Georg starrte sie an. „Ihr seht fürch-

terlich aus!" fuhr sie fort. „O Gott, was soll daraus werden! Betet, betet fleißig, wenn der Versucher Euch nahe steht. Ach glaubt mir, das Gebet hat wunderbare Macht." — Georg küßte sie auf die Stirn und rief: „Bete Du für mich, unschuldiges Kind! Gott erhört nicht, was ich zu ihm bete." Er verließ sie schnell und eilte von neuem aus dem Hause.

Am andern Morgen erfuhr er durch den Diener, welcher ihm aufwartete, daß Klara unpäßlich sey; auch erzählte ihm dieser, daß sie Herrn Vollrads Bett, um seine Ruhe nicht zu stören, in das anstoßende Zimmer, durch welches man nach dem Schlafgemach gelangte, zu setzen befohlen habe, und Therese indeß bei ihr schlafe.

Ein paar Tage darauf war er mit vielen jungen Leuten zusammen. Es wurde wacker gezecht, und da sie Georgen so finster und in sich gekehrt sitzen sahen, machten sie sich an ihn, tranken ihm fleißig zu und suchten ihn mit in ihre Lust hinüber zu ziehen. So

kam es, daß er wider seinen Willen und ohne daran zu denken, über seine Gewohnheit trank und endlich spät in der Nacht mit ziemlich schwerem Kopf und wankenden Sinnen nach Hause ging.

Er hieß den wartenden Diener zu Bett gehen, nahm ihm das Licht ab und begab sich auf den Weg nach seinem Zimmer. Als er auf den langen Gang kam, fand er wiederum Theresens Großmutter vor dem steinernen Bilde knieen.

„Ich habe getrunken und Du hast gebetet," rief er ihr lachend zu. „Das sollten wohl gar verschiedne Dinge seyn, am Ende aber läuft doch alles auf eins hinaus in der Welt. Fluchen und Beten, Lachen und Weinen, Tugend und Laster: es führt alles zu einem Ziel. Der Schulmeister hat es uns freilich anders gelehrt!" — „Ich hab' heute meine ganze Lection vergessen," fuhr er fort: "Kannst Du mir nicht darauf helfen, Alte, was Tugend heißt?"

Sie sah ihn finster an und stand auf.

„Frevle nicht!“ sprach sie mit funkelnden Blicken. „Der Tag des Gerichts naht. Verderben hängt über Euer aller Haupt.“

„Verderben über das ganze menschliche Geschlecht!“ rief er. „Meinetwegen! Es taugt nicht viel, und ist eine neue verbesserte Auflage wohl an der Zeit. Möchte doch das alte Gerüst der Welt jetzt gleich zusammenstürzen! wie viel tausend gräßliche Dinge sähe die Sonne weniger, die fast noch diese Nacht ausheckt! Geh zu Bette, Alte! Mir graut vor dieser Nacht.“

„Wenn Ihr klug wärt“ — hub sie an und sah sich nach allen Seiten schüchtern um — „es kommt bald eine Zeit — wenn Ihr klug wäret und mir vertrautet — aus Asche und Thränen könnten leicht Eure Rosen sprießen!“

„Schweig still, Alte!“ unterbrach sie Georg: „mir hat auch neulich von weißen Rosen geträumt, die roth geworden waren über Nacht; wie ich aber recht hinsah, waren sie ganz voll Blut. Siehst Du, ich

glaube der rothe Thau klebt noch an meinen Händen! Geh zu Bette! Ich will nichts davon wissen." — Er ließ sie stehen und ging langsam den Gang hinab nach seinem Zimmer.

Unausgekleidet warf er sich auf sein Lager und der Schlaf übermannte ihn. Aber nicht lange hatte er so in unruhigem Schlummer gelegen, als er plötzlich aufschreckend in die Höhe fuhr. Ihm war, als hätte jemand mit lauter Stimme seinen Namen ihm ins Ohr gerufen. Erschrocken schaute er um sich. Es war alles still. Das Licht stand auf dem Tische und flackerte erlöschend von Zeit zu Zeit noch einmal auf. Wie einen Blutstrom fühlte er das Blut durch seine Adern schießen. In wildem Durcheinanderwirren trieben sich die mannigfaltigsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf. Sein ganzes Leben ging in rascher Folge an ihm vorüber und überall war Klarens Gestalt darin verflochten. Er sah sie in den verschiedensten Formen und Verhältnissen, als Kind,

als Jungfrau und als Frau, er sah sie vor sich stehen, wie sie ihm vor kurzen erst erschienen, das entfesselte Haar über die entblößten Schultern hinabfließend an der schlanken Gestalt, erglühend in holder Schaam und Verwirrung. Er drückte seine brennenden Lippen auf ihren Mund und Busen, er fühlte das Beben ihrer Glieder in seinen Armen. Das heftigste Verlangen entzündete sich an diesen Bildern. Alle seine Pulse klopften; sein Herz schien nicht Raum genug zu haben in der beengten Brust. Sein Blut hätt' er darum hingeben mögen, um in diesem Augenblick nur ihre Hand, ja nur den Saum ihres Kleides zu berühren. Sie war krank, vielleicht um seinetwillen, vielleicht wachte sie in dieser Stunde, wie er, und dachte an ihn und ach! vielleicht regte sich gleiche Sehnsucht in ihrer Brust. Er sprang auf und ging mit hastigen Schritten hin und wieder. Es fiel ihm ein, daß jetzt nur Thorese bei ihr war — wenn Vollrad sein Schlafgemach nicht verschlossen hatte —

Vollrad schlief fest — es war möglich, sich durchzuschleichen in Klarens Zimmer. Der Gedanke wurde mit jeder Minute lebendiger in seiner Seele. — Nur sehen, vielleicht zum letztenmale sehen wollte er Klaren und aussprechen vor ihr, was in seinem Innern lodernd seine Brust zu zersprengen drohte; das Geständniß der Liebe wollte er von ihren Lippen nehmen, und damit, wie mit einem nie versiegenden Schatze, dann sich selbst aus ihrer Nähe verbannend, hinausfliehen in die arme Welt. Immer reizender lockte die Begier, immer ungestümer drängte das Verlangen nach seinem Herzen und riß ihn, einem unbändigen, zügellosen Rosse gleich, jedes Bedenken niederstürmend, mit sich dahin. Er wollte, er mußte Klaren sehen, und wenn sein Weg auch über ein Verbrechen hin ging!

Schnell verließ er das Zimmer. Auf dem langen Gange kam es ihm von weitem vor, als sähe er einen matten Schein in der Blende, wo das Heiligenbild stand, doch als

er näher kam, war alles finster. Indem er vorbeischritt, war ihm, als wollte ihn jemand beim Mantel fassen und zurückhalten, sein Haar sträubte sich empor und er eilte schnell vorüber.

Sachte schlich er die Treppe hinab und vor die Thür des Zimmers, wo Vollrad schlief. Er stand lange horchend, kein Laut regte sich, er legte die zitternde Hand an den Drücker des Thürschlosses; die Thür war offen; er trat hinein und erschrack über sich selbst, da er sich beim Schein der Nachtlampe so auf einmal mitten in dem Gemach stehen sah. Hart an der Thür gegenüber, die zu Klarens Zimmer führte, stand Vollrads Bett. Er hörte den lauten Odem seines ruhigen Schlafs. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er stand und schwankte zwischen dem Ruf der Leidenschaft, die ihn vorwärts trieb, und der erwachenden Stimme des Gewissens, die ihn zurückhielt, aber die Leidenschaft siegte. Leise wollte er an Vollrads Bett vorüberschleichen, ohne ihn anzusehen,

doch wider seinen Willen wendeten sich seine Blicke nach ihm, da er näher trat, wider seinen Willen blieb er gefesselt vor seinem Bette stehen und betrachtete ihn. Der lang genährte Groll richtete sich auf in seiner Brust wie ein Gewapneter, da er ihn so ruhig schlummern sah, der ihm seinen Himmel geraubt und diese ruhelose Qual in sein Herz geworfen hatte. Es war ihm, als läg' ein bittrer Vorwurf gegen ihn in Vollrads Miene, aber dieser Vorwurf erbitterte nur die rasende Leidenschaft. Wer gab seinem Alter ein Recht auf den Schatz der Jugend? Dein war Klara von früher Kindheit an; dein wäre sie noch ohne diesen und dein wäre sie wieder, — wenn diese Brust nicht mehr athmete! — Seine Sinne verwirrten sich. Der Boden schien ihm unter seinen Füßen zu schwanken. Vor seinen Ohren brauste es wie fernes Toben eines Waldstroms und indem er auf die Brust des Schlafenden hinstarrte, die sich ruhig hob und senkte, kam es ihm vor, als sprüng'

auf der linken Seite ein blutiges Herz hervor; zugleich vernahm er die Worte: „Stoß zu, sonst ist's zu spät!“ und hintendrein eine rauhe Stimme wie der Alten, die sprach: „Gebrauch ihn wohl! was zögerst Du!“ Seine Rechte griff nach dem Dolch, den er jetzt allzeit im Busen trug. Indem regte sich Vollrad, als wollt' er erwachen. Georg riß den Dolch hervor und aus der Scheide, und hielt ihn hoch in der geschwungenen Faust. In diesem Augenblick fiel ihm jemand von hinten in den Arm und da er sich voll Entsetzen wandte, sah er Theresen vor sich stehen, nur halb bekleidet, bleich und odemlos. „Rasender!“ rief sie mit leiser, gepreßter Stimme, die sich mühsam aus ihrem Busen rang. „Rasender! was beginnst Du? Es ist Dein Vater, Du bist sein und Franziska's Sohn!“ Sie entriß ihm den Dolch, ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort aus dem Gemach, und immer weiter nach dem Zimmer ihrer Mutter. Georg folgte ihr in dumpfer Bewußtlosigkeit.

Als sie das Zimmer erreicht hatte und noch Licht darin bemerkte, schlug sie hastig an die Thür. „Wer klopft so spät?“ schrie die Alte. „Mach auf, Mutter, schnell, um Gottes willen!“ sprach Therese. Die Alte öffnete unwillig. Therese zog Georgen mit sich in das Zimmer, fiel dann vor ihrer Großmutter auf die Knie und rief: „Gebenedeiet sey die allerheiligste Jungfrau und die heilige Klara, die mich ausersehen, diesen da zu retten aus der Gewalt des Bösen. Ich habe Dein Geheimniß verrathen, strafe mich, ich duld' es gern!“

Sie erzählte mit flüchtigen Worten und noch fast odemlos, wie sie ruhig geschlafen, als sie dreimal hinter einander eine Stimme gehört, die ihr zugerufen: „Steh auf und geh hinaus!“ wie sie auch jedesmal davon erwacht, allzeit aber vom Schlaf wieder übermannt worden, bis endlich die heilige Klara, so wie sie draußen auf dem Gange abgebildet stehe, ihr erschienen, sie ängstlich bei der Hand ergriffen und gesagt: „Steh

auf und geh hinaus, es ist die höchste Zeit!“ und wie sie da erschrocken aus dem Schlafe emporgestreckt und aufgesprungen und nach dem Nebenzimmer geeilt sey, und dort Georgen erblickt habe, der mit gezückten Dolch an Vollrads Lager gestanden. „Die Angst preßte mir Dein Geheimniß aus der Brust,“ schloß sie: „er weiß es nun, und jetzt entdeck' ihm alles!“

Die Alte schlug ein gräßliches Gelächter auf. „Nun ja!“ rief sie: „hättest Du zugestoßen, Du hättest Deinen Vater ermordet!“

Georg sank auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht in seinem Mantel.

„Leichtsinnige Verrätherin!“ wendete sie sich zu Theresen mit zornigem Gesicht, — „Kannst Du die Folgen Deiner That ermessen? Du reißest an den Tag, was ich so lange in dunkler Brust verborgen. Wie das Wort über Deine Lippen tritt, ist es dem Schicksal verfallen, das es in sein fürchterliches Gewebe flicht.“ — Nach einem kur-

zen Nachdenken fuhr Sie fort: „es ist geschehn! das ausgesprochne Wort bringt keine Macht zurück. Sie hat Euch die Wahrheit gesagt. Der Verführer meiner unglücklichen Franziska, der Mann, der Eurer Mutter das Herz gebrochen, Euer Vater ist Vollrad."

Sie stand auf und holte aus dem Wandschrank einen Ring und mehrere Papiere herbei, und reichte alles Georgen hin; „diesen Ring," sprach sie: „schenkte Vollrad einst Eurer Mutter; in diesen Papieren findet Ihr Briefe und Aufsätze von ihrer Hand, auch liegt dabei ein Zeugniß von Klarens Vater, Euerm Vetter, über Eure wahre Abstammung und die Ursache unsers Betrugs. Er gab es mir damals auf den Fall seines Todes, um davon Gebrauch zu machen, wenn es die Noth erforderte."

Georg nahm die Papiere und den Ring, und heftete seine starren Blicke darauf. Die Alte fuhr fort: „Ich schwieg bis jetzt. Ich hatte wichtige Gründe, auch gönnt' ich Eu-

rem Vater keinen Sohn. Thut Ihr nun, was Euch gut däucht. Doch seyd stets eingedenk, daß es die Hand einer Heiligen war, von Eurer Religion verachtet, die Euch vielleicht vom Vatermord errettet hat, und glaubt mir, nur in dem Schooß der wahren Kirche findet Ihr für Herzenswunden wie die Euern, Linderung und Genesung."

Georg wollte aufstehen, aber er sank kraftlos wieder in den Sessel zurück. Therese erschrak heftig, da sie ihn ansah. Erloschen starrten seine Augen aus ihren Höhlen, seine Zähne schlugen im Fieberfrost zusammen. Sie sprang hinaus, seinen Diener zu wekken. Mit Mühe brachten sie ihn nach seinem Zimmer. Der anbrechende Morgen fand ihn bewußtlos und der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf.

Auf die Nachricht von Georgs Krankheit, war Vollrad sogleich erschrocken herbei-

geeilt und forschte vergebens nach der Veranlassung des plötzlichen Unfalls, die keiner von den Hausgenossen ihm sagen konnte und durfte. Indeß mochte es ihm doch nicht verschwiegen werden, daß Georg noch spät in der Nacht bei Theresens Großmutter gewesen sey und sein Erstaunen, so wie sein Mißvergnügen darüber, entging Theresen nicht.

Bald kam auch Klara, und da sie Georgen so besinnunglos mit entstelltem Gesicht und halbgebrochnen Augen da liegen sah, brach ihre mühsam erzwungne Fassung mit einem Male zusammen. Sie warf sich laut weinend vor seinem Bette nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen.

Indem vernahm Herr Vollrad ein Getümmel und lautes Sprechen auf dem Hofe und sah vom Fenster herab, daß seine Leute unruhig hin und wieder liefen. Bald darauf trat ein Diener voll Bestürzung in das Gemach und meldete, wie die ganze Stadt in Aufruhr sey, da eben die Nachricht herein gekommen, daß Tilly mit einem großen

Heere am Rehberger Holze stehe und zur Belagerung der Stadt ernstliche Anstalten zu treffen scheine. Herr Vollrad eilte hinweg, nähere Erkundigung einzuziehen. — Es verhielt sich so, wie ihm berichtet worden.

Da es Tilly'n nicht geglückt war, in Pommern etwas gegen den König von Schweden auszurichten, hatte er sich plötzlich wieder rückwärts gewendet, ernstlich entschlossen, Magdeburg nunmehr ohne Säumen mit aller Macht anzugreifen und sich wo möglich noch vor Annäherung der Schweden in den Besitz dieses wichtigen Punktes an der Elbe zu setzen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft, am 30. März (1631), ließ er durch Pappenheim das blutige Schauspiel eröffnen. Die Schanze im Rehberger Holze, Trutz Pappenheim genannt, mit einigen hundert Mann besetzt, wurde mit stürmender Hand erobert, die Besatzung niedergehauen und die Leichname in die Elbe geworfen. Ein gleiches Schicksal hatten an diesem und den nächsten

Tagen der gröſte Theil aller übrigen Außenwerke. Zwar rief die Noth der kaiserlichen Besatzung zu Frankfurt an der Oder, welches Gustav Adolph mit groſser Uebermacht und Gewalt angegriffen, Tilly'n noch einmal von seinem angefangenen Werke ab, allein schon in Brandenburg erfuhr er das traurige Loos der Seinen, die von den Schweden überwältigt und größtentheils der Rache geopfert worden waren (3. April), und mit desto gröſserer Erbitterung und vermehrtem Ingrimm kehrte er zur Belagerung Magdeburgs zurück.

Nach der Besetzung der Zollschanze, des wichtigsten Außenwerks, welches Falkenberg, der es nicht länger halten zu können meinte, am 21. April freiwillig geräumt, setzte Tilly den größten Theil seiner Truppen über die Elbe, die Stadt auch von der andern Seite ernstlich anzugreifen. Die Magdeburger steckten hierauf die beiden Vorstädte, Sudenburg und Neustadt, selbst in Brand, die Belagerer besetzten die Brandstätten und kamen mit

ihren Arbeiten bald bis nahe an die Stadt, der sie nun durch mehrere Batterieen hart zusetzten, und sie zur Nachtzeit durch eingeworfene Granate und Bomben ängstigten.

Trotz der geringen Zahl der eigentlichen Besatzung *) und trotz der großen Uneinigkeit unter der bewaffneten Bürgerschaft, setzten dennoch die Belagerten diesen Angriffen einen muthigen Widerstand entgegen. Sie machten an einem Tage (25. April) drei glückliche Ausfälle **), und fügten auch außerdem dem Feinde durch lebhaftes Kanonen- und Musketenfeuer großen Schaden zu. Der Pulvermangel aber setzte bald dieser wackern Vertheidigung ein Ziel, und ließ den Bela-

*) Ungefähr 2000 Mann zu Fuß und 250 zu Pferde.

**) Bei dem Ausfall nach der Neustadt mußte sich Pappenheim hinter einer Mauer verbergen und wäre gefangen worden, wenn die Magdeburger nur drei Schritte weiter vordrangen. Diese unterlassenen drei Schritte entschieden also das Schicksal der Stadt; denn ohne Pappenheim wäre sie schwerlich mit Sturm eingenommen worden.

gerern freie Hand, die nun mit ihren Arbeiten von allen Seiten bis an den Stadtgraben vordrangen.

In der ersten Zeit dieser Angst und Gefahr war das Vollradsche Haus in zwei ungleiche und ganz verschiedne Hälften getheilt. Denn während der größere Theil der Hausgenossenschaft an den allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten freiwillig oder gezwungen den lebhaftesten Antheil nahm, und in beständiger, unruhiger Bewegung umhergetrieben wurde, schien Georgs Krankenzimmer gar nicht zum Hause, noch zur Stadt zu gehören, ja gänzlich in einer andern Gegend der Erde zu liegen, so wenig kümmerte Theresen sowohl als Klaren, die nicht aus dem Zimmer wichen, alles was außerhalb desselben vorging. Nur ihrem Schmerze und der Pflege des geliebten Kranken lebte Klara, und Therese stand ihr als theilnehmende Gehülfin und mitleidende Trösterin traulich zur Seite. Selbst Vollrad, der fleißig ab- und zuging, vergaß hier der allgemeinen Noth und fühl-

te nur den Verlust, der seinem und Klarens Herzen drohte.

Oft wenn Therese ihn mit so kummervoller Miene an Georgs Lager stehen sah, auf des Kranken Odemzug lauschend, da schwebte das Geheimniß auf ihren Lippen und es trieb sie, ihn bei der Hand zu fassen und zu sprechen: ja traure nur, du armer Vater, es ist wirklich dein Sohn! Allein ein furchtbarer Schwur, den ihre Grossmutter, auf die Nachricht von Georgs Bewußtlosigkeit, ihr abgezwungen hatte, verschloß ihren Mund. Der Ring und die Papiere waren wieder in den Händen der Alten, den Dolch verwahrte Therese.

Mehrmals bei Nachtzeit kam die Alte in Georgs Zimmer, trat an sein Bett und nachdem sie ihn lange betrachtet, machte sie ihm das Zeichen des Kreuzes über Haupt und Brust, legte ein Scapulier, welches sie um den Hals trug, auf seine Stirn und begab sich dann schweigend, wie sie gekommen war, wieder hinweg. — In der elften Nacht der

Krankheit kam sie gleichfalls. Sie kniete an dem Bette nieder und betete, dann stand sie auf, zog ein silbernes Büchschen hervor und rieb mit dem darin enthaltenen Balsam des Kranken Schläfe und Brust. „Morgen ist der entscheidende Tag," sprach sie beim Weggehen zu Klaren. „Bete mit mir zur heiligen Jungfrau, so wird sie ihn Dir retten und er rettet Dich."

Bald darauf fiel Georg in einen tiefen und ruhigen Schlaf, der Arzt fand ihn am andern Morgen noch schlafend und meinte, nun werde es sich zeigen, ob es zum Leben gehe oder zum Tode. Ueber eine Weile erwachte der Kranke, schaute befremdet umher und versank dann in tiefes Nachsinnen wie es schien. Auf einmal streckte er seine Hand nach Klaren aus und rief: „Klara!" Mit hervorbrechenden Freudenthränen ergriff sie die dargebotene Hand und drückte sie an ihre Brust. Darauf wendete sich Georg gegen Theresen und bot ihr gleichfalls lächelnd die Hand. Der Arzt empfahl Ruhe und Stille,

und Klara ging hinaus, weil sie ihr Herz nicht meistern konnte.

Von diesem Augenblick an wendete sich die Krankheit mit raschen Schritten zur Genesung. Georg behielt das Bewußtseyn und ob er gleich still und ohne zu sprechen da lag, so war doch deutlich zu spüren, wie nach und nach die Erinnerung alles Vergangenen zu ihm zurückkehrte. Er blickte Theresen oft freundlich an und nannte sie leise seine Retterin, und als den andern Tag Vollrad in's Zimmer trat, gerieth er in sichtliche Bewegung, verhüllte sein Gesicht, dann versuchte er sich empor zu richten, ergriff Vollrads Hand und führte sie an seine Lippen, Vollrad aber neigte sich freudig und tief gerührt über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Da wenige Tage darauf die Belagerer die Stadt ernstlich und in der Nähe zu beschießen anfingen, und besonders das in der Neustadt und Sudenburg aufgepflanzte Wurfgeschütz in den obern Stockwerken der Häuser keine Sicherheit mehr gestattete, so mußte

Georg nach einem Zimmer im Erdgeschoß gebracht und es konnte ihm nun nicht länger verschwiegen werden, in welcher Lage sich die Stadt befand. In seinen erloschenen Augen dämmerte eine dunkle Glut auf, da Vollrad ihm erzählte, was indeß vorgegangen. „Warum muß ich hier liegen?“ seufzte er, und als Vollrad das Zimmer verlassen hatte, sprach er mit matter Stimme: „Gottes Hand liegt schwer auf mir. Warum ist mir's versagt, ein elendes und verworfenes Leben mit Ehren und zum Nutzen meiner Vaterstadt zu enden!“

Von dem Augenblick an, da Georg, außer Gefahr, der Besserung rasch entgegen ging, hatte Klara sich zurück gezogen und erschien nur in Begleitung ihres Gemahls an seinem Lager; Therese aber blieb seine treue Wärterin, bis er im Stande war, das Bett zu verlassen.

Die mächtige Sehnsucht und Begier in Georgs Herzen, sich in den Kampf zu mischen, schien allgewaltig selbst dem Körper zu

gebieten, der wunderbar ſchnell von ſeiner Krankheit erſtand. Schon nach wenig Tagen verſuchte Georg einen Gang außer dem Hauſe, und als die Magdeburger ſich zu dem Ausfall rüſteten, war er feſt entſchloſſen, mitzuziehn. Weder die Vorſtellungen ſeines alten Dieners, noch Thereſens Bitten vermochten ihn zurück zu halten. Thereſe lief in höchſter Unruhe im Zimmer hin und her, auf einmal blieb ſie vor ihm ſtehen, ſchlang die Arme um ſeinen Hals und rief in Thränen ausbrechend: „Wenn Du ſtirbſt, will ich auch nicht leben! ich gehe mit Dir, ich laſſe Dich nicht!“ — „Wenn Du mich liebſt,“ ſprach Georg: „was kannſt Du mir denn beſſeres wünſchen als den Tod?“ und damit, ſanft ſich von ihr losmachend, langte er ſeine Büchſe von der Wand und eilte aus der Thür. Indem er aber hinaus trat, kam Herr Vollrad ihm entgegen und fragte ihn, wohin er ſo gerüſtet eilen wolle, und da Georg ſeines Vorhabens kein Hehl hatte, trat er erſchrocken und erbleichend zurück, und ſprach

mit bewegter Stimme: „Georg, mein Sohn, Du wirst doch nicht also Deinen Vater betrüben? Wenn keine Kugel Dich trifft, wird doch die Anstrengung Dich tödten!“ Da warf sich Georg zu seinen Füßen und umschlang seine Knie: „Vater! Vater!“ rief er heftig aus, plötzlich aber riß er sich wieder empor und stürzte in sein Zimmer zurück. „Nein, nein,“ rief er: „ich bin's nicht werth, ihn Vater zu nennen! hat diese verfluchte Hand nicht den Dolch gezuckt auf sein Herz?“ — Therese näherte sich ihm ängstlich. „Siehst Du nicht,“ fuhr er, gegen sie gewendet, fort: „siehst Du nicht den gräßlichen Buchstaben an meiner Stirn? das heißt Vatermörder! Du kannst ihn nicht wegwischen. Mein Blut nur wäscht ihn ab!“ Er eilte von neuem nach der Thür. Therese ergriff ihn beim Arm: „Und Deines Vaters Bitte hörst Du nicht?“ Er blieb stehen und ließ sich von ihr zurück führen. „Und wer,“ hub sie wieder an: „wer wird Deinen Vater, wer wird Klaren schützen, wenn es viel-

leicht zum äußersten kommt und die Feinde uns überwältigen?" Er schaute eine Weile starr vor sich hin, dann reichte er seine Waffe Theresen hin, sank erschöpft in einen Stuhl und sprach mit matter Stimme: „Ach, wäre es mir doch wenigstens vergönnt für sie zu sterben!" — Therese wendete sich von ihm ab, trat an das Fenster und weinte still.

Die Lage der Stadt ward indeß mit jeder Stunde bedenklicher und von Wällen und Thürmen schauten sehnsuchtvolle Blicke nach allen Seiten aus, ob die versprochene schwedische Hülfe sich nirgend zeigen wolle. Gegen Ende des April hatte der König seine Ankunft verheißen; aber der Monat war vorüber und Gustav Adolph zögerte noch immer. Dagegen erwiesen sich die Kaiserlichen desto thätiger. Am Heideck führten sie einen breiten Damm von Reisern und Erde

über den Graben, ohne daß Falkenberg mit aller Gegenwehr es hindern konnte, und auf der Seite der Neustadt mußte die Besatzung täglich mehrere Mal Pappenheims Truppen, welche bis in den Stadtgraben vordrangen, durch Ausfälle mit dem Degen in der Faust zurücktreiben, ja Pappenheim ließ aus dem Bollwerk an der Neustadt alle Sturmpfähle ausgraben und endlich einige hundert Sturmleitern anlegen. Alles war in der bangsten Erwartung eines Sturms. In den meisten Häusern fing man an, den besten Theil seiner Habe zu verstecken und zu vergraben.

Auch Vollrad war darauf bedacht, was er an baarem Gelde, Silbergeschirr oder andern Kostbarkeiten besaß, mit Zuziehung Georgs und eines alten vertrauten Handlungdieners in Sicherheit zu bringen, und sie hatten bereits einen Theil davon in einer Nacht im Garten vergraben, als einige bei einem Ausfall gemachte Gefangene die willkommene Kunde in die Stadt brachten, daß die Kaiserlichen, aus Furcht vor den Schwe-

den, bereits Brandenburg, Rathenow und andere Orte verlassen hätten und die schwedische Reiterei schon bis über Nauen und Zerbst hinaus streife.

Diese Nachricht verbreitete allgemeine Freude und belebte die welkende Hoffnung von neuem. Auf allen Straßen standen heitere Gesichter zusammen; Bekannte und Unbekannte drückten sich freundlich die Hand; man glaubte sich schon gerettet, und obgleich Tilly am 7. Mai, wahrscheinlich durch dieselbe Nachricht zu Anwendung des Aeußersten getrieben, die Stadt wieder aus 8 Batterien auf's heftigste zu beschießen anfing und die ganze Nacht und den folgenden Tag damit fortfuhr, so vermochte dieß doch den frisch gestählten Muth der Belagerten so wenig zu beugen, daß, als von dem kaiserlichen Feldherrn eine neue, dringende Aufforderung zur Uebergabe eingelaufen war und der Magistrat, am neunten früh, die gesammte Bürgerschaft in den Häusern der Viertelsherren versammeln und ihnen die Frage vorlegen

ließ: ob man mit dem Tilly wegen der Uebergabe unterhandeln solle oder nicht? nur einige Viertel sich für die Unterhandlung erklärten, andere alles dem Gutachten des Magistrates überließen, die meisten aber durchaus von keiner Uebergabe hören wollten.

Der Magistrat indeß, welchem die höchst gefahrvolle Lage der Stadt besser bekannt war, kam von neuem auf dem Rathhause zusammen und auf den nachdrücklichen Bericht des Rathherrn Otto von Gericke, als Bauherren, daß der Feind an dem Bollwerke bei der Neustadt bereits alle Sturmpfähle ausgegraben und die Besatzung daher stündlich dem Ueberfall ausgesetzt sey, nahm der Syndicus, D. Johann Denhardt, das Wort und stellte vor: „was die Stadt denn endlich anfangen wolle, da es ihr an Pulver fehle und sie den Feind bis an die Wälle habe vordringen lassen? Der Rath möge es bedenken und nicht so viel tausend Menschen in's äußerste Verderben stürzen." Hierauf faßten die Anwesenden endlich den Entschluß, die

Unterhandlung mit dem kaiserlichen Feldherrn zu eröffnen und meldeten dieß dem schwedischen Commandanten. Doch sollte der Trompeter mit der Antwort auf das Tilly'sche Schreiben erst den andern Tag zurückgesendet werden, da man vor der Rückkehr desselben in's Lager keinen Sturm befürchten zu dürfen glaubte und auf diese Weise noch die kostbare Frist eines Tages zu gewinnen hoffte.

Während dieser Zeit war die Besatzung sowohl als der größte Theil der Bürgerschaft beinahe unablässig unter den Waffen und auf den Wällen gewesen, und Georg, dem die Anführung eines kleinen Hausens vertraut worden war, ließ sich nicht abhalten, dem Geringsten gleich, sich jeder Beschwerlichkeit und Gefahr zu unterziehen.

Am neunten, Nachmittags, schwieg auf einmal das feindliche Geschütz rings um die Stadt; der Thurmwächter auf dem Dom berichtete, daß von den Batterien an der Sudenburg die Stücke abgeführt würden. Freu-

dig glaubten die Belagerten darin die Bestätigung ihrer Hoffnungen zu erkennen. Weil man indeß späterhin einige ungewöhnliche Bewegungen des Feindes entdeckte, so wurden dennoch für die nächste Nacht die Maßregeln der Vorsicht verdoppelt und auf den Fall eines Sturms alles zum kräftigsten Widerstande bereit gehalten. Georg aber, unter der fortgesetzten Anstrengung endlich erliegend, eilte gegen Abend nach Hause, die gänzlich erschöpfte Kraft durch einige Stunden Schlaf zu stärken und nachdem er Vollraden seine Hoffnung mitgetheilt, daß diese die letzte bange Nacht seyn werde, warf er sich angekleidet auf sein Lager.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als er sich beim Arm ergriffen und unsanft gerüttelt fühlte. Er hatte Mühe sich dem Schlafe zu entwinden, und als er die Augen aufschlug, sah er Theresens Großmutter, eine Lampe in der Hand, vor seinem Bette stehen. „Schlaf nur, schlaf!" sprach sie in sich hinein mit dumpfer Stimme: „Euer Erwachen

wird schrecklich seyn!" — Georg richtete sich erschrocken empor und starrte sie an. Sie fuhr fort: „Merk wohl auf, was ich Dir sage. Es könnte doch endlich kommen, daß Gott die Schaale seines Zorns ausgöss' über diese Stadt und Euer thöriger Widerstand sie der Rache ihrer Feinde in die Hände lieferte; drum sage ich Dir, rasse was Du kannst an Gold und Kleinodien zusammen, und das thue ohne Verweilen und wenn der entscheidende Augenblick gekommen und die Kaiserlichen eindringen in die Stadt, dann nimm Klaren an die Hand und halte Dich zu mir: Euch will ich retten." — Als sie dieß gesagt hatte, ging sie eilig hinweg; an der Thür aber wendete sie sich noch einmal und sprach: „Gedenke meiner Worte und säume nicht! die Augenblicke sind theuer diese Nacht. Ich habe noch viel zu thun." Damit schlüpfte sie hinaus. Georg wollte aufspringen und ihr nacheilen, daß sie ihm Rede stünde, doch eine betäubende Mattigkeit lag mit bleiernem Gewicht auf seinen Gliedern,

mit Gewalt drückte der Schlaf auf seine Augenlieder und über dem Bestreben selbst, sich seiner zu erwehren, schlief er ein, wachte jedoch bald nachher wieder auf und schlief von neuem ein, und so lag er lange Zeit und arbeitete sich ab in beständigem Ringen mit dem Schlafe. Endlich gelang es ihm, sich zu ermannen. Er sprang auf; sein erster Gedanke war, die Alte aufzusuchen. Er eilte nach dem Hofe, wo sie jetzt wohnte; auf der Schwelle ihres Gemachs trat ihm Therese ängstlich und verstört entgegen. Sie hatte einige Papiere und einen Ring in der Hand, den er alsbald für den Ring seiner Mutter erkannte. Sie reichte ihm beides hin und sprach: „Nehm hin! das ist Euer Eigenthum und nur in Eure Hände gehört es!“ Georg aber, dem lediglich die wunderlichen Reden der Alten zu Sinne lagen, fragte sie hastig nach ihrer Großmutter. Therese schüttelte den Kopf. Indem fiel ihm ein, daß sie wohl in ihrer alten Wohnung seyn könn-

te und er lief daher schnell die Treppe hinauf, sie dort zu suchen.

Als er sich dem steinernen Heiligenbilde auf dem Gange näherte, sah er schon von weitem die Lampe der Alten davor stehen; sie selbst aber war nicht dabei. Es fiel ihm ein, wie er sie hier zuerst getroffen und wie sie damals behauptet, daß sie die Heilige oft weinen gesehn, und indem er nach dem Bilde hinschaute kam es ihm in diesem Augenblicke wirklich so vor, als blinkten Thränen in dessen Augen und als öffnete sich sein Mund zum schmerzlichen Weheruf. Er beschleunigte seine Schritte. — Das Zimmer der Alten war leer. Er rief ihren Namen mehrere Mal; nur der Wiederhall antwortete ihm aus den langen Gängen. Von einer bangen Ahnung getrieben, eilte er wieder die Treppe hinab, sich mit Vollrad zu berathen. Der Diener, welcher im Vorhause wachte, meldete ihm, daß Herr Vollrad, der ebenfalls mehrere Nächte ohne Schlaf verbracht, bei der Ruhe, die in der Stadt herrschte, eben zu

Bett gegangen sey. Allein für Georgen war hier kein Bleibens; er verließ das Haus und begab sich nach dem Wall.

Dort war indeß alles ruhig. Die tiefste Stille herrschte im kaiserlichen Lager; keine Bewegung war zu spüren, kein Laut tönte herüber; man glaubte alle Gefahr verschwunden und erwartete sehnsuchtvoll den Morgen, daß sein Licht die süße Hoffnung endlich errungener Befreiung bestätigen möge.

Endlich rötheté sich der Himmel in Osten; heiter und herrlich geht der gräßliche zehnte Mai über der unglücklichen Stadt auf. Tausende begrüßen ihn als ihren Befreier und ahnen nicht das Verderben, welches er in seinem Schooße trägt. Die Stille im feindlichen Lager dauert fort; der schwedische Kommandant, durch sie betrogen, begiebt sich unbesorgt auf das Rathhaus; ein Theil der Bürger folgt ihm dahin und die größere Hälfte der Offiziere, Soldaten und Bürger, von Nachtwachen erschöpft, eilt nach Hause, sich in den Armen des Schlafs von der lan-

gen Anstrengung zu erholen. Auch Georg, von dem Schlummer der vergangenen Nacht mehr ermattet als gestärkt, folgt dem Zureden seiner Bekannten, kehrt heim und legt sich noch einmal zur Ruhe. Vollrad war nach dem Rathhause gegangen, wo der Trompeter an Tilly abgefertigt werden sollte.

Draußen aber im kaiserlichen Lager war vorsichtig und in größter Stille während der Nacht alles zum Sturm vorbereitet worden, und als die Sonne aufging, harrten die mord- und raubgierigen Schaaren, in den Laufgräben und hinter den Mauertrümmern der Vorstädte gelagert, ungeduldig auf die sechs Kanonenschüsse, welche das Zeichen zum Angriff geben sollten. Tillys Bedenklichkeiten verzögerten es noch.

Um sieben Uhr endlich donnern die Kanonen und Pappenheim wirft sich mit seiner ganzen Macht, unter dem Feldgeschrei: Jesus Maria! jeder Soldat eine weiße Binde um den Arm, auf die hohe Pforte und das neue Werk, überwältigt die geringe, über-

raschte und schlaftrunkne Besatzung nach kurzem Widerstande und ersteigt die Werke. Andere Truppen dringen zur selben Zeit um das Rondel am Fischerufer durch die seichte Elbe ohne Mühe in die Stadt.

Plötzlich hört man auf dem Rathhause, wo Falkenberg noch einmal in einer feurigen Rede den Entschluß des Magistrats umzustimmen versucht hatte, den Wachter vom Johannisthurm herab Sturm blasen, sieht die Kriegsfahne ausgestreckt, die Sturmglocken angeschlagen, ein schreckliches Musketenfeuer erhebt sich und wird immer heftiger. Otto von Gerike, der nach dem Fischerufer geeilt war, bringt die Nachricht zurück, daß die Croaten bereits in der Stadt und mit Plünderung der Fischerhäuser beschäftigt sind. In größter Bestürzung begiebt sich der Magistrat auf den Markt. Man sendet Trommelschläger ab, die noch um einen Accord bitten sollten. Falkenberg wirft sich auf's Pferd und eilt mit einiger, schnell zusam-

mengeraffter Mannſchaft nach der Gegend des neuen Werks.

Unterdeſſen läuft die Schreckenspoſt durch alle Straßen und das furchtbare, immer ſtärker anwachſende Getöſe giebt den aus ruhigem Schlummer Emportaumelnden ſogleich die ſchreckliche Beſtätigung.

Im Vollradſchen Hauſe drangen einige der erſchrockenen Hausgenoſſen in Georgs Zimmer und weckten ihn. Er ſprang auf und warf ſeine Kleider über. Klara ſtürzte bleich und händeringend herein und hinter ihr auch Vollrad. „Es iſt alles verloren!“ rief er athemlos. „Die Kroaten ſind bereits in der Stadt!“

Georg verſprach ſichere Nachricht einzuholen und begab ſich in Begleitung eines Dieners hinweg. Draußen aber fielen ihm die Worte der Alten ein; er kehrte deshalb zurück, empfahl Vollraden, ſich wohl mit Geld zu verſehen und lief dann, jene aufzuſuchen, doch vergebens; weder ſie, noch auch Thereſe war zu finden.

Als er auf die Straße trat, empfing ihn schon das Jammergeschrei der Weiber und Wehrlosen, die in höchster Angst hin und wieder liefen; aus allen Häusern stürzten, noch halb schlaftrunken, bewaffnete Bürger und eilten nach den Wällen. Georg sammelte einige derselben um sich und setzte seinen Weg nach der Gegend des Marktes fort. Das Musketenfeuer schien sich zu nähern, zwischen durch hörten sie wildes Jauchzen. Sie beschleunigten ihre Schritte. Auf einmal kam ihnen das Geschrei entgegen: „Falkenberg ist erschossen! alles verloren! Die Feinde schon in der Lakenmackerstraße!“ Einzelne Flüchtlinge, größtentheils verwundet, bestätigten es. Schon hatte Falkenberg am neuen Werk die Kaiserlichen in Unordnung zurückgetrieben, als eine Kugel ihn, tödtlich verwundet, niederstreckte. Ohne Anführer, endlich auch ohne Munition, wichen die Soldaten in die Stadt zurück und mit den Fliehenden zugleich drangen auch die Feinde durch das Thor.

Einige von Georgs Begleitern stutzten, andere schritten muthig vorwärts und Georgs Zureden bewog endlich auch die Uebrigen, ihm zu folgen. Seitwärts von der Gegend des Krokenthors her, erhob sich indem ein neues heftiges Schießen; vor ihnen stiegen dicke Rauchwolken empor, denn Pappenheim hatte unweit der hohen Pforte einige Häuser in Brand stecken lassen. So gelangten sie in die Lakenmacherstraße.

Hier hatte indeß ein wackerer Hauptmann, Namens Schmidt, die Weichenden ermuthigt, die Fliehenden gesammelt und führte sie von neuem gegen die andringenden Feinde. Georg und die Seinigen blieben nicht dahinten; mit jedem Augenblicke mehrte sich der Haufe durch die herbeieilenden Bürger; wüthend warfen sie sich auf den Feind und es gelang ihnen nach einem hartnäckigen Kampfe, ihn bis an den Wall zurückzutreiben. Doch hier wendete das Glück der heldenmüthigen Schaar den Rücken: der tapfre Hauptmann fällt schwer verwundet; in demselben Augenblick

greift Pappenheim, der seiner Reiterei mit Piken und Haken einen Uebersteig über den Wall gebahnt hatte, mit derselben unter Pauken- und Krompetenschall die Magdeburger an, und als nun zugleich auch Tilly selbst durch das überwältigte Krökenthor mit frischen Schaaren eindringt und die Kanonen von den Wällen gegen die Straßen richten läßt, da weichen endlich die Ermatteten der Uebermacht und die letzte Hoffnung Magdeburgs erlischt.

Während die Kaiserlichen mit furchtbarem Freudengeschrei die Fliehenden verfolgen und einzelne Haufen der letztern noch immer wieder, an mehrern Orten der Stadt, sich zu verzweiflungvollem, doch vergeblichen Widerstande sammeln, eilte Georg, seines Vaters und Klarens eingedenk, nach Hause zurück.

Hier lief alles in der größten Verwirrung durch einander. Es hatten sich viele Leute, größtentheils Frauen und Kinder, aus der Nachbarschaft eingefunden, die Rath und Hülfe von Herrn Vollrad begehrten; von den

Hausgenossen waren einige mit Sicherung ihrer Habe, andere mit Anstalten zur Vertheidigung beschäftigt. Vollrad kam ihm entgegen und fragte ihn ängstlich, was noch zu hoffen sey. „Es ist nichts mehr zu hoffen!“ rief Georg: Die Stadt ist in Feindes Händen. Ein jeder mag nun zu dem Seinigen sehen!“ Da erhub sich unter den Frauen ein allgemeines Wehklagen und Jammern, und alles, was nicht zum Hause gehörte, machte sich in grosser Angst und Bestürzung schleunig hinweg; Georg aber befahl, Thür' und Fenster zu verrammeln, Allen Muth einsprechend und tröstend: daß nur der erste Anlauf zu fürchten sey; wenn es ihnen nur gelänge, diesen abzuwehren; die Ordnung würde bald wieder hergestellt seyn. — Indem sie nun bei diesem Geschäft waren, vernahmen sie auf einmal ein so schreckliches Krachen von Kanonen und kleinem Gewehr, daß sie meinten, das Haus stürze zusammen; es dauerte aber nur einen Augenblick; darauf erfolgte ein furchtbares Geschrei und dann

ward es ganz still. Alle horchten voll banger Erwartung: da wurde heftig an die verschlossene Hausthür gepocht. Einer sah den Andern erschrocken an und keiner wollte hingehn zu öffnen oder zu fragen; endlich lief Georg die Treppe hinan nach dem obern Stockwerk und schaute dort aus dem Fenster. Ein kleiner Knabe stand vor der Thür, und als er auf Georgs Zuruf in die Höhe sah, und um Gotteswillen schleunigen Einlaß verlangte, erkannte Georg mit Erstaunen, daß es Therese sey. Er eilte hinab, zu öffnen. Therese, in männlicher Kleidung, das Schwert an der Seite, eine weiße Binde um den Arm, stürzte odemlos herein. Sie lief auf Klaren zu, umschlang ihre Kniee und rief: „Mit Euch will ich leben, oder sterben, wenn ich Euch nicht retten kann!“ Vollrad und Georg fragten voll Verwunderung, wo sie gewesen? wie sie zu solcher Kleidung komme? wo ihre Großmutter sey? „Fragt jetzt nicht,“ sprach sie: „sondern thut was noch zu thun ist, denn wenig Augenblicke nur sind noch

unser. Aller Widerstand ist gebrochen. Wie eine schüchterne Heerde treiben die Kaiserlichen Eure Bürger zu Tausenden vor sich her und hauen sie nieder ohne Gegenwehr.“ Da Georg aber fortfuhr nach ihrer Großmutter zu fragen, zog sie ihn bei Seite und sprach: „Ach, sie ist in Sicherheit. Sie wollte Euch retten; doch zu spät. Ich war mit ihr in einem Hause, unweit der hohen Pforte, als der Sturm begann und sie wollte mich noch weiter schleppen; doch ich machte mich los und mitten durch Feind und Freund hat die heilige Jungfrau mich hieher geleitet.“

Georg wollte noch weiter fragen, allein der Lärm, der plötzlich draußen entstand, unterbrach ihn. „Sie kommen!“ rief Therese. Ein gräßliches Jauchzen und Jubelgeschrei: „All gewonnen! all gewonnen!“ erfüllte die Luft, Trommeln wirbelten, Reiterei sprengte durch die Straße; sie hörten Thüren aufschlagen und zwischen durch das Wehgeschrei der Flüchtenden und Gemißhandelten. Händeringend warf sich Klara, heulend stürzten

die Mägde auf die Knie und beteten laut. Schon donnerten Kolbenschläge gegen die Thür. Vollrad, weniger für sich und seine Habe, als für Klaren besorgt, entschloß sich, das Haus preiszugeben und lieber in den Garten zu flüchten, bis der erste Anlauf vorüber sey und so zog er hinaus mit allen den Seinigen, bis auf den ältesten Handlungsdiener, welcher durchaus nicht zu bewegen war, das Haus zu verlassen. Auch Georg wollte bei ihm zurückbleiben, allein Vollrads und Klarens Bitten rissen ihn mit sich fort.

Ein kleines Haus stand am äußersten Ende des Gartens im Gebüsch versteckt und dort hinein gingen sie. Sie hörten bald, wie in dem Wohnhause die Thüren eingeschlagen, Fenster und Hausgeräth zertrümmert wurden; sie hörten das Toben und Fluchen der Plünderer im Hofe, ja einmal drang ein wilder Haufe bis in den Garten und durchsuchte alle Winkel. Georg zog sein Schwert und stellte sich an die Thür. Doch wie durch ein Wunder entging ihr Zufluchtort den raub-

ihr mit Gewalt abriß, der andre aber sie um den Leib faßte, willens sie mit sich fortzuführen; da blieb Georg nicht länger seines Zornes Meister und mit einem gewaltigen Streiche schlug er den frechen Räuber nieder, daß er in seinem Blute sich am Boden wälzte. Brüllend vor Wuth stürzte nun die ganze Rotte auf ihn los. Er aber stellte sich vor eine kleine Brücke, die zu dem Eingang des Hauses führte, an seine Seite sein alter Diener, der schnell Theresen das Schwert aus der Hand genommen hatte, und so mähten sie unter den dichten Haufen so grimmig hinein, daß die Angreifer stutzten und zurückwichen. Doch indem Georgs Diener seinen Vortheil zu hitzig verfolgte, erhielt er von hinten mit einem Spitzhammer einen Schlag auf den Kopf, der ihn sogleich zu Boden streckte. Georg sah ihn fallen, sogleich aber auch sah er Theresen, die das Schwert des Gefallenen aufraffte und wüthend damit um sich hieb. Ein Kroat unterlief sie und wollte es ihr entringen: schnell besonnen riß sie ih-

ren Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn jenem in's Herz. Da indeß der Hause der Angreifenden sich immer noch durch die vorübereilenden Soldaten mehrte, fügte es sich, daß einer herbeigelaufen kam, der zwei Musketen trug. Dieser machte sich Platz, legte an und schoß: und tödtlich getroffen sank Therese zu Georgs Füßen nieder. Der zweite Schuß traf Georgen und zerschmetterte ihn den linken Arm. „Rette Deinen Vater!" stammelte Therese. Georg zog sich auf de Brücke zurück, und des zerschmetterten Arms nicht achtend, vertheidigte er den Eingang des Hauses noch immer mit verzweifeltem Muthe; doch fühlte er, wie sein Arm ermattete und seine Kräfte sanken.

Da sprengte ein Offizier herbei mit einigen Reitern und da er Georgen also stehn sah auf der Brücke, wie einen Engel mit dem Flammenschwert, rechts und links niederschmetternd, was ihm zu nahen wagte, da schrie er den Rasenden zu: halt ein und machte sich Bahn durch den tollen Schwarm.

Georg blickte auf und erkannte den Hauptmann Montenero; in diesem Augenblick aber stieß ihm ein Wüthender die Partisane durch den Leib. Er taumelte zurück und sich an einem Pfahle aufrecht haltend rief er dem Hauptmann zu, mit matter Stimme: „Montenero, ich habe Dein Leben gerettet, rette nun diese dort!“ indem er nach dem Hause zeigte und so sank er zur Erde.

Der Hauptmann ließ schnell das Haus durch seine Reiter besetzen und da der Haufe gegen diese nichts zu unternehmen wagte, zogen sie schimpfend und fluchend von dannen. Er sprang vom Pferde und näherte sich Georgen. Müssen wir so uns wiedersehen! rief er schmerzlich aus. Georg zeigte nach dem Hause und sprach: „Dort ist mein Vater und Klara! bringe sie in Sicherheit.“ Indem stürzten auch schon Volrad und Klara aus dem Hause, und da sie Georgen so in seinem Blute schwimmen sahen, warfen sich Beide lautschreiend neben ihm nieder. Freudig lächelnd aber ergriff er Klarens Hand

und sprach: „Beruhigt Euch! ich sterbe einen schönen Tod.“

Er verlor viel Blut; hier war keine Hülfe zu erwarten; der Hauptmann befahl daher, daß zwei von den Reitern ihn behutsam vor sich auf die Pferde nehmen sollten; ein gleiches geschah mit Theresen, die mitten durch die Brust geschossen, ohne ein Zeichen des Lebens da lag. Langsam setzte sich der Trauerzug nach dem nächsten Dorfe in Bewegung und wie sie über das Feld so dahinzogen, erblickte Georg den wohlbekannten Drudenbaum auf dem Hügel, wo er vor wenig Monden, in die Heimath rückkehrend, gesessen. Er begehrte durchaus dorthin gebracht zu werden und stand nicht ab davon. Der Hauptmann ergab sich endlich seinem Verlangen, doch sandte er einige Reiter aus nach Hülfe und Vollrad fügte das Versprechen einer großen Belohnung hinzu, wenn sie schleunig einen Wundarzt herbeischafften.

Auf dem Hügel verlangte Georg so gesetzt zu werden, daß er mit dem Rücken gegen

die Eiche gelehnt, die Aussicht nach der Stadt hätte.

Da lagen nun die Thürme in Rauch und Flammen gehüllt vor ihm, ein verworrenes, schreckliches Getöse und Geschrei drang bis zu ihm herüber, und er lag blutend und sterbend unter dem Baume und alles war also erfüllt, wie er es damals auf derselben Stelle zwischen Traum und Wachen vor sich gesehen.

„Gebt Euch keine Mühe weiter!“ sprach er zu Vollrad und dem Hauptmann, die versuchen wollten sein Blut zu stillen, und reichte lächelnd der neben ihm knieenden Klara die Hand. — „Es ist vorbei! Hier will ich sterben. Mein heißer Wunsch ist mir gewährt: ich sterbe für Dich und meinen Vater, und dieses strömende Blut wäscht mich rein von meiner Schuld. Jetzt, Vater, mag ich Dich um Deinen Segen bitten. Ich bin Dein Sohn, ich bin Franziska's Sohn!“ — Vollrad sprang empor und starrte ihn an. „Ja, er ist's!“ schluchzte Klara „Nicht mein Bruder, Dein Sohn, Franziska's Sohn!“

Da hob Vollrad Augen und Hände gen Himmel, Thränen brachen aus seinen Augen und er warf sich auf seine Kniee, faltete die Hände und betete lange mit gesenktem Haupte; darauf erhob er sich, faßte Georgs Hand und rief: „mein Sohn! mein Sohn! warum hast Du mir das gethan! warum erst jetzt, erst jetzt!“

Indem rief die Magd, welche mit Theresen beschäftigt war: „Sie lebt, sie schlägt die Augen auf!“ und da alle sich nach ihr hin wandten, richtete sich Thereſe mühsam mit halbem Leibe empor, sah sich um und sprach mit leiser Stimme: „Wo bin ich?“ und Georgen erblickend loderte das erloschene Auge noch einmal in heller Flamme auf und sie fuhr lächelnd fort: „Bei Dir! bei Dir! Wohlan, wir wollen mit einander gehn.“ — Sie begehrte, daß man ein Papier aus ihrer Tasche nehmen und es Vollraden überreichen solle. Es enthielt Franziska's Ring und die Papiere, welche die Alte einst Georgen zugestellt hatte. Zugleich fiel ein Blatt Per-

gament mit heraus und der Hauptmann erkannte mit Erstaunen unter einem doppelten Kreuz und der Losung: „Jesus Maria!“ Tillys Siegel und Unterschrift.

Hierauf faßte Therese Georgs und Klarens Hände, die sie ihr entgegen reichten, in der ihrigen zusammen, sank erschöpft zurück und schloß die Augen und wie ihre Hand immer kälter und kälter ward, wurde auch Georgs Angesicht immer bleicher, seine Züge immer starrer. „Bete für mich, Klara!“ sprach er endlich leise — und sich zu Vollrad wendend: „Vater, gieb mir Deinen Segen!“ und indem dieser ihm weinend die Hände auf das Haupt legte, brachen seine Augen und der Segen des Vaters geleitete seine Seele hinüber von der blutigen Erde in das Land des Friedens.

Der herbeieilende Feldarzt kam eben recht, um Vollrad und Klaren seine Hülfe angedeihen zu lassen. Der Hauptmann führte sie nach dem nächsten Dorfe und von dort weiter nach Halberstadt.

Georg und Thereſe liegen neben einander zu Fermersleben begraben.

Nur wenige Wochen überlebte Klara den ſchrecklichen Tag und Gott erhörte Vollrads Gebet, und bereitete ſeinem nun ganz verwaiſeten Herzen, bald die Ruheſtatt an ihrer Seite.

Dresden,
gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.